

G. R. HEYER

# Menschen in Not

ÄRZTEBRIEFE AUS EINER  
PSYCHOTHERAPEUTISCHEN  
PRAXIS.

HIPPOKRATES-VERLAG

Der Verfasser zeigt dem Leser in den 28 Abschnitten seines Buches, daß die heutige ärztliche Seelenheilkunde kein abseits stehendes Teilgebiet mehr ist, sondern bis in die Diagnostik und Therapie hineinreicht.

Lange bevor das Schlagwort „Psychosomatik“ geprägt wurde, hat der Internist, Nervenarzt und Psychotherapeut Heyer im körperlichen Geschehen den Ausdruck seelischer Kräfte erkannt, im seelischen Geschehen die Innerlichkeit des Körperlichen. Die unauflöslliche Verbundenheit beider Aspekte zeigte sich ihm in hypnotischen Versuchen und Krankenbehandlungen.

Die einzelnen Kapitel des vorliegenden Buches sind Briefe, die der Verfasser an Kollegen und Patienten schrieb. Die Briefe führen die vielfältigen Leiden vor Augen, die jeder Arzt in der täglichen Sprechstunde zu behandeln hat: Störungen der Atmung, des Kreislaufs, der Verdauung, des Stoffwechsels, Schwierigkeiten und Abirrungen des Geschlechtslebens, Charakterverbiegungen sowie Entwicklungshemmungen usw. Überall ist außer der gründlichen Diagnostik die leib-seelische Therapie in den Vordergrund gestellt, eine The-

*Fortsetzung Klappe 2*

COOPERATIVE VERLAG

50133 GLEICH

# MENSCHEN IN NOT

ÄRZTEBRIEFE

AUS EINER PSYCHOTHERAPEUTISCHEN PRAXIS

VON

DR. MED. GUSTAV RICHARD HEYER  
Facharzt für innere Krankheiten

BAND I

Dritte, veränderte Auflage



HIPPOKRATES-VERLAG STUTTGART

73K 44



902/492-903

(81618)

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung vorbehalten. © Hippokrates-Verlag GmbH., Stuttgart 1957. Printed in Germany 1957. Schutzumschlag: G. Kohler und H. Sigg, Stuttgart. Druckerei: Sommer & Söhne, Feuchtwangen.

## INHALT

<i>Vorwort</i> . . . . .	7
1. Leib, Seele und Geist . . . . .	9
2. Nervöser Schiefhals (Torticollis) . . . . .	15
3. Ein unstofflicher Mensch . . . . .	19
4. Onanieskrupel . . . . .	25
5. Wirtschaftliche Konflikte . . . . .	30
6. Der kluge Steinecklopfers — Vom Rhythmus der Behandlung . . . . .	34
7. Pseudoepilepsie . . . . .	38
8. Heilung durch Hinauswurf . . . . .	43
9. Platzangst . . . . .	47
10. Stottern . . . . .	51
11. Stottern . . . . .	57
12. Entbindung in Hypnose . . . . .	62
13. Entwicklungshemmung eines Kindes . . . . .	65
14. Einwendungen gegen Psychotherapie. Weibl. Fehlentwicklung . . . . .	70
15. Diagnostik aus der Erscheinung . . . . .	77
16. Nervöse Überlagerung bei Multipler Sklerose . . . . .	84
17. Frigidität . . . . .	89
18. Impotenz . . . . .	94
19. Eine Unbehandelbare . . . . .	98
20. Wirkung von Atem-Massage . . . . .	103
21. Enuresis . . . . .	109
22. Stigmatisation . . . . .	115
23. Ulcus duodeni . . . . .	121
24. Wert der Biologie für die Psychotherapie . . . . .	125
25. Homosexualität . . . . .	135
26. Ein schwieriger Untergebener . . . . .	141
27. Nachruf auf J. Wiedemann (München) . . . . .	150
28. Nachruf auf F. Schwenger (München) . . . . .	167

## VORWORT

Die in diesem Buch mitgeteilten Briefe sind im Lauf der Jahre in der Praxis geschrieben worden; sie sind also nicht etwa erdacht. Nur zum Zweck der Verdeutlichung und aus Gründen der Diskretion ist nachträglich einiges geändert worden.

G. R. HEYER

Lieber Kollege,

Ihre Frage, wie wir Psychotherapeuten uns zum Verhältnis von Leib, Seele und Geist stellen, trifft mitten hinein in ein Problem, um das wir alle uns immer wieder mühen. Es ist der Gegenstand dickleibiger und hochgelehrter Wälzer; man hat es in allen Zeiten diskutiert und jeweilig verschieden beantwortet, der wechselnden Anschauung der Epochen entsprechend. Ich bilde mir nicht ein, Ihnen eine erschöpfende und endgültige Antwort geben zu können. Aber vielleicht vermag eine kleine Geschichte Ihnen einiges zu sagen. Manche der Rätsel des Lebens werden ja nicht dadurch beantwortet, daß man sie – in einer verkehrten Art von Klarsein-Wollen – allzu nüchtern und rational analysiert; sondern, so wie Mythen, Legenden und Märchen die Hintergründe aufweisen, können auch wir Heutigen mitunter vom Leben nicht besser sprechen, als indem wir es in Bildern und Geschichten auffangen . . .

Diese Geschichte lautet so:

Auch heuer verbrachte Herr SCHMIDT, wie alljährlich, seine Ferien am Ufer des schönen Chiemsees in Oberbayern. Am Abend seiner Ankunft suchte er im Gasthaus den ihm schon vertrauten Stammtisch auf, um alte Bekanntschaften zu erneuern, um neue zu schließen, um zu hören, was sich in dem abseitigen Winkel inzwischen begeben haben mochte. Unter anderem erzählte man ihm, daß die Gegend einen neuen Doktor habe; der alte sei in die Stadt gezogen. Wie denn der neue sei, fragte Herr SCHMIDT. Nun, meinte nach einigem Besinnen sein Nachbar, er sei „halt ein rechtes Viech“. So weit war SCHMIDT im Laufe der Jahre schon in die Bräuche dieser Landschaft eingedrungen, daß er wußte: ein „Viech“ bedeutet *kein* Schimpfwort, im Gegenteil, es kann Ausdruck besonderer Hochachtung sein (gar, wenn einer ein „*Viech mit Haxn*“ genannt wird). Aber irgendein Ton in den Worten seines Nachbarn schien ihm darauf hinzudeuten, daß in diesem Fall ein solch uneingeschränktes Lob nicht gemeint sei. Er fragte deshalb behutsam weiter – behutsam, denn diese einfachen Leute

lieben es nicht, durch forsches Ausfragen beunruhigt zu werden; sie wissen zwar, aber dies ihr Wissen ist ein „inneres“, ein stilles Befragen dieses Innern muß jeder Aussage vorangehen. Und das verlangt Behutsamkeit, Zeit und Bedacht. Aber sein Nachbar, ein einfacher Ökonom, wußte sich nicht weiter zu verdeutlichen. Schließlich griff der Bürgermeister ein, ein Mann, der wenig zu sagen pflegte, aber allgemein für gebildet galt.

„Weißt du, Herr Sekretär“, wandte er sich an den allgemein beliebten Gast aus dem Norden, „das ist so. Insofern unser neuer Doktor ein Doktor ist, ein Studierter also, insofern ist es nicht recht, daß er ein Viech ist. Denn ein Studierter soll ein rechter Studierter sein und kein Viech. Aber da hinwiederum noch niemand einen Akademiker gesehen hat, der nicht auch zugleich ein Mensch ist, muß der Doktor nicht *nur* ein Studierter sein, sondern auch ein Mensch. Und ein Mensch ist auch nicht *nur* ein Mensch, sondern ein Mensch, der nicht auch ein Viech wäre, ist kein Mensch. Und insofern muß ein Doktor *auch* ein Viech sein. Aber nicht *nur* ein solches! Das hat der HUBERBAUER sagen wollen.“ Dieser nickte beifällig; ja, so war es gemeint gewesen. Und ein anderer brummte – ein altes bayrisches Sprichwort –: „Ja, ja; die Menschen kommen noch alleweil in der Mitten zusammen.“ Herr SCHMIDT saß staunend da. Wieder einmal war ein Blick in die Tiefen der ahnenden Weisheit des Volkes gelungen.

Als er spät abends heimging, unter dem funkelnden Sternenhimmel der Sommernacht, fiel ihm unversehens ein GOETHE-Wort ein, das er vor kurzem gelesen hatte: „Das Tier wird durch seine Organe belehrt; der Mensch belehrt seine Organe.“ Meinte dies nicht ganz Ähnliches? Freilich, als er den Satz GOETHE'S las, hatte er ihn, das verstand er nun, nur so aufgefaßt, daß das Tier draußen, daß die Tiere, wie sie uns umgeben, „durch ihre Organe belehrt“ würden, daß aber *wir* Menschen unsere Organe belehren sollten. Schon das hatte ihm starken Eindruck gemacht: das Wort „*belehren*“; nicht kommandieren oder vergewaltigen also, sondern belehren. Nun aber ging ihm auf, als die Erklärung des klugen Bürgermeisters in ihm nachklang, daß des „alten Heiden“ Wort ja wohl auch meine: es gebe nicht nur uns, den geistigen Menschen, sondern in diesem Menschen gebe es all das: das Tier – das „Viech“ hieß es dort – *in* uns und, unter Umständen, auch den „Doktor“ in uns... Sinnend stand SCHMIDT am Gestade. Eine Reihe von Menschen tauchte vor ihm auf, die er kennengelernt hatte. Tatsächlich – wie wenn er einen Schlüssel gefunden hätte –: so war es! Da gab es der „Doktoren“, die über ihrer Geschick-

heit und ihrem abstrakten Wissen alles Menschsein vergessen, verloren hatten, eine ganze Reihe. Wenn man an sie dachte, waren sie unwillkürlich „der Herr Geheimrat“, der „Herr Lehrer“, ja sogar eine „Frau pensionierte Obersekretär“ fiel ihm ein. Und dann gab es all die vielen blassen, blutlosen, etwas kümmernden und langweiligen Nur-Menschen – all die, bei denen man das „Viech“ vergeblich suchte. Gewiß lauter ordentliche und brave Leute; aber ein wenig fad, dünn und unüberzeugend. Wenn man allzulange in ihrer Gesellschaft gewesen war, verlangte es einen da nicht unwillkürlich nach jenen andern, über deren Art und Leben sich freilich die gute, die allzugute Gesellschaft oftmals entrüstete? In der Schule hatten sie zwar meist nicht besonders gut getan, man munkelte manches über sie, auch später noch. Sie waren nie ganz ordentlich. Aber es war warm und lebendig um sie, sie hatten tausend Einfälle, manchmal respektlose, aber oft auch herzbewegende, frische Ideen. Mancher von ihnen war sogar eine „*bedenkliche Existenz*“, sicher; das waren die, von denen der Freund Bürgermeister gemeint hatte, sie seien allzusehr „Viecher“; Sumpfhühner und Verbummelte nannte man sie daheim.

Und wie derart diese Gestalten den Sinnenden am See durchzogen, stand plötzlich des alten Olympiers Gestalt vor ihm. Sie faßte all das Vielfältige in eines zusammen. Da war der „Doktor“, *der Weise, der wahrhaft Wissende, vom Heiligen Geist angerührt*. Da war der Mensch, der Liebende, der Lebendige, der Volle, Weite und Ganze. Und da war auch der Stürmer und Dränger, der Umgetriebene, der Blocksberggast, der, über den die alten Jungfern – beiderlei Geschlechts – in Weimar tuschelten und die Nasen rümpften. Der Dichter des Faust, der Urworte: zahlloser Liebeslieder; und der, der die Römischen Elegien gesungen und – gelebt hatte. Das war der „*rechte Doktor*“. Ein Mensch rundum, einer, dessen Haupt an die Sterne rührte, und einer, der die Wege dieser Welt ging, der ihre Tiefen und Abgründe kannte wie keiner. Denn, so mußte der Sinnende denken, wie kann denn einer die Höhen ermessen, der nicht auch die Tiefen begriff; wie sollen wir denn Meister der Abgründe sein, ohne die Sicht und Schau der Höhen?

Das, was dem SCHMIDT genannten Menschen an diesem Abend durch den Sinn ging, sind Rätsel von Welt und Mensch, sind die Fragen der Menschheit, seit sie denkt, seit ihrer Vertreibung aus dem Paradiesesschlaf ihrer unerwachten Kindheit. Und es sind deswegen die Fragen, die an jeden herantreten, der das Leben zu meistern auszieht, die Verwirrungen und Irrungen, in die er fällt, wenn er diese Fragen nicht meistert. Es

sind deswegen die Schwierigkeiten und Fehlwege, die der dem Arzt bringt, der ihn in seelischen Nöten aufsucht; mögen sich diese Nöte in ihrem Ausdruck nun präsentieren wie auch immer: als Angst oder in fremd anmutenden Bedrängnissen, als körperliche Störungen mannigfachster Art.

In der Zeit des Materialismus, als man alle Erkenntnis und alles Heil (und alle Heilung) vom Materiell-Mechanischen erwartete, als die Psychiater nur Gehirnanatomen und Stoffwechselforscher waren, bestenfalls sogenannte Experimentalpsychologen (d. h. als man eine „Psychologie ohne Seele“ versuchte), war deswegen die Antwort, die der Arzt dem Ratsuchenden, dem seelisch Leidenden zu geben vermochte, gleich Null. Wenn man erst, so sagte einmal der Vertreter dieser alten Klinik, die Gehirnveränderungen bei der Hysterie erforscht hätte, dann würde man auch da Bescheid wissen.

In der weltanschaulichen Krise, die mit der Jahrhundertwende einsetzte, begann man an dieser, wie sie sich gern nannte, „exakten“ Lehre zu zweifeln; man begriff ihre *Leere*, die Leere an Menschlichem und Seelischem und Innerlichem, die so lange die Augen blind gemacht hatte. Zuerst stieß man, als nun die Psychologen auf die Suche nach dem inneren Menschen gingen, auf seine bisher verachtetsten Seiten: auf das Tier im Menschen, seine *Triebhaftigkeit*, seine *Machtgelüste*. Man fand den „Primitiven“ im ach so zivilisierten guten Europäer wieder. Und, wie es bei neuen Entdeckungen immer geht, dieser Tiefenmensch, dies vorzivilisatorische und vormoralische Wesen wurde nun in *reaktiver Einseitigkeit* für das Eigentliche gehalten, für das Wesen selbst. Der Mensch sei „eigentlich“ „nichts als“, so wurde es Mode zu denken, ein Triebwesen (ein „Viech“ also); und alles andre, das Höhere, Geistige sei nur Verdrängung, ja, genauer besehen, Entartung und Krankheit des urtümlichen Bios. Deswegen erwartete man alle Heilung und alles Heil vom Zurück zu dieser Seite. Es entstand das Gebäude der alten Psychoanalyse (die heute überwunden ist, so sehr sie als Vorstellung in den Köpfen und Schriften selbst von Heutigen noch gelegentlich spukt). Wenn wir dieses Damals von uns her betrachten, so handelte es sich letzten Endes, von allen zeit- und personenbedingten Irrungen und Halbheiten bereinigt, um nichts anderes, als daß der Mensch der Plüschkultur (wie ZIMMER diese Zeit des ausgehenden vorigen Jahrhunderts so treffend nennt) auf das Kreatürlich-Erdhafte auch in unsern eigenen Tiefen erstmals wieder gestoßen war.

Doch schon bald befriedigte das neue Bild nicht mehr. In seinen Studien -- nicht solchen am grünen Tisch, sondern in der grünen Praxis -- stieß

der schweizerische Arzt C. G. JUNG in Zürich auf Inhalte im Psychischen seiner Patienten, die sich unmöglich als verdrängte Regungen des *Tieres* erklären ließen. Er befand sich damals, wie er selber oft erzählt, in aufregenden inneren Auseinandersetzungen. Ursprünglich hatte ihm die sogenannte Sexualanalyse vieles erklärt. Aber was waren das für Motive, auf die er nun stieß? Er forschte und sann -- bis ihm, besonders durch Vergleich mit *Sagen und Mythen* aufging, daß es nicht nur einen Untermenschen der Tiefe, sondern auch einen *Obermenschen der Höhe* gibt. Er stellte fest, daß manche sich gar nicht so sehr schwer tun, den kreatürlich-animalen Anteil ihrer selbst zu begreifen und ihn einzubeziehen, sondern viel schwerer jene andere Wesenseite, die im Entfaltungsprozeß des Bewußtseins ihr Recht ebenso verlangt. Es ist die, die wir mit dem klugen Bürgermeister am Chiemsee den „Doktor“ nennen können.

Gewiß, sagt JUNG, verdrängen viele Menschen aus falscher Erziehung, aus Engstirnigkeit, aus Angst vor konventionell Unerlaubtem ihr „Tierhaftes“. Aber längst nicht alles Unbewußte ist unbewußt, weil es aus dem Bewußtsein verdrängt wird, weder das Erdhafte noch das Geistige! Im Gegenteil: das unbewußte Seelenleben ist wie ein großes Meer; und das uns Bewußte ist nur wie eine Insel in diesem Ozean. Eine Insel freilich, der Faust -- der Mensch -- Land zufügen muß, das er im Leben erobert. Die Quelle, der Grund, das, in dem wir sind, aus dem wir stammen und in das wir einst zurückkehren, ist unbewußt, ist Wurzelreich und ruht in der Nacht. Viele seelische Störungen rühren also nicht daher, daß wir Bewußtseinsinhalte (und gar nur sexuelle) wieder verdrängen; sondern daß wir *nicht zu wachsen verstehen* und *wagen*, daß uns eine notwendige „amplificatio“ unseres Wesens nicht gelingt. Der Geleiter zu diesem Ziel muß der Psychotherapeut ebenso sein, wie er aus feigen Verdrängungen herauslotst.

Damit hatte die Seelenheilkunde den entscheidenden Schritt aus ihren von materialistisch-rationalen Irrtümern getrüben Anfängen getan. Der ebenso um Gott über ihm wie um das Tier unter ihm wissende Mensch war nun Gegenstand des Forschens und der Behandlung geworden, der Mensch, der durch seine Organe belehrt wird und der sie, als auch Doktor, belehrt.

Meine eigene Arbeit und die meines Kreises machen mit dem GOETHE-Wort noch mehr Ernst. Wir nehmen die „Organe“ nicht nur als Symbol des Unbewußten, sondern wir konnten in Experiment und Beobachtung zeigen, daß die Organe wirklich Seelenträger, Repräsentanten und Er-



füller von den „Teilsclen“ sind, die alle in uns wesen. Diese Organe, lebendige Monaden, die ganzheitlichbezogen sind – oder, so sie es nicht sind, eben Neurosen bedingen –, können wir nicht willentlich und intellektuell beherrschen, tyrannisieren oder gar abtöten. Sondern wir müssen sie *belehren*: eine Art des „Umganges mit sich selbst“, in der immer noch viel gesündigt wird. Man würde diesen Umgang mit sich und seiner körperlichen Seele besser verstehen, wenn man diese immer wie – lebendige – Tiere, als das „Viech“ in sich anschaute, und wenn man sich so anfaßte, wie ein verständiger Tierhalter seine Pflegebefohlenen behandelt. . . . Aber da sind es nicht nur die materialistischen, sondern mehr noch *weltanschaulichen* Voraussetzungen, die das dem Menschen erschweren.

Das Wichtigste vielleicht, noch bedeutungsvoller als der therapeutische Fortschritt, den diese Entdeckungen der neuen sogenannten komplexen Psychologie bedeuten: der Mensch ist den Antithesen – Kennzeichen einer primitiven Geisteshaltung – entwachsen, die ihn zum nur-geistigen Wesen, dem „Doktor“, machen möchten oder die nur das Dumpfe, den „Bios“ und das blinde Naturgeschöpf, anerkennen. Er, der Wanderer zwischen zwei Welten, der Wiedervereiniger des überall sonst Getrennten, ist nun wieder *rund* gesehen. Eine wirkliche Anthropologie ist nun möglich. Und er ist wieder eingebettet in die *überpersönlichen Bereiche, den Kosmos*. Denn das, was wir den „Doktor“ nannten, ist Aufblitzen des Göttlichen in ihm, durch ihn hindurch – das Tier aber, in ihm unbewußt und leibhaft in seinen Organen wesend, wird wieder sein Freund: das Pferd, das ihn trägt, die Natur, die heilige Natur, deren Organ er ist. Beide Mächte, die sich in ihm treffen, zu neuer Einung zu binden, nicht aber sie als Widersacher gegeneinander auszuspielen, ist seine königliche Aufgabe. Erst dies führt ihn zu jener Ganzheit, die wir dann, mit dem Weisen von Weimar und dem vom Chiemsee, den wahrhaften, den runden und ganzen *Menschen* nennen.

Das ist die Geschichte, mit der ich auf Ihre Frage zu antworten versuchen will, lieber Kollege. *Mir* hat sie viel gesagt. Ob sie auch Ihnen einiges zuraunt von dem Geheimnis, auf das Ihre Frage zielt?

## 2. NERVÖSER SCHIEFHALS (TORTICOLLIS)

Sehr geehrter Herr Kollege!

Sie waren im Frühjahr 1939 so liebenswürdig, mir den Kaufmann A. zur Behandlung zu überweisen. Es handelte sich um einen typischen Fall von nervösem Schiefhals, von Torticollis.

Dieser bestand seit eineinhalb Jahren. Die Behandlungsversuche, die unternommen wurden, waren mannigfacher Art; sie umfaßten fast alles, was die Klinische wie die Biologische Medizin anzubieten haben; wozu sich noch einige Versuche des Kranken bei Heilkundigen gesellten. Von ärztlicher Seite wurde er behandelt mit Arzneien, mit Diathermie, Bestrahlungen, Hormonen, Rohkost und Fasten; ein Kollege legte ihm einen eisernen Ring um den Hals (welcher sich interessanterweise im Laufe einiger Wochen unter dem Druck der verkrampften Muskeln verbog). Ein weiterer lehnte die Behandlung ab mit der Begründung, es handle sich um einen postenzephalitischen Prozeß. Soweit auf das Seelische überhaupt eingegangen wurde, wurde dem Kranken stets geraten, sich zusammenzunehmen; er solle versuchen, mit dem Willen gegen die Drehbewegung des Halses anzugehen. Ein Laienbehandler zeichnete sich durch besonders bedrohliche Diagnosen aus („Sarkom“ usw.).

Sie können sich vorstellen, in welcher seelischen Verfassung der Kranke war. Auch wenn er an das Sarkom nicht ganz zu glauben vermochte (hatte er doch beobachtet, daß das als Sarkom bezeichnete Muskelpaket am Halse je nach seinem Zustand mal dicker mal dünner, ja manchmal ganz verschwunden war), so beunruhigten ihn die z. T. von prominenter Seite gestellten Diagnosen und mehr noch die völlige Erfolglosigkeit der bisherigen Behandlungsversuche. Auch hatte er, wie ich interessehalber feststellte, für all diese Kuren inzwischen über zweitausend Mark ausgegeben.

Die erste Aufgabe war, das Vertrauen des Kranken zu gewinnen und ihm zur Gewißheit zu machen, daß er nicht organisch, sondern funktionell krank sei und dies auf psychisch-nervöser Grundlage. Da Herr A. zwar in keiner Weise dumm, aber doch ganz primitiv im Niveau ist, mußte mit einer Mischung von ihm verständlichen Erklärungen (mehr minder wissen-

schaftlicher Art) – also etwa im Sinn der sog. Persuasion –, von Vergleichen und auch gelegentlicher Derbheit gearbeitet werden. Die Verständlichmachung der Vor- und Entstehungsgeschichte diente dabei als Leitfaden: der Mann hatte zeitlebens übermäßig gearbeitet, um sein Geschäft aufzubauen und zu vergrößern. Namentlich war er dazu viele Jahre lang außerordentlich viel Auto gefahren, zu jeder Tages- und Nachtzeit, bei jedem Wetter. Er hatte richtig auf sich los gewirtschaftet. Seine starke, bäuerliche Konstitution erlaubte ihm das auch verhältnismäßig lange Zeit. Dabei hatte ihm die viele Arbeit eigentlich schon lange keine Freude mehr gemacht, er konnte auch an und für sich das Geschäft ruhiger betreiben – aber „er komme nicht mehr davon los“. Gelegentliche Urlaubsversuche – richtig ausgespannt hat er eigentlich nie – brach er ab, weil er nichts mit sich anzufangen wußte; er rettete sich vor der Langeweile und der inneren Unzufriedenheit in die Arbeit. Auch die Ehe füllt ihn nicht aus; er steht sich gut mit der Frau, aber innerlich haben sie wenig miteinander zu tun. Er kommt auch nicht auf seine Kosten in intimer Hinsicht: während die Frau höchstens alle acht bis vierzehn Tage für ihn da ist, möchte er selber öfter verkehren. Außerdem üben beide seit mehreren Jahren ausschließlich den coitus interruptus aus.

Vor gut einem Jahr bemerkte A., daß es ihm beim Autofahren den Kopf seitwärts drehte. Das geschah nicht, wenn der Wagen stand. Aber schon das Schütteln bei angelassem Motor genügte bald, um den nervösen Mechanismus auszulösen. Einige Zeit später litt er unter Angstfällen, er müsse sterben usw. Allmählich war der Schiefhals bei jeder Bewegung da. Schließlich erwachte er selbst nachts davon.

Teils aus eigener Meinung, so etwas müsse sich doch mit dem Willen unterdrücken lassen, teils auch von seinen Beratern dazu ermuntert, versucht A., mit „Energie“ der Störung beizukommen. Daß es dadurch nicht besser, sondern regelmäßig schlimmer wurde, hat er freilich selbst beobachtet; er meinte aber, er sei eben offenbar noch nicht energisch genug (!).

Zu den Besprechungen gehörte die besonders schwierige Aufgabe, ihm das Unsinnige seiner Willensanstrengungen klar zu machen. Ein Eingehen auf die zweifellos vorhandenen tieferen seelischen Hintergründe – im analytischen Sinne – war jedoch unmöglich. Dazu reichte weder das Niveau des Mannes aus, noch war es möglich, da er die Woche nur zweimal von auswärts in die Stadt kommen konnte.

Ich setzte zwei Behandlungsformen an, nachdem der Sachverhalt soweit geklärt und das Vertrauen gewonnen war. Einmal ließ ich bei einem heil-

gymnastischen Mitarbeiter A.s Haltung korrigieren, und zwar nicht etwa nur die des Halses oder Schultergürtels, sondern des gesamten Körpers. Den häufig gemachten Versuch, lediglich die sichtbar erkrankten Partien zu behandeln, halte ich bei solchen Neurosen für stets verfehlt. Ich selber übte mit A. anfangs das Autogene Training und ließ dies dann unmerklich in tiefe Hypnosen übergehen. In diesen erfolgte zu Beginn mehrfach eine Wiederholung der früher erlebten Angstzustände, ein „Abreagieren“ also; ohne daß es freilich gelang, besondere Inhalte dieser Angst zu erfahren. In den Hypnosen wurde eindringlich suggeriert: vor allem die Gewißheit völliger Heilbarkeit; dann – in möglichst bildlicher Form – eine Vorstellung des richtigen Verhaltens und richtiger Einstellung sowohl überhaupt wie insbesondere bei auftretenden Anfällen der Zwangshaltung: nicht mit dem Willen dagegen angehen! Spielerisch überwinden! Nicht weiter beachten! Außerdem wurde guter Schlaf suggeriert (Allgemeinerholung) und Zigarettenentzug (wirkte immer nur für etwa eine halbe Woche).

A. wurde hierbei zusehends besser. Sein Vertrauen, das ich gewissermaßen auf Vorschub erhalten hatte, bestätigte und festigte sich durch den Erfolg. Selbstverständlich war Autofahren streng untersagt; sonst aber war mäßige Arbeit im Geschäft nicht zu vermeiden. Der coitus interruptus wurde verboten.

Durch äußere Umstände mußte ich die Behandlung nach sechs Wochen abbrechen. Und da auch mein Mitarbeiter bald zum Heeresdienst eingezogen wurde, blieb A. therapeutisch unversorgt. Ich dachte seiner oftmals mit Besorgnis. Da besuchte er mich jetzt plötzlich. Seit der letzten Behandlung sind fast sechs Monate vergangen – aber A. hatte sich eigens für die weite Reise beurlauben lassen (er arbeitet militärisch auf einer Schreibstube und tut leichten Außendienst), um sich zu bedanken und sich vorzustellen. Es ist fast nichts mehr von Schiefhals zu sehen (der Laie würde überhaupt nichts bemerken), und das nach vierzehn Stunden Eisenbahnfahrt III. Klasse nachts.

Interessant ist noch eine kleine Beobachtung, die ich nicht unterschlagen möchte. Ich hatte, wie gesagt, vergeblich nach tiefer liegenden seelischen Ursachen der Erkrankung gefahndet und mir gedacht – aber in keiner Weise dem A. gesagt –, daß es sich um ein Symptom kritischer Art bei der Lebenswende handeln dürfte. Der Mann hatte gelebt und geschafft, als sei er noch 20 oder 30 Jahre, während er die Mitte 30 überschritten hatte. Ich schloß das nicht nur und gar nicht so sehr aus der verminderten

Leistungsfähigkeit, als aus dem inneren Unbehagen, auch der plötzlich entstandenen (Todes-)Angst. Als ich nun mit A. jetzt geruhsam all das Gewesene durchsprach, äußerte er ganz aus sich heraus, ob seine Erkrankung nicht mit dem ‚zweiten Saft‘ zusammenhinge. Ich: Was denn das sei, der ‚zweite Saft‘? A.: Bei ihnen daheim unterscheide man einen ersten Saft, den der Jugend; da könne der Mensch, was er wolle, und nichts werde ihm zuviel. Dann aber komme der zweite Saft; da müsse man bedächtig zurückdrehen; und auch dem inneren Menschen, dem ‚Gemüt‘, mehr gönnen. So sitze er jetzt in den freien Stunden gern daheim, mit Frau und Kind. Und begreife es kaum mehr, wie er früher so ganz und gar nur dem Geld und den Geschäften nachgerannt sei. – Sie sehen, eine Einsicht aus dem unverdorbenen Innern eines bäuerlich einfach gebliebenen Menschen heraus! Ein Einsehen, das wir bei so vielen unserer Gebildeten oft nur äußerst mühsam erzielen können.

Ich glaube, man darf gerade nach solcher Reifung den Erfolg als gesichert buchen. Hinzufügen aber muß ich schließlich noch, daß die psychotherapeutische Behandlung dreizehn Stunden gedauert hat (zu denen noch die gymnastischen meines Mitarbeiters kamen). Es lockt, zu überlegen, wie viel Zeit, Kraft und Geld oftmals gespart werden könnten, wenn die Diagnose einer psycho-neurotischen Erkrankung rechtzeitig gestellt und – statt nutzloser somatischer – gleich psychotherapeutische Behandlung eingeleitet würde. Nicht nur der einzelne, auch die Kassen würden dadurch erhebliche Ausgaben vermeiden.

Mit aufrichtigem Dank für die freundliche Überweisung . . .

### 3. EINE UNSTOFFLICHER MENSCH

Sehr geehrtes Fräulein C . . .!

Es freut mich, zu hören, daß es unserer Besprechung gelungen ist, in Ihnen die Überzeugung zu festigen, daß Ihre Schwierigkeiten seelischer Art, daß Ihre Beschwerden seelischen Ursprungs sind. Und ich danke Ihnen für Ihren Bericht. Aber in einem haben Sie mich mißverstanden, wenn Sie nämlich glauben, durch Bücherstudium allein die notwendige Einsicht in Vorgeschichte und Struktur Ihrer charakterlichen Problematik gewinnen zu können. Es ist hier nicht der Raum, um Ihnen darzustellen, weshalb das nicht geht; es handelt sich um das große Problem des „Erkenne Dich selbst“. Diese Selbsterkenntnis nämlich, liebes Fräulein C., nur durch Studium und ausschließlich mit sich selber allein zu erreichen, ist schon für den ganz in Ordnung Befindlichen eine fast unlösbar schwere Aufgabe. Stand doch schon das berühmte Gnoti sauton nicht über einer stillen Studierstube, sondern über dem Tempel des Apoll in Delphi; also da, wo der Ratsuchende mit dem Gotte (und vermutlich auch dessen priesterlichen Dienern) Zwiesprache hielt . . . Aber mag man darüber streiten, wenn es sich um die „einfache“ Selbsterkenntnis handelt – da, wo es darum geht, daß der Mensch seine Verborgen- in seinen Verborgenen wahrnimmt, wo er in Schwierigkeiten ernster Art steckt: da wird echte Selbsterkenntnis und wird die Erkenntnis des Verkehrten imtaer nur im „dialektischen“ Verfahren, im Austausch mit einem Dritten möglich sein. Sonst sehen wir Menschen nämlich das, worauf es ankäme, regelmäßig auf dem blinden Fleck. Doch, wie gesagt, ich kann das hier nicht ausführlich darstellen. Lassen Sie mich statt langatmiger grundsätzlicher Erörterungen praktisch erläutern, *wie* sehr selbst so ehrlich gemeinte Selbstklärungsversuche wie der Ihre scheitern: wenn man die Objektivität der Situation nicht herstellt, die nur durch den Dritten ermöglicht ist, den Partner.

Sie haben Ihren ersten Traum nach unserer Begegnung notiert und versuchen nun, ihn auf Grund Ihrer Lektüre zu deuten.

Sie träumten: „Ich sah – wie ein Bild, das ich selbst zeichnete – eine große, wunderbar schönblaue Kugel; es war die Welt. nein, eigentlich die

Erde. Diese Erdkugel war mit leuchtenden Sternen bedeckt. Oben darauf saß ein Kind, wie ‚vom Himmel gefallen‘, rund und gesund. Darüber Wolken und als Hintergrund eine kalte, graue Atmosphäre. Ich sah das Kind aber nur von hinten; es interessierte mich auch weniger als die blaue Kugel mit den herrlichen Sternen darauf.“

Sie schreiben nun, Sie müßten – dem Gelesenen zufolge – zu sich selbst sagen: „Da hast du deine Situation. Du bist ganz mutterseelenallein in der Welt, du bist völlig kontaktlos. Wie kalt muß es da sein für das arme, elende Kind. In der Kälte! Grausig!“ Sie meinen zwar andererseits, daß Sie trotz des Alleinseins das Kind nicht als verlassen oder isoliert empfänden. Aber aus Ihren Büchern ginge klar hervor, an allem Leid und Irrtum sei immer die Isolierung, die Ichhaftigkeit, die fehlende Gemeinschaftsfähigkeit schuld. Und Sie fahren deswegen fort: „Mit einiger Mühe könnte es mir schon gelingen, das Traumbild umzudenken, so sehr ich das Gefühl hätte, den schönen und beglückenden Traum zu profanieren und zu verunstalten. Es ist mir dabei freilich zumute wie damals in der Kindheit, als man mir den Weihnachtsmann und damit die Märchenwelt nahm.“

Liebes Fräulein C., bitte lassen Sie sich den Glauben an die Geheimnisse des Lebens nicht noch einmal rauben! Wir haben ja besprochen, als Sie die eine Stunde bei mir waren, wie entscheidend, wie „traumatisch“ dieser Raub des „Weihnachtswunders“ als Kind für Sie gewesen ist. In Ihrem nüchternen, lieblosen und rein aufs Materiell-Konventionelle eingestellten Elternhaus (das ist wohl eine Bedeutung des Hintergrundes aus kaltem Grau in dem Traumbild) haben Sie vergeblich gekämpft um diese Phantasie, d. h. um diejenige Seelenkraft, die uns Menschen mit dem Größeren und Wichtigeren und Wahreren verbindet; um das, was in und über allen *den* Dingen geheimnisvoll wirkt, welche die meisten Menschen „die Wirklichkeit“ nennen. Ihr noch heute lebendig erinnerter Schmerz um den hart und kühl von seinem Thron gestoßenen Weihnachtsmann drückt sinnbildlich aus, was das Schicksal Ihrer jungen Jahre war. Sie haben sich mit der Zeit umstimmen lassen. Sie sind dabei auch tüchtig geworden, im Sinn der Welt. Sie haben viel gelernt, Ihren Beruf aufgebaut und etwas erreicht. Insofern ist diese Ein- und Umstellung auf die nüchterne Welt der kaufmännischen Eltern und der anmutarmen Phantasielosigkeit Ihrer Heimatstadt schließlich nicht einmal ganz nutzlos gewesen. Aber, meine Liebe, mir scheint, daß Sie diesen Weg der Anpassung und der Bravheit jetzt nicht nur genug, sondern schon zu weit gegangen sind; zu weit für

Ihre Natur, Ihr Wesen, Ihre mitgegebenen inneren Notwendigkeiten. Sonst hätten Sie nicht den Arzt aufgesucht, weil Sie sich – in all Ihren Erfolgen! – seelisch und körperlich „matt“, „unerklärlich sinnlos und elend“ vorkommen. Bis in die Körperlichkeit hinein geht ja – wie ich’s Ihnen damals nannte – der „Streik“ Ihres Innern, Ihres wahren, allzusehr vergewaltigten Wesens: Ihre Verdauung streikt, Sie schlafen sehr schlecht und Sie können’s vor Rücken- und Kopfschmerzen oft kaum durchstehen. Zudem: Sie haben es in der Liebe bisher stets schlecht getroffen. Aber schließlich muß eine Frau von Anfang dreißig doch auch in diese Lebensseite ihren Weg einmal finden?

Liebes Fräulein C., es gibt zwei Arten von Menschen. Die einen leben wesentlich den praktischen Dingen, den wirtschaftlichen und materiellen Erfolgen, der äußeren und tätig-nützlichen Anpassung an die „Welt“. Das brauchen keine minderwertigen Typen zu sein; sie bringen nicht nur vieles zustande, was das Leben leichter, sondern auch, was es schöner macht. Ohne viel nachzudenken oder gar zu spekulieren, kennen sie sich aus im Hier und sind einfach „da“. Sie sind am glücklichsten im Kollektiven, in Gesellschaft anderer. „Harmonie“ lieben sie mehr als „Problematik“. Aber diese sind nicht die einzige Ausgabe der Gattung Mensch, die der Schöpfer geschaffen hat; und sie sind auch nicht etwa die einzig Wertvollen und Wichtigen auf der grünen Erde! (Wenn auch freilich jeder Typus Mensch gern den Anspruch stellt – naiv und solipsistisch, wie wir meist sind –, daß so, wie man selber, „das Normale“ und das Bessere sei!) Sie gehören zu einem zweiten Typus. Diese Menschen sind tatsächlich „vom Himmel gefallen“; vielleicht könnte man von den anderen sagen, sie seien vom Storch „aus dem Sumpf geholt“ ... Ein alter Mythos meint dasselbe, wenn er lehrt, es gebe zwei Weltenbäume: den einen, der – wie die Bäume hier auf unserer Erde – mit den Wurzeln unten im Boden und mit der Krone gen Himmel wachse; aber ebenso gäbe es einen zweiten: der wüchse mit seiner Wurzel im Himmel und rage mit seiner Krone der Erde zu. Ich wüßte kein besseres Bild für diesen zweiten, Ihren Typus. So fern jenem ersten die Welt der Ideen und Träume, der Märchen und Gedichte ist („das ist ja alles nicht wirklich“, „nur Phantasie“), so unmittelbar wirklich und wesentlich, so sehr das „Eigentliche“ ist für diese Menschen *Ihrer* Art das, „was nie und nirgends ist gewesen“, das Reich der geheimen Ströme, der raunenden Wälder und der Sternenewigkeit. Vor hundert Jahren waren es die besten und größten Deutschen, die da ihre Heimat hatten, die Romantiker; an diesen erschen Sie, daß solches Wissen von

innen her nicht etwa nur weltflüchtige Träumer macht, sondern indem diese inneren Welten und die Teilhabe an ihnen bei eben diesen Romantikern in die Sphäre des Geistes erhoben wurde, erstanden unserer Geschichte solche Köpfe von höchster Bedeutung, wie SCHELLING und NOVALIS, wie CARUS, HEGEL. Nur einer freilich hat beides in sich zu vereinigen vermocht, die Welt des Stofflichen und die des Unstofflichen (so hat meine Münchener Mitarbeiterin H. SUPAN das einmal gut unterschieden): — GOETHE.

Doch zurück zu Ihrem Traum! Das auf der blauen Erde sitzende Kind sind Sie selber oder, besser gesagt, dieses Kind stellt das von oder in Ihnen dar, das immer nur staunend, den Wolken und den Sternen nahe, diese Welt betritt und betrachtet. Früher hätte man von Ihrem „Schutzengel“ gesprochen oder auch vom „Genius“. Es ist *das* Kind in uns, ohne welches wir nicht „ins Himmelreich“ kommen. Auf unseren tiefenpsychologischen Zeichnungen (wie ich einige im „Organismus der Seele“ wiedergegeben habe) finden Sie es vielfach als „inneres Kind“. Es ist also gar nicht wahr, daß dies allein im All und auf der Erde sitzende Kind, dieser Putto, Ihre „Abgespaltenheit“, Ihre „Isolierung“ angäbe. Lassen Sie sich doch das nicht weismachen! Trauen Sie Ihrem so deutlich ausgedrückten Traumgefühl. Sagt nicht auch das Ihr Traum? Sie sehen das Bild von Kugel, Sternen, Kind und Wolken so, „als ob Sie es selbst zeichneten“. Es ist also *Ihr* Bild, Ihr eigenes Wesen. (Darin könnte man auch die Aufforderung erblicken, daß Sie versuchen sollten, das Gesehene nun auch wirklich einmal zu malen, mit Farben auf Papier. Vielleicht ist Ihnen bekannt, daß JUNG in Zürich dies als psychotherapeutische Methode empfohlen hat.) Und wenn Sie noch zweifeln, so darf ich Ihnen für all Ihre weitere psychologische Arbeit einen grundsätzlichen Rat geben: nehmen Sie einen Traum, ein inneres Bild, ein Phantasiegeschehen stets so gewissenhaft, gründlich und, ohne Auslassungen noch Zufügungen, exaktgenau, wie ein Historiker seine Quellen, wie ein Chemiker das zu analysierende Gemisch. Träume sind geistige Realitäten und kein Mensch darf sich die Willkür gestatten, da nach Geschmack (und System!) herumzudoktern, wegzulassen oder gar zu verdrehen. Beim Verdrehen aber bemerken Sie sich bitte bereits, wenn Sie unmerklich „ein armes, elendes Kind“ einzuschmuggeln versuchen. Ist denn davon die Rede? Und andererseits finde ich in dieser Ihrer sog. Deutung überhaupt die Sterne nicht erwähnt! Weshalb haben Sie auf diese so gar kein Gewicht gelegt? Was würden Sie zu einem Chemiker sagen, der gewisse Reaktionen und Bestandteile des Untersuchungsgemisches um-

fälscht und andere als unwichtig beiseite läßt (damit nämlich herauskommt, was er von vornherein erwartet, was ihm in den Kram paßt!)? Gerade diese Sterne, die hier nicht „im Blauen“ hängen, irgendwo im All und „weltenferne“, sondern *auf der Erde* sind, gerade die geben in der immer wieder so staunenerweckenden Bildform und -tiefe des Traumes und des Unbewußten einen besonders deutlichen Hinweis für Sie, für diesen Ihren Typus; und dafür, wie dieser sich der Welt allein nahen und befreunden soll und kann. Ihr Gegentyp nimmt die Erde schlechthin als selbstverständlich an und hin. Sie hingegen können zum Stofflichen, zur Welt und ihren Aufgaben nur soweit und nur insofern gelangen, als diese Ihnen sinn-voll sind, als Sie das Göttliche und die Idee darin wesend erkennen. In Ihrem Traumbild: *Ihre* Welt muß *de coelis* erlebt werden, um angenommen werden zu können, als *ex deo* und *ad deum*: sie muß „Sternengold tragen“. Unsere altgermanischen Vordenen haben sie nicht anders gelebt (ehe die Diffamierung des Diesseits einsetzte), als „Heilige Erde“, als „Göttin“. Auch *die Erde ist ja ein Stern!*

Dieser Ihrer inneren Artung haben Sie sich unter dem einseitigen Zwang des Elternhauses, unter den Notwendigkeiten des Geldverdienens und unter dem Einfluß des materialistischen Zeitgeistes eines ver-technisierten Jahrhunderts allzusehr entfremdet. Das aber rächt sich. Daher resultieren Ihre Symptome, Ihr „Streik“ aus dem Unbewußten. In so mancher Depression steckt tiefer Sinn! Ihre Faszination durch die Sternenerde ist also so verständlich wie wegweisend richtig. Ein Rest Ihrer alten Haltung, die es zu korrigieren gilt, verrät sich aber m. E. in Ihrem allzugeringsen Interesse an dem Kind (namentlich, wo Sie doch Frau sind) und daraus, daß Sie das Kind nur von hinten sehen, also nicht Angesicht in Angesicht; so kann kein Kontakt mit dem Kind entstehen.

Auf *diesen* Kontakt aber kommt es jetzt an; nicht auf den zur Umwelt. Diese *haben* Sie ja übrigens hervorragend gemeistert: Sie haben einen Beruf, der Sie ernährt — gut sogar —; Sie haben diesen Beruf in produktiver Arbeit selbst gestaltet. Sie haben Freunde und Freundinnen. Ich wüßte wirklich nicht, wo und wie Sie sich da noch weiter „anpassen“ sollten? Aber in einer Hinsicht sind Sie unangepaßt: an Ihren eigenen Wesensgrund. Und nur von dort aus kann ein Mensch wie Sie auch die noch ausstehende Aufgabe zu lösen hoffen, die letzte Bindung und Findung des Partners fürs Leben. Lassen Sie sich aber nicht weismachen, das sei ein „Sexual“problem. Und, vor allem, hüten Sie sich vor den einseitigen Anpassungsaposteln. Wenn es nach diesen ginge, müßte die Welt ein einziger

großer Brei aus lauter Nullen werden; keiner dürfte er selber sein bzw. werden. Aus der richtigen Tatsache, daß tatsächlich nicht eben wenige Menschen ein falsches, eigensüchtig-ichhaftes, unverantwortlich-individualistisches Sonderlingsdasein führen und daß solchen die Notwendigkeit und das Ethos der Einordnung in die Gemeinschaft beigebracht werden muß – sehr häufig eine Aufgabe der Psychotherapie –, haben diese Dogmatiker eine alleinseligmachende Methode zu entwickeln versucht. Sie vergessen aber ganz, daß es Menschen gibt, die an *zu viel* Selbstlosigkeit, Aufopferung und Anpassung erkranken; sie vergessen, daß Wir und Ich, daß Hingabe und Selbstbewahrung immer die zwei Pole sind, in denen das Leben spielt; einen von beiden Polen zum Ganzen zu machen, ist aber unfehlbar davon gefolgt, daß auch dieser Pol leer und unsinnig wird.

Mir scheint außerdem, Sie haben unglückseligerweise Schriften in die Hand bekommen, die zwar früher einmal als „Tiefenpsychologie“ galten, über die aber unsere heutige Seelenkunde hinausgewachsen ist. Es entsprach der vorwiegend „entlarvend-reduktiven Methode“ ihrer Verfasser, daß sie am Menschen nur das Minderwertige, das Arge und Schlimme sahen. Deswegen sprachen sie vom „entlarvenden“ Verfahren. Sie arbeiteten – wie man das wissenschaftlich nennt – rein „reduktiv“. Das Unbewußte eines Menschen erkennen, hieß für diese alte Psychoanalyse nur, in Schmutz und Bosheit, in Feigheit und Jämmerlichkeit vordringen. Wir wollen gewiß nicht leugnen, daß mancher sehr viel weniger „fein“ ist, als er tut und als er es von sich selber denkt; und dadurch ist unsere Aufgabe oft die, Menschen das bewußt zu machen (damit sie nun, statt zuzudecken, ehrlich mit sich selbst arbeiten können). Aber genau wie alles Unwerte lebt in der Tiefe unserer Brust auch jeder hohe Wert. Und – so seltsam das auch im ersten Augenblick klingen mag – mancher bekennt sich schwerer zu seinem Wert als zum Gegenteil. Ihr Traum ist ein Beispiel dafür. Ihre „Gotteskindschaft“ ist gemeint – und (zusammen mit Ihren Bücherschreibern) Sie erblicken darin Ihre Verurteilung.

Sie sehen: ganz abgesehen davon, daß solche Bücher, wie Sie sie eingesehen haben, so wenig wert sind wie überholte Landkarten. Sie müssen sich in praktische Zusammenarbeit mit einem Psychotherapeuten begeben. Dann sind solche Fehlwege ausgeschlossen. Wenn Sie wünschen, will ich Ihnen gern tüchtige Vertreter dieses Faches in Ihrer Gegend nennen.

In der Hoffnung, bald wieder zu hören, verbleibe ich ...

Sehr geehrter Herr Kollege!

Nachdem der Herr B. bei Ihnen schon klinisch untersucht ist und Sie körperlich keine ausreichende Ursache der Beschwerden finden, kann ich Ihre Annahme auch von der psychologischen Seite aus bestätigen, daß die Störungen seelisch-nervöser Art sind. Die leichte systolische Unreinheit über dem Herzen ist sicher bedeutungslos. Die Linksverschiebung im Blutbild und das Vitamin C-Defizit können sekundär bedingt sein; jedenfalls sollte aber noch eine röntgenologische Untersuchung der Zähne stattfinden.

Ich vermutete bei B. gleich bestimmte Zusammenhänge und habe mir erlaubt, ein Experiment anzustellen. Ehe ich näher mit ihm sprach, ließ ich ihn seine Vorgeschichte schriftlich aufzeichnen, und zwar einschließlich all dessen, was er bisher seinen verschiedenen Ärzten erzählt habe und wonach er von diesen gefragt worden sei. Auf letzteres legte ich besonderes Gewicht. Dieser Bericht gibt an: 38 Jahre alt; Lehrer; unverheiratet. Mit zwei Jahren Lungenentzündung, hiernach viel erkältet, 1918 einige Monate im Krieg gewesen. Er tat sich dort körperlich schwer. Seitdem viel Herzklopfen; dies besonders stark nach Ablegung des Sportabzeichens, seitdem auch Kopfschmerzen am Hinterkopf und beiden Schläfen. Späterhin wieder viel erkältet, auch in beiden Nierengegenden Schmerzen. Niemals ein Nierenbefund. Vor fünfzehn Jahren Fastenkur, vor sieben Jahren naturheilerische Behandlung – ohne Erfolg. Vielfach Ärzte konsultiert. Er habe gegen seine Kurzsichtigkeit mehrfach Sehschulen besucht; auch hier kein besonderer Erfolg. Seit vielen Jahren stark verstopft.

Als ich dann mit B. sprach, ergab sich ein seine Darstellung in bezeichnender Weise erweiterndes Bild. Er habe schon immer Schwierigkeiten im Umgang mit Menschen, könne – was für ihn als Lehrer besonders störend – nicht frei sprechen. In solchen Situationen trete das „Herzflattern“ ein. Abends im Bett Beklemmungen, er müsse da „willkürlich atmen“, sonst „stände das Herz still“. Er betont, wie pedantisch er nach Ernährungsvorschriften lebe, seit sechzehn Jahren rein vegetarisch.

Hier setzte ich mit der Frage ein, ob er lediglich aus gesundheitlichen

Gründen strenger Vegetarier sei? Er gab zögernd zu: nein, nicht so sehr deshalb, sondern weil er hoffe, durch die Eiweißverminderung in der Nahrung eine „Reizverminderung“ zu erreichen. Das solle ihn, wie sich nun herausstellte, seinen geschlechtlichen Problemen entheben. *Diese aber sind der Kern, um den sich die ganze Neurose des B. gruppiert!* Als zehn Jahre alten Schüler verführten ihn Mitschüler zur Onanie. Das ganze weitere Leben des B. ist nun ein fortgesetzter – vergeblicher – Kampf gegen dies „Laster“ der „Selbstbefleckung“; so nämlich drückt er selber das aus. Seine Meinung von der Schädlichkeit der Onanie hat er aus mannigfacher Lektüre entnommen (worunter sich leider auch ältere Schriften aus ärztlicher Feder befinden). Er ist durch diese Lektüre der festen Überzeugung, daß er sich körperlich und geistig zu früh und zu sehr verausgabt habe. Auch bei diesem Patienten läßt sich die gar nicht seltene Vorstellung finden, daß der Mann eine bestimmte und begrenzte Zahl von Samenergüssen zur Verfügung habe; nach deren „Erschöpfung“ sei es mit der Sexualität aus. Vor allem aber leidet er unter moralischen und noch mehr hypochondrischen Ideen, sich „zu ruinieren“. Ob seine sog. Nierenbeschwerden damit zusammenhängen, lasse ich offen; auffallend ist dem Psychologen immerhin, daß B. sich mehrmals, wenn er von seinem Urin sprechen wollte, versprach; z. B. Ruin-Befund statt Urin-Befund. *Nach all dem war unser Kranker noch nie gefragt worden.*

Da er – wie so viele seiner Leidensgenossen – der (höchst irrigen) Annahme huldigt, nur er täte so etwas, andere Männer aber nicht, zog er sich im Lauf der Zeit immer mehr aus der Gesellschaft zurück. Das wurde besonders so, als ihm ein Bekannter einmal sagte, man könne es einem Menschen an den Augen ansehen, ob er sexuell normal oder abwegig sei. So geriet er immer mehr in den wohlbekannten Teufelskreis: je mehr Absonderung von der Gemeinschaft, je einsamer und scheuer, desto mehr Selbstbefriedigung als Ausdruck und Folge der Ichbezogenheit. Denn onaniert wird ja, wie v. HATTINGBERG einmal sehr gut sagt, nicht „mit sich“, sondern „gegen die anderen“. In vorliegendem Fall ging das sogar noch weiter: dieser Mann hat vor allem gegen sich selber gewütet, indem er onanierte; er sagte es selbst unmißverständlich, „ich will mich, wenn es denn schon nicht anders geht, kaputt machen damit“.

Ein typischer Fall! Unserer könnte sich bald einen Schema-Brief für den Bericht an die überweisenden Kollegen drucken lassen; so oft erlebt man die gleiche Situation . . . Und so oft wird sie nicht erkannt. Immer wieder der gleiche Ablauf! Wie wir aus zuverlässigen Statistiken wissen,

ist die Selbstbefriedigung ein unendlich häufiges, fast regelmäßig zu nennendes Geschehen in den Entwicklungsjahren. Ethnologische Feststellungen bei Naturmenschen zeigen, daß es sich dabei nicht um eine Degenerationserscheinung, einen Zivilisationsschaden handelt, sondern um eine physiologische Übergangserscheinung zwischen der Zeit der Kindheit und derjenigen, in der der Mann zur Frau findet. Wir sprechen deswegen von Ventil- oder Notstandsonanie. Sprächen nur nicht manche Bücher und nicht so viele Eltern, Lehrer und Geistliche sehr andere Bezeichnungen aus! Und wenn doch diese „Jugendführer“ sich in ihrem (moralisch verwurzelten) Kampf gegen „das Laster“ nicht Anleihen bei uns Ärzten gestatten! Aber anscheinend sind sie sich der Wirkung ihrer Argumentationen nicht sicher genug, wenn sie nur mit dem in ihrem eigenen Lager vorhandenen „Schwarzen Mann“ drohten, also mit Höllenstrafen usw. Deswegen berufen sie sich in unberechtigter Weise auf – angeblich – naturwissenschaftlich und ärztlich festgestellte Schädigungen, wie Gehirnerweichung, wie Rückenmarksschwindsucht, Impotenz, konstitutionelle Erschöpfung und derlei mehr. Daß wir Ärzte – wenigstens soweit wir nicht in gleicher Weise Moralsysteme und Wissenschaft vermengen – das gar nicht behaupten, sondern bestreiten, darüber gehen solche Zeitgenossen hinweg. Einer schreibt's nur zu gern vom anderen ab – weil es so schön wäre, wenn der theologische Kampf gegen alles Sinnliche um jeden Preis und in jeder Form seine Unterstützung dadurch fände, daß die der Seele angedrohten Höllenstrafen tatsächlich nun auch irdisch schon vorzuweisen wären . . .

Die Folgen solcher Einschüchterungspädagogik sind klar. Unser Fall B. zeigt sie wieder einmal in klassischer Form. Die Übergangsform der sexuellen Entwicklung, die Onanie – ein „Leerlaufgeschehen“, wie man sehr richtig gesagt hat – wird nicht organisch überwachsen; es findet kein Hinreifen zur wirklichen Männlichkeit, zur Frau und zur Ehe statt. Denn wenn man ein beginnliches Geschehen (um seiner unreifen Erscheinungsform willen) bekämpft und verdrängt, statt es annehmend zu verwandeln, wird es nicht wachsen können. Ein solcher Mensch bleibt dann ewig in dem Übergangsstadium stecken. Und in dem verzweifelten Kampf gegen das nicht Verstandene, nicht Gewagte, nicht Erfüllte, kommt er aus dem „Teufelskreis“ – wie F. KÜNDEL sagt – nicht heraus; er rutscht immer tiefer in die Verstrickungen; immer schlimmer werden seine Minderwertigkeitsängste, seine Menschenscheu und -flucht. Er wird asozial, ja allmählich ein Selbsthasser. Und somit verbaut sich auch der Weg zur Frau und gereifter Genitalität immer mehr.

Typisch sind auch die körperlichen Beschwerden und Funktionsstörungen, die unser Patient B. angibt. Sie hatten mich sofort auf die oben erwähnte Vermutung gebracht, daß sexual-neurotische Probleme vorliegen dürften. Wie die subjektiven Herzsensationen, so ist auch die Verstopfung bei solchen Neurosen so gut wie immer zu finden. Das Herz ist das „Angstorgan“ (im pathologischen Fall; so wie es normalerweise das des Mutes ist). Es ist zudem, mit dem Blutkreislauf zusammen, symbolisch für das, was man „Blut“ (in Anführungsstrichen) nennt: für Leidenschaft, Gefühl und Triebe. Wer in diesen Bereichen strauchelt und irrt, wird meist zu seinen rein psychischen Verwicklungen Störungen auch im Bereich dieser körperlich-entsprechenden Sphären bekommen. Und dann bucht so ein armer Kerl diese – wie gesagt: psychogen-funktionellen – Symptome als „Strafe“ für seine „Sünden“ und als – körperliche – „Folge“ seiner „Laster“. In desto größere Angst muß er geraten. Die nächste Folge der Angst aber ist, wie wir ja alle klinisch wissen – Herzklopfen. Welches nun mit neuem Schrecken (und entsprechenden Fehlvorstellungen!) gebucht wird. Damit ist der Teufelskreis im vollen Gang. – Ganz ähnlich sind die Zusammenhänge bei der hartnäckigen Verstopfung dieses (und so manches) Patienten, besonders oft bei Patientinnen. Wie man im Herzen den Mut versinnbildlicht sehen kann, so stellt der Darm die Welt des Erdhaft-Stofflichen dar. Diese aber wird von vielen Menschen verachtet, geflohen, unterdrückt. Diese fehlende Hinwendung zum Leiblich-Erdhaften aber ist nun auch wieder keine rein seelische Angelegenheit, sondern findet ihren konsequenten Ausdruck im Versagen der nutritiven Funktionen und Funktionsorgane. Man könnte von einer fehlenden „libidinösen“ Besetzung der betreffenden Organsysteme sprechen. Bei B. zeigt sich dieser Zusammenhang ganz klar. Bewußt gibt es für ihn nur das „Geistige“. Alles Leibhafte aber erkennt er nicht an. Doch dieses zwingt ihn letzten Endes doch, es zu berücksichtigen: in der Sprache seiner Symptome.

Da eine eigentliche Behandlung aus äußeren Gründen nicht möglich ist, riet ich dem Kranken, zunächst einmal das Buch von HATTINGBERG „Über die Liebe“ zu studieren. Auch sonst könnten Sie ihm, solange er in Ihrer Anstalt ist, durch geeignete Lektüre sicher weiter helfen, z. B. mit den beiden Büchern von J. H. SCHULTZ „Geschlecht, Liebe, Ehe“ und „Organstörungen und Perversionen im Liebesleben“ (beide bei E. REINHARDT, München). Ich will ihn noch ein- oder zweimal sprechen. Dabei werde ich versuchen – da in so wenigen Malen ein ausreichender Erfolg nicht zu erwarten ist –, die Einsicht B.s zu erwecken, daß er sich bei nächster Ge-

legenheit eines Urlaubs in einen Ort begibt, wo ein tüchtiger Psychotherapeut arbeitet. In seinem derzeitigen Wohnort gibt es leider keinen solchen (in wievielen Orten täte not, daß ein seelenkundlich erfahrener Kollege wirkte!). Ich bitte auch Sie, in dieser Richtung auf B. einzuwirken. Denn es geht ja hier nicht nur um einen Menschen, dem persönlich geholfen werden muß, sondern um einen Mann, von dessen innerer Ausrichtung und Ordnung das Schicksal vieler ihm beruflich anvertrauter Kinder abhängt. In seinem gegenwärtigen Zustand kann B. – bei allem äußeren Wissen und Wollen – nur ein schlechter Lehrer sein, ist er nicht der Jugendbildner und -führer, wie wir ihn brauchen. Kämpft er sich aber durch seine gegenwärtigen Konflikte tapfer durch, so wird er, vom Körperlichen und vom persönlichen Glück ganz abgesehen, ein desto wertvolleres Mitglied der Gemeinschaft werden. Denn das mühsam Errungene und der schwer überwundene Irrtum macht oft tüchtigere Kerle, als das von Anfang an problemlos und mühelos Einfach-Sein . . .

Ich danke bestens für die freundliche Überweisung . . .



## 5. WIRTSCHAFTLICHE KONFLIKTE

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ihr Urteil, daß Herrn E. auch durch die bei Ihnen durchgemachte Fastenkur nicht wesentlich geholfen werden konnte, daß in seinem Fall das Heil von einer körperlichen Behandlung überhaupt nicht zu erwarten sei, kann ich nur bestätigen. Seine Beschwerden sind sicherlich körperlich unterbaut – namentlich der frühere Potus spielt da unheilvoll mit –, aber auf dieser physischen Grundlage erhebt sich ein entscheidender Überbau nervöser Art.

Auch hier klagte E. über ständige Müdigkeit, Schwindel, Unsicherheitsgefühle, Juckreiz und Schmerzen unterm linken Rippenbogen. Körperlich besteht die auch bei Ihnen festgestellte Verbreiterung des Herzens bis in die Mammillarlinie, ein systolisches Geräusch an der Spitze und Bradykardie. Der Blutdruck unterliegt stetigen Schwankungen – mal ist er 220/130 gewesen, dann 180/130, einmal sogar nur 165/100. Sonst bestand kein krankhafter Organbefund. Die leichten Ödeme, mit denen E. bei Ihnen eingetreten war, sind hier nicht mehr beobachtet worden.

Die Unterhaltung mit dem leicht erregbaren und reichlich primitiven Mann war manchmal nicht ganz leicht. Er ist der Typ des Bajuwaren, wie man ihn öfter findet: im Grund herzensgut, eher weich – ja zu weich – und darüber eine imponierend rauhe Schale. Mancher norddeutsche Kollege dürfte sich schwer tun, solche Menschen zu begreifen und richtig anzupacken. Bald wollen sie in ihrer wahrhaft mimosenhaften Zartheit verstanden sein, bald verlangt die Auseinandersetzung mit ihnen saft- und kraftvolle, unmißverständliche Drastik und Derbheit. Ein seltsames Volk, das einerseits die Kirche „in der Wies“, diesen architektonischen Traum aus Zartheit und schwingendem Tanz, gebaut hat, andererseits an uriger Primitivität keinem ungehobelten Naturmenschen etwas nachgibt... Ich sage das hier, weil es ein m. W. noch ungeschriebenes Kapitel des Themas „Umgang mit dem Kranken“ ist: die Psychologie unserer deutschen Stämme.

Im Falle E. ist nun das Erkennen der seelischen Anteile deshalb beson-

ders wichtig, weil hiervon nicht nur sein eigenes Wohl abhängt, sondern auch das der Firma, deren Teilhaber er ist. Davon gleich mehr!

Herr E. hat früher ein von seinem Vater ererbtes Eisengeschäft in einem kleinen Ort selbständig betrieben. Mit seiner Verheiratung trat er dann in die schwiegerelterliche – viel größere – Firma in der Stadt ein. Hier fand er zwei Schwäger vor, die ihm offenbar in jeder Hinsicht überlegen waren. Diese ihrerseits konnten ihn gut brauchen, weil er es vorzüglich versteht, den großenteils ländlichen Kundenkreis zu bearbeiten; das kann E. hervorragend. Aber die „städtischen“ Dinge – Umgangsformen usw. – und die im Betrieb erforderlichen Büro- und rechnerischen Feinheiten und Kniffe lagen E. nicht; da kam er nicht mit. Er hat nun jahrelang vergeblich gerungen, sich eine Stellung in der Firma zu erobern. Namentlich der ältere Schwager war das Hindernis. Er wurde für E. das „rote Tuch“. E. und jener können sich typenmäßig nicht verstehen. E. ist ein lauter und hemmungsloser Polterer, völlig extravertiert; er schimpft sich den Verdruß vom Leibe, und dann ist wieder Friede – der Schwager ist ein feiner, stiller, introvertierter Mensch, der „nie etwas sagt“, immer beherrscht ist, im Stillen aber nachträgt und – namentlich auf E. subjektiv – immer „ironisch“ wirkt. Dadurch entstand ein erbitterter Kampf um Geltung und Macht. Dieser hat auch zu dem Alkoholabusus des E. geführt: „Ich soff meistens aus Wut“, sagt er. Das ist viele Jahre so gegangen; man kann sich vorstellen, daß das nicht nur dem Patienten selbst an die Nieren ging, sondern auch nicht gerade vorteilhaft für die Firma war. Als E. dann vor zwei Jahren eine Nierenaffektion bekam, schied er zwar offiziell als tätiger Teilhaber aus, aber die ganze Auseinandersetzung ist bis heute noch nicht klar durchgeführt. E. drängt sich immer wieder in Arbeit und Aufgaben hinein; die finanzielle Abwicklung ist noch in der Schwebe, wesentlich weil E. im letzten Moment jeden Vorschlag ablehnt und sich übervorteilt glaubt. Dieser jetzige Zustand ist für ihn eher noch nachteiliger als der vorige.

Hier muß man anpacken. Das ist kein Fall für „Tiefenpsychologie“, sondern für praktische und energische Lebensberatung. Diese aber ist untrennbar verquickt mit der Regelung der betriebstechnischen Fragen in der Firma. Wie oben schon gesagt: auch im wohlverstandenen Interesse dieses Betriebes. In der Zeit des privatwirtschaftlichen Kapitalismus haben wir es uns – vielleicht – leisten können, daß ein neurotischer Teilhaber den Wirtschaftsprozess störte und sabotierte. Das ist heute aus sozialen Gründen unmöglich und untragbar. Daß die persönlichen Gewinne der Inhaber

solch einer Firma durch die unerkannte Neurose eines Beteiligten geringer sind, ist deren Sache; aber daß solch ein Werk unrentabel ist für das Ganze, daß wichtige Kräfte sich in unfruchtbarer Reibung nutzlos verbrauchen, daß schließlich auch – unausbleiblich – die seelische Spannung zwischen den Leitenden das Betriebsklima stören muß, bis zum kleinen Angestellten herab, das ist nicht mehr Privatsache. Hierüber finden Sie Näheres ausführlich gesagt in: H. MEYER-MARK: „Neurotiker der Wirtschaft“ (Zbl. f. Psychoth. 1939, H. 4, S. 228) und in den Werken vor allem von E. HANTEL, „Verborgenes Kräftespiel“, (Stuttgart: Verlag KLETT) „Brücken von Mensch zu Mensch“, (Stuttgart: Hippokrates-Verlag) sowie bei HOLLMANN-HANTEL, „Klinische Psychologie und soziale Therapie“ (Stuttgart: Verlag ENKE).

Kurz gesagt: dieser Kranke kann nicht gesunden, wenn man ihn nur als Einzelindividuum ansieht und seine „Komplexe“ behandelt – und die Firma kann nicht „gesund“ arbeiten, wenn man diesen Neurotiker ungehindert stören läßt. Beide Aufgaben muß der gewissenhafte Therapeut in ihrer engen Verbundenheit erkennen und in Angriff nehmen.

Ich habe daher einen Wirtschaftsberater zugezogen, der aus eigener Analyse in psychologicis erfahren ist – dieser stellt z. Zt. die Firma um. Programm: endgültige Abwicklung der Auseinandersetzung der streitenden Teilhaber (inkl. ihrer Frauen!). Ersatz des E. durch einen jungen und fähigen Neffen (der bisher unter dem Machtwillen nicht nur des E., sondern auch der anderen älteren Herren nicht hochkommen konnte) usw.

Die speziell ärztliche Aufgabe ist, den E. psychologisch so zu führen, daß er die Notwendigkeit dieser Umstellungen wenigstens soweit einsieht, daß er endgültig unterschreibt.

Ehe das nicht geschehen ist, wird man auch seiner Neurose nicht bekommen können. Das zeigt sich schon jetzt deutlich! Wenn die Verhandlungen und Auseinandersetzungen einmal glatt verlaufen und ein friedliches Ende in Aussicht steht, ist der Blutdruck relativ niedrig; kommen Verwicklungen und Erregungen, steigt er auf 200 und mehr.

Gewiß, die ärztliche Arbeit wird durch solche Notwendigkeiten nicht einfacher. Der bloße Schema-Therapeut – der auch hier mit seiner Methode, z. B. mit Suggestion oder Psychoanalyse, vorgehen möchte – kommt nicht in Frage. Aber mir scheint, daß es andererseits auch wieder eine Genugtuung für den Arzt bedeutet, wenn er in einem solchen Fall, untrennbar verknüpft mit der Behandlung des Einzelmenschen, am Wohl des größeren Ganzen mitarbeiten darf. Die Psychotherapeuten haben s. Zt.

den Brom- und sonstigen medikamentösen Unfug überwunden, indem sie das Seelische wiederentdeckten (man denke, was wohl aus einem solchen Fall wie dem des E. würde, wenn es keine Psychotherapie gäbe!). Die ursprüngliche Psychotherapie faßte freilich die Psychoneurosen nur als individuelle Fragen auf und an. Heute aber rücken die sozialen Gesichtspunkte immer mehr in unseren Gesichtskreis. Auch in der Industrie hat man erkannt, daß die Wirtschaft von – beseelten – Menschen gemacht wird; und wir begreifen, daß der einzelne immer nur im Verband des Größeren verstanden und behandelt werden kann. Der Fall des Patienten E. ist eines der klaren Beispiele hierfür.

Ich hoffe von dieser kombinierten Arbeit guten Erfolg und werde Ihnen s. Zt. wieder berichten.

Verehrter Herr Kollege!

Es erstaunt Sie, daß ich den jungen Kollegen M., den ich in Lehrbehandlung habe, nur ein- oder gelegentlich auch zweimal in der Woche bestelle; und Sie fragen, ob dabei die Arbeit auch in der nötigen Intensität und der erwünschten Beschleunigung erfolge.

Ich weiß, sehr geehrter Herr Kollege, daß der Usus verschieden ist, daß manche Psychotherapeuten ihre Patienten bedeutend öfter bestellen. Manche Fachkollegen behandeln gar täglich je eine Stunde lang. Ich möchte mich jeder Kritik enthalten — in der Psychotherapie ist der persönliche Stil des Arbeitens noch entscheidender (und unterschiedlicher) als in anderen ärztlichen Disziplinen. Wenn ich Ihre Frage daher im folgenden zu beantworten und meine Arbeitsweise zu begründen versuche, so gilt das nur für mich (und meinen Arbeitskreis), nicht für andere!

Es gehört nun auch zu dem Stil des Arbeitens nach meiner Art, daß ich von theoretischen Darlegungen psychologischer Dinge weniger erwarte und Gebrauch mache als von Geschichten, Bildern und Beispielen. Solche sagen — in den Behandlungen — dem inneren Sinn und Verstehen der Menschen meist mehr als die klarste Logik und die geschliffenste Beweisführung. Darf ich also auch hier mit einer Geschichte anfangen, die ich einmal erlebte, als ich auf dem Lande war. Ich kam da ins Gespräch mit einem Steineklopper. Der Mann zerschlug große Steinbrocken in kleine Stücke; es sollten Chausseesteine daraus werden. Was mir zuerst an seinem Tun aufgefallen war, bestand darin, daß er, ehe er einen neuen Stein vornahm, eine Weile vor dem Stück stand oder saß, manchmal ging er auch um dieses erst einmal nachdenklich herum. Dann erst setzte er einige harte und bestimmte Schläge. Und nach denen wartete er wieder eine Weile bis er neuerlich zuschlug. Und jetzt zersprang der Stein in einige große Stücke. Daß dieses gelassene Tun keine Faulheit war, merkte man gleich. Aber was der eigentliche Grund war, ob es überhaupt einen tieferen und bewußten Grund hatte, war mir unklar. Und deswegen begann ich eine Unterhaltung mit dem sympathischen Mann. Er erklärte mir denn auch

bereitwillig, was ich wissen wollte, war er doch in schöner Weise stolz auf seinen Beruf und wie er ihn meisterte. Ein Stein, erklärte er mir, habe sein eigenes Wesen, jeder ein anderes; was heiße, daß der eine so und der andere wieder so angeschlagen werden müsse, um an *den* Punkten getroffen zu werden, von denen aus die Hammerschläge am wirksamsten seien. Erkenne man diese, so genügte wenige Schläge, wo sonst deren viele — ohne entsprechende Wirkung! — nötig wären. Das „studiere“ er deshalb jedesmal vorher. Mancher lerne dieses Geheimnis nie, fügte er schmunzelnd hinzu. Als er merkte, daß ich nicht so ganz überzeugt war, hieß er mich, es versuchen. Ich hieb mit aller Energie (und ich bin nicht schwächlich) auf einen der Steine ein. Aber was ich erreichte, war nur, daß ich einige kleinere Stücke und Stückchen absprengte. „Der Schlag wäre richtig gewesen, der vorletzte“, rief mir mein Bekannter zu, „aber Sie haben ja sofort wieder nachgeschlagen! Dann kann's freilich nicht gehen.“ Und nun erklärte er weiter: wenn der Stein an der richtigen Stelle getroffen sei — auch mit der richtigen Schlagstärke —, dann müsse man eine entsprechende Zeit warten. Denn dann arbeite es in dem Stein weiter nach. Haue man, ehe es soweit sei, schon wieder zu, so verbrauche man nicht nur unnütze Kraft, sondern man störe diese Nach- und mache die Hauptwirkung des vorigen Hiebes zunichte. Habe man aber Geduld, so „verschiebe es sich“ im Innern von allein. Und dann genüge oft ein relativ leichter neuer Schlag — zur rechten Zeit —, um eine wirkliche Sprengwirkung zu erzielen.

Ich habe meinem Bekannten noch eine ganze Weile zugeschaut und bin dann sehr nachdenklich weitergegangen.

Mir scheint, in unserem ärztlichen Tun ist es oft ähnlich. Wir wirken auf ein bestehendes Gefüge ein — nachdem wir es empfehlenswerter Weise studiert haben, d. h. nachdem wir es auf uns haben wirken lassen! —, mit den oder jenen Mitteln. Man spricht ja auch bei uns gelegentlich von medikamentösen „Stößen“. Und da wir ja eine biologische, d. h. dynamisch zu verstehende Innenreaktion anregen wollen, kein mechanisches, lediglich exogenes Bearbeiten beabsichtigen, muß Zeit vergehen, bis die innere Auswirkung erreicht und bis sie wieder verklungen ist; bis also ein eventuell nötiger neuer Stoß angebracht ist. In der Heilkunde arbeiten die sog. biologische und insbesondere die homöopathische Arbeitsweise am meisten nach diesem Prinzip. Aus der sog. Nervenpunktmassage ist es mir persönlich seit langem vertraut; hier besteht die wirkliche Kunst u. a. gerade darin, die Auswirkung der einzelnen Behandlungen richtig zu ermessen und abzuwarten. Mit zunehmender Erfahrung werden bei mir wenigstens

die Intervalle zwischen den einzelnen Sitzungen immer größer, und ich erlebe oft, daß Krampfknotenstellen, die der unmittelbaren Massage nicht weichen wollten, plötzlich verschwunden, aufgelöst sind, wenn man nach einer Behandlung genügend Zeit vergehen ließ.

Auch psychotherapeutisch habe ich früher, so wie die alte Lehre es vorschrieb, täglich oder fast täglich bestellt. Ich kann heute nicht mehr entscheiden, ob es aus innerem Gefühl kam, daß ich allmählich seltener bestellte, oder ob ich es aus Beobachtungen lernte, die ich an Kranken machte, die aus beruflichen Gründen nur seltener kommen konnten; aber mit der Zeit habe ich die allermeisten Analysanden nur noch höchstens zwei oder allerhöchstens dreimal in der Woche bei mir. Nur in Phasen, wo innere Entwicklungen ein öfteres Kommen wünschenswert machen, bestelle ich vorübergehend öfter.

Meine sämtlichen Mitarbeiter und ich haben den Eindruck, daß dadurch nicht weniger geschieht und die Heilung nicht langsamer erfolgt als früher, im Gegenteil. Ich könnte mich an das alte Schema der vorausbestimmten häufigen Sitzungen jedenfalls nicht mehr gewöhnen, es käme mir mechanisch vor. Deswegen bestelle ich von Stunde zu Stunde, je nach den – regelmäßig wechselnden – Reaktionen innerer Art.

Der Internist GROTE spricht von „biotischer Zeit“. Man könnte auch an GOETHE erinnern:

„Ein reger Geist ist immerdar geschäftig,  
Die Zeit erst macht die feine Gärung kräftig.“

So genügt auch für den jungen Dr. M. diese eine Sitzung in der Woche, wenigstens in der Regel. Sie werden sich entsinnen, daß ich ihn vor einiger Zeit etwa drei Wochen lang dreimal bestellte, als dies innerlich indiziert war.

Es kann sein, das mag noch zugefügt werden, daß dies seltenere Arbeiten, d. h. das Abwarten der psychischen Eigentätigkeit, zusammenhängt damit, daß ich je länger je mehr von den alten rationalen Verfahrensweisen abkomme: wo stunden- und stundenlang Kindheitsgeschichte durchgeackert wurde, wo ellenlange Assoziationsketten abrollten, wo verwickelte und verwinkelte Konstruktionen erfolgten, um herauszubekommen, wieso dies und das nun so und nicht etwa anders gekommen sei. Das habe ich zuerst von JUNG gelernt, daß wichtiger als all diese genetische Ausgraberei (so wenig sie gelegentlich entbehrt werden kann) doch letztlich ist, welche Bilder die Psyche eines Menschen produziert, und zwar nicht, um Gewesenes zu wiederholen (was dann in der Therapie alles noch wiedergekaut

werden mußte), sondern um Wegweiser zu bauen, *wohin* der künftige Weg gehen soll. Wer sich diesen prospektiven Bildern eingehend widmet, braucht, glaube ich, nicht nur weniger Zeit im ganzen, sondern er arbeitet, wenn ich einmal so sagen darf, „dynamischer“, d. h., um noch einmal mit dem Bild zu sprechen, das ich dem Steinklopfer verdanke, ein solcher läßt es bei einigen, dem Wesen des Objekts angemessenen Einwirkungen beruhen und erwartet das für die Heilung Entscheidende von der eigentätig-schöpferischen Kraft, die durch die therapeutischen „Schläge“ angeregt ist.

Bitte, entschuldigen Sie, verehrter Herr Kollege, wenn meine Antwort auf Ihre Frage sich zu einem längeren Schreiben ausgewachsen hat, dessen Inhalt allgemeiner wurde, als es der spezielle Punkt genau genommen verlangte. Aber indem mir das alles in die Feder kam, glaubte ich, der Versuchung nachgeben zu dürfen, das Grundsätzliche und Allgemeine anzudeuten, das ja hinter jeder wichtigen Frage immer steht. Ich glaubte, um so eher so ausführlich werden zu dürfen, weil ja die Verminderung der für eine tiefen-psychologische Behandlung erforderlichen Stundenzahl – schon aus wirtschaftlichen Gründen – eine dringende Notwendigkeit ist. Und außerdem kenne ich aus unserer Zusammenarbeit Ihr besonders großes Interesse für Seelenheilkunde. Sollte es nicht vielleicht für diese charakteristisch sein, daß sie immer mehr von der – aus materialistischen Zeiten stammenden – mechanischen Vorstellung und Arbeitsweise abrückt? Das aber ist ja wohl u. a. darin gegeben, daß man dem irrationalen Lebensgrund und seiner eigenkräftigen heilenden Macht die Hauptbedeutung zulegt, daß man im Anregen von dessen Bild- und Bildekraft unsere ärztliche Hauptaufgabe sieht...

Deswegen berichtete ich mein Erlebnis mit dem einfachen Mann an der Landstraße. Ich hätte auch, ganz dasselbe sagend, den alten Weisen der Chinesen, LAOTSE, bemühen können. Aber warum die alten chinesischen Weisen zitieren, wenn es die gleiche kluge Lehre auch heute und hier zu hören gibt?

In der Hoffnung, daß ich Ihre Besorgnis habe beheben können, verbleibe ich...

Lieber junger Freund und Kollege!

Sie schreiben mir, daß Sie mit Ihren psychotherapeutischen Interessen in Ihrem jetzigen Wirkungskreis auf Ablehnung stießen; daß man Ihnen nicht glauben wolle, wie viele scheinbar körperliche Störungen rein seelischen Ursprungs seien, und daß man dort unter den Kollegen sage, Psychotherapie sei nur eine Modebeschäftigung hysterischer Damen, die zu viel Geld und zu wenig Arbeit hätten. Aber für einen „ordentlichen“ Arzt und für eine „vernünftige“ Klientel sei dieser „Seelenzauber“ denn doch das Richtige nicht.

Dieser Ihr Brief kam zugleich an mit dem Bericht eines Mannes, den ich vor nunmehr zwölf Jahren behandelt habe. Ich will Ihnen kurz zu schildern versuchen, um was es sich damals handelte — vielleicht können Sie einem oder dem anderen der kritischen Kollegen diesen Fall einmal vortragen und ihn fragen: ob es sich wirklich nicht lohne, Psychotherapie zu treiben.

Mein alter, inzwischen verstorbener, hochverehrter Lehrer, Geheimrat v. KREHL, überwies mir den 22jährigen Jüngling; er sei sich nicht sicher, ob die Diagnose Epilepsie zutrefte oder ob es sich nicht doch um psychogene Anfälle handle. Epilepsie war erst jüngst wieder von ausländischen Kollegen angenommen worden. Der junge Mann hatte sich mit seiner Mutter im Engadin zur Kur aufgehalten (seine Biographie bestand eigentlich nur aus solchen „Kur“aufenthalten von Mutter und Sohn!). Er hatte dort wieder einmal einen Anfall erlitten, bei dem er im Tanzraum des Hotels bewußtlos umgefallen war. Eine Röntgenaufnahme des Schädels habe — so sagte man der Mutter — „einen kleinfingerlangen Sporn“ gezeigt, der „auf das Gehirn drücke“; Operation sei nötig; diese sollte möglichst sofort stattfinden, andernfalls weder der Röntgenologe noch der Chirurg Garantie übernehmen. Nur der — ebenfalls sofort mitgeteilte — sehr erhebliche Preis dieser Operation veranlaßte die Mutter, sich zuvor noch einmal an KREHLs Autorität zu wenden. KREHL war das Operieren (und das Liquidieren) nicht so wichtig wie den ausländischen Kollegen; er

verlangte einen psychotherapeutischen Versuch, um evtl. ex juvantibus die in diesem Fall besonders schwierige Diagnose zu klären.

Ich fasse nur kurz das Wesentliche zusammen. Der Jüngling stammte aus sehr reichem Hause. Der Vater starb allzu früh; er blieb als einziges Kind ganz in den Händen der Mutter, die ausschließlich seiner Betreuung lebte. Mit dem 15. Jahr begannen die Anfälle, die wechselnd häufig auftraten und zwischen kurzen Sekunden und längerer Zeit dauerten. Sie führten dazu, daß der durch Reichtum und Mutterpflege schon verweichte einzige Sohn nun auch aus der Schule genommen wurde, daß seine Krankheit immer mehr in den Mittelpunkt des Lebens rückte, daß zum Schluß, wie gesagt, alles „Kur“ wurde. Von dem organischen Charakter des Leidens waren Mutter und Sohn, die Ärzte in aller Welt konsultiert hatten, fest überzeugt; sie standen der KREHLschen Idee, es könne sich um Seelisch-Nervöses handeln, sehr ablehnend gegenüber.

Ich verständigte mich aber mit dem Jungen bald. Eine Art von Kameradschaft zwischen älterem und jüngerem Mann war unschwer aufzubauen; was desto leichter fiel, als der Jüngling im Wesen ein ganz besonders prächtiges Material hatte. Er war groß, durch vielen Sport sehr muskulös, gescheit und offen. Nur allzu kindlich, fast unerwacht wirkte er — kein Wunder bei seinem bisherigen Leben am Gängelband der Mutter (die, wegen evtl. möglicher Anfälle, nicht von seiner Seite wich und sogar nachts im gleichen Zimmer mit ihm schlief!).

Was stellte sich heraus? In der erwachenden Pubertät hatte eines Tages ein Kamerad den jungen H. in dem Abort zur Onanie veranlaßt. H. bekam sofort nach geschehener Tat ein sehr schlechtes Gewissen. In der nun beginnenden Turnstunde wurde am Rundlauf geübt. H. stürzte dabei vom Gerät, schlug hin, wurde bewußtlos und hatte, wie es scheint, eine leichte Gehirnerschütterung. Dies Ereignis war dann später Veranlassung geworden, eine traumatische Epilepsie anzunehmen. In Wirklichkeit aber war nicht nur der körperliche Unfall passiert, sondern auch noch etwas Seelisches. Daran hatte aber nie jemand gedacht, es war nicht danach gefragt worden. Der junge Mann entsann sich aber noch ganz deutlich und teilte mir das auch klar mit, daß er nämlich nach dem Erwachen aus seiner Bewußtlosigkeit und bei der Rekonvaleszenz immer wieder gedacht habe: der Unfall sei eine Strafe Gottes für das kurz zuvor auf der Toilette Geschehene. Solches Denken lag ihm desto näher, als die Erziehung im mütterlichen Haus eng und streng pietistisch war. Die — letztlich religiösen — Schwierigkeiten, die einer würdigen Eingliederung auch des sinnhaften Erlebens

entgegenstehen, sind bekannt und für den Puritaner besonders groß.

Nun entstand folgende innerseelische Koppelung halb bewußter, halb auch unbewußter Art: Sinnlichkeit hieß in diesem Kollektiv „Sünde“, Sünde aber bestraft der Vatergott – unser junger H. hatte das ja selber drastisch am eigenen Leibe erlebt. Wer Sünde begeht, den schlägt der Herr; der „gefallene“ Sünder wird bewußtlos, er bekommt einen Anfall. Das war H. einigermaßen bewußt. Nicht bewußt war ihm, daß dieser „Anfall“ zugleich als willkommene Sicherung diente, daß nichts „passieren“ konnte; er wußte auch nicht, daß er sich durch diesen Anfall *selbst bestrafte*. Er konnte z. B. Tanzlokale nicht besuchen – der „schlechten Luft wegen“, meinte er –, während anstrengende Sportübungen jederzeit gefahrlos möglich waren. Die Mutter war selbstverständlich, aus ihrem eigenen Unbewußten heraus, eine eifrige Vertreterin dieser Theorie.

Das Peinliche bei einem psychoneurotischen Komplex ist, daß er krebsartig wuchert. Mit der Zeit wird der Kreis der zum Signalmerkmal, zum Auslöser werdenden Anlässe immer größer. So auch hier. Genügten anfangs eine triebhafte Wallung oder der Anblick einer verführerischen Gestalt, ein schmutziger Witz usw., um den Anfallsmechanismus in Bewegung zu setzen, so erfolgten die Anfälle im Lauf der Jahre auch aus weniger durchsichtigen Gründen. Kleine und kleinste Assoziationsmerkmale, die durch Begebenheiten des Lebens den Charakter sinnlicher Bedeutungen erlangt hatten, standen nun für den ganzen eigentlichen Komplex. Ja, bis in den Traum hinein wirkte sich das allmählich aus: so daß bei erotischen Träumen gelegentlich Anfälle auch nachts eintraten.

Diese „Wucherung“ des ursprünglich pathogenen Kerns macht die Diagnose begreiflicherweise schwierig, sie liegt wie eine verhüllende Schicht oder Wolke über den eigentlichen Ursachen. Auch der Erfahrene benötigt Zeit, bis er die inneren Zusammenhänge erkennen und klarlegen kann; erst recht wird der psychologisch Unaufmerksame oder Ununterrichtete so und so oft vor Anfällen stehen und sagen müssen, daß da eine psychische Verursachung doch unmöglich vorliegen könne. Der gewissenhaften tiefenpsychologischen Exploration aber gelingt es auch dann noch, das zum zentralen Komplex führende tertium comparationis aufzudecken, etwa einen Geruch, einen Namen, eine Örtlichkeit oder ein Wort. Das Symptom tritt, vergleichsweise gesagt, nicht mehr nur unbedingt, sondern auch im Sinn eines bedingten Reflexes auf.

Bei H. war es nicht nötig, monatelang oder noch länger analytisch zu schürfen. Das kann, wie gesagt, nötig werden, in „veralteten“ Fällen, in

sehr tief verankerten Neurosen, bei fragilem Material usw. Aber hier ging es erfreulich viel rascher. An Hand seiner ihm bewußten Erinnerungen (und des Nachweises der darin steckenden Fehlschlüsse: der „strafende Gott“ usw.), vermittels der Analyse einiger gleich im Beginn der Behandlung eintretender Anfälle (gelegentlich von Belastungsproben, wie abendliches Ausgehen, allein, ohne die Mutter, mit Freunden und zum Tanz), durch Verarbeitung der Träume usw. ging dem Jüngling recht bald ein Licht auf, in welcher Sackgasse er saß. Er war, wie ich schon schrieb, erfreulich intelligent. Auch wartete hier ja gewissermaßen das Leben nur auf sein Gefäß; unterhalb seiner anerzogenen Meinungsschicht drängte in H. alles nach freierem und natürlicherem Sein. Der Therapeut trat dabei in die seit langem offen stehende Rolle des Vaters. Schwierigkeiten gab es natürlich einige – wie immer vor dem Wagnis, aus dem Zaubergarten der Neurose und ihrer Gesichertheit ins Freie zu kommen –; diese allerdings hier ganz besonders von seiten der Mutter, die, wie die bekannte Glucke, die Enteneier ausgebrütet hat, energisch Widerstand zu machen versuchte; ihr schwamm ihr bisheriger Lebenszweck davon. Daß sie das gemeinsame Schlafzimmer aufgeben sollte, daß ihr braver Junge gar abends tanzen ging – das bedeutete für sie schwierige Umstellungen. So entfuhr ihr eines Tages der bezeichnende Ausruf: „Wenn du doch lieber in der Schweiz operiert worden wärest, statt zu diesem Doktor zu gehen, der dich nur auf schlechte Wege bringt und uns trennt!“

Aber ihr Fritzchen war inzwischen nicht nur zum Entenküken, sondern er war ein junger Löwe geworden, der Blut geleckt hatte und keinen Gefallen mehr an Mutthens blutloser Weltanschauung fand.

In knapp acht Wochen war – bei durchschnittlich vier Sitzungen in der Woche – die Arbeit geschafft. Als erstes fuhr H. zu einem Onkel im amerikanischen Westen und lebte dort mit Bekannten monatelang ein Trapperleben; dann ging er ins Geschäft. Aus New York hat er mir ein halbes Jahr lang nach unserer Kur eine Karte geschrieben: daß das Leben in den Urwäldern ihm wunderbar bekommen sei; jetzt in der ungewohnt sauren Arbeit in der Stadt überfalle ihn gelegentlich ein Unsicherheitsgefühl, ähnlich dem früher den Anfällen vorausgegangenem; dies besonders, wenn er in der Untergrundbahn fahre. Aber dann denke er an all das zwischen uns Besprochene – und weg sei der ganze Zauber. Vor einigen Tagen nun erhielt ich – zugleich mit Ihrem Brief, lieber junger Kollege – einen Bericht H.s; es geht ihm nach wie vor ausgezeichnet. Er ist inzwischen verheiratet und Vater geworden.

Bitte, fragen Sie Ihre dortigen kollegialen Skeptiker einmal: ob sie sich nun mehr auf die Seite der geschäftstüchtigen und operationsbeflissenen Fachgenossen stellen oder auf die Seite KREHLS? Ob sie es für richtiger halten, (für freilich zehntausend Franken) einen Schädel zu trepanieren, oder aber einen wertvollen jungen Menschen (für einige hundert schwer verdiente Mark) dem gesunden Leben, der Arbeit und der sozialen Gemeinschaft wiederzugewinnen. Ich glaube, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. *Diskutieren Sie überhaupt nie theoretisch*, wenn Unwissende die Psychotherapie angreifen, wenn sie die Existenz des unbewußten Seelenlebens bestreiten wollen usw. Mit gedanklichen Überlegungen kommen Sie da nicht sehr weit. Käme man das, so müßte die Seelenheilkunde ja schon längst ein Hauptfach im Plan der Fakultäten sein! Nein, *bringen Sie Ihren Opponenten gesicherte Beobachtungen, Tatsächlichkeiten und Beweise*. Denen entzieht sich der zu so exakter Ehrfurcht vor den Tatsachen erzogene Arzt nicht. Wenn Sie für diese Auseinandersetzungen Materialien benötigen, so finden Sie diese in unseren Lehrbüchern reichlich. Unsere Gegner polemisieren am grünen Tisch — wir Psychotherapeuten stehen allesamt mitten in der grünen Praxis; jeder Tag schenkt uns neue Beweise für die Richtigkeit und Wichtigkeit unserer Sch- und Behandlungsweise. Wir verhungerten ja auch, wenn nicht unsere — mit so falschen Theorien möglichen? — Erfolge da wären.

Einen kleinen Beitrag zu diesem Ihrem so dankenswerten Kampf für die Seelenheilkunde wollte ich Ihnen mit oben berichtetem kleinem Fall persönlich widmen.

Mit besten Grüßen . . .

## 8. HEILUNG DURCH HINAUSWURF

Sehr geehrter Herr Kollege!

Vor fast einem Jahr mußte ich Ihnen berichten, daß die von Ihnen an mich verwiesene Frau G. ungeheilt entlassen worden sei, d. h. ich schrieb Ihnen ehrlich und deutlich, daß ich die Frau wegen ihrer völligen Uneinsichtigkeit kurz und bündig vor die Tür gesetzt hätte. Wenn ich heute meinen damaligen Bericht durchlese, sehe ich, welch unverkennbarer Affekt darin zum Ausdruck kommt. Aber auch einem Arzt und sogar einem Psychotherapeuten (der doch wohl die meiste Langmut unter allen Berufsgenossen aufbringen muß) können die Geduldsfäden schließlich zinnmal reißen und alles Verstehen, alle Einsicht nichts mehr nützen . . .

Diese Frau, zwar intelligent aber innerlich gänzlich haltlos, ohne erkennbare Zeichen von Gewissen, Ethik und Moral, nur gefallsüchtig und auf eitle Befriedigungen aus: an und für sich kein Mensch, der ernstliche therapeutische Bemühungen rechtfertigte. Aber sie hat einen — ganz famosen — Mann und zwei kleine Kinder. Um dieser ihrer Angehörigen willen unternahm ich es, sie psychotherapeutisch anzugehen.

Eine klassische degenerative Hysterika! Sie wissen, ich benutze dies Wort höchst ungern; es ist, als *verbum ignorantiae*, im Lauf der Zeit mehr zum Schimpfwort geworden, denn daß es einen psychologischen Tatbestand wirklich kennzeichnet. Aber hier muß ich es benutzen. Es fehlte auch nichts, vom echten Anfall an bis in all die Verlogenheiten, die aus dem „querschnittshaften“, kontinuiertslosen Erleben der Hysterie erwachsen.

Mehrere Monate lang habe ich mich allwöchentlich einige Stunden bemüht, etwas Ordnung in dies Leben zu bringen. Den Erfahrenen konnte die G. mit ihren Mätzchen nicht täuschen. Sie spielte die Verliebte, die Geheilte, die Gekränkte, die Unverständene, die Abenteurerin, die Edle und die Kranke . . . je nach Bedarf. Jeder entlarvten Rolle folgte die nächste; darin erwies sie sich als unerschöpflich.

Bis mir, wie gesagt, schließlich die Geduld ausging. Sie erzählte mir nämlich mit der lieblichsten und unschuldsvollsten Miene der Welt eines Tages, daß sie — nun, ich will hier keine konkreten Einzelheiten sagen; es

mag genügen, wenn ich es allgemein ausdrücke und formuliere, daß es sich um eine charakterliche *Gemeinheit* handelte, die gegen den Gatten und die Familie gerichtet war. Da habe ich — um es genau zu sagen — mich einen Moment innerlich geprüft, ich habe gewissermaßen bei meinem ärztlichen Gewissen angefragt, ob ich auch da noch objektiv und verstehend-verzeihend sein müsse. Und ich spürte von innen her: nein — jetzt schlag zu! Und das tat ich dann auch, natürlich nur mit Worten. Aber ich habe, darf ich Ihnen versichern, diesem Weibsbild in einer Weise die Meinung gesagt (ohne dabei die Lautstärke meiner Stimme zu dämpfen), daß es nur so krachte. Völlig schonungslos habe ich ihr vorgehalten, wie sie sei und was sie anrichte. Ich habe ihr nicht etwa mein, sondern aller anständigen und ehrlichen, arbeitsamen und redlichen Mitmenschen Wesen — dem ihren entgegen — vors Antlitz gestellt . . . Mir hat es wohlgetan. Das kann ich Ihnen versichern! Sie selber rauschte, einige Tränchen im Auge und reichlich Entrüstung im Gehabe, hinaus; und ward nicht mehr gesehen. Den „Fall“ buchte ich als ungeheilt und berichtete Ihnen in diesem Sinn.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als sich vor einigen Tagen der Ehemann G. bei mir anmeldete und, kaum eingetreten, sagte: ich hätte doch s. Zt. seiner Frau so glänzend geholfen, in wenigen Wochen sei sie genesen. Und daher vertraue auch er sich mir jetzt an. Ich sondierte vorsichtig (bemüht, mein Erstaunen nicht merken zu lassen!). Ja, sagte der G., seine Frau und ich hätten doch immer nach dem „Trauma“, der „Urszene“ gesucht, nach der Wurzel all des Übels bei ihr. Und dann, an einem Dienstag nachmittag — so habe die Frau es ihm erzählt —, da sei es gelungen, „die vergessene Szene aufzudecken“. Als er abends vom Büro heimgekommen sei, habe er gleich das veränderte Wesen seiner Frau bemerkt, und auf seine Frage habe sie ihm berichtet, heute wäre sie in der Behandlung dahintergekommen . . . Seine Frau rede seitdem nur in Tönen der größten Begeisterung von mir. Und sie habe sich, von kleinen — gegen früher minimalen — Rückfällen abgesehen, auch das ganze Jahr tadellos gehalten. Wenn sie gelegentlich einmal wieder in ihre alte Art veriele, dann sage er nur: denk doch an die Dienstagstunde bei Dr. H. — und das genüge dann immer. Offenbar, so meinte der brave Mann, erinnere sie sich alsdann der betr. „Urszene“ (die sie *ihm* aber nicht sagen dürfe, das hätte der Doktor streng verboten); und das genüge, daß sie sich sofort wieder „derlinge“.

Ich sah keinen Sinn darin, den Mann aufzuklären, welche nicht Ursondern „urige“ Szene an jenem Dienstag nachmittag gespielt worden war.

Dagegen nehme ich jetzt die willkommene Gelegenheit wahr, den allzu zartbesaiteten Mann etwas härter zu machen, auch seiner Frau gegenüber. Das wird im Sinn der „Urszene“ weiter mitwirken, wie zu hoffen ist.

Also: insofern bleibt natürlich mein vorjähriger Bericht bestehen, *geheilt* ist diese Frau G. nicht. Denn eine Therapie kann man einen solchen Hinauswurf nicht nennen. Und ich würde auch nicht empfehlen, nun etwa in solcher Art und Weise eine neue „Behandlung“ von schwer Hysterischen als System zu entwickeln. Aber als Kuriosum wollte ich Ihnen mitgeteilt haben, daß die Frau symptomfrei geworden ist.

In solchen Fällen — die ich nicht anders denn als erblich-degenerative Minderwertigkeit bezeichnen kann — ist echte Erziehungsarbeit ausgeschlossen. Hier kann „die Tugend“ — bestenfalls! — „nur durch den Schrecken herrschen“ (wie BÜCHNER in DANTONS Tod seinen ROBESPIERRE sagen läßt). —

Ich kenne aber auch noch eine andere Gruppe von Patienten, die eine sehr überlegene Drastik in der Behandlung gelegentlich verlange: sehr selbstbewußte Menschen, die nur nach vorausgegangenem Machtkampf in eine menschliche Beziehung einzutreten bereit sind. Das sind in keiner Weise etwa „geltungshungrige“ Psychopathen; so sehr dasselbe auch, rein äußerlich gesehen, bei diesen der Fall ist. Aber während der Machtkampf des Neurotikers letztlich doch ein „Bluffen“ ist und nur die eigene Unsicherheit überzukompensieren versucht, ist es bei den anderen, den echten Kampfnaturen, durchaus anders. Wenn ich — verbeispielt — sage, daß u. a. viele Angehörige wirklich guter alter und namentlich adeliger Familien diese Verhaltensweise zeigen, so wird klar, daß es sich hier nicht um Minderwertigkeitsgefühle handelt und daß überhaupt keine individuelle Eigenschaft vorliegt, sondern daß es sich offenbar um eine kollektive, und zwar in der Ahnenreihe ausgebildete, erbliche Einstellung handelt. Man könnte vielleicht von einer „reisigen“ Art der Beziehungnahme sprechen, von einem „agonalen“ Prinzip der Vergesellschaftung. Sicher könnte man solches „primitiv“ nennen; ich vermeide eine solche Wertung und (indem ich mich daran erinnere, daß in der wahren *Natur* die Verständigung letzten Endes nie durch friedlich-freundliches Übereinkommen erfolgt, sondern immer durch das gesunde Gesetz des Stärkeren) spreche lieber von „naturhaftem“ Verhalten. Wie dem auch sei — diese Menschen leiten die Auseinandersetzung mit dem anderen (auch dem Arzt) regelmäßig durch ein mehr oder minder offenes Spiel ein nach dem Motto „wieviel läßt du dir gefallen“. Sehr bezeichnend ist dafür die bekannte Anekdote, wie



SCHWENINGER beim Altreichskanzler BISMARCK seine Autorität begründet habe: als der Kanzler eines Morgens auf die Frage des Arztes nur unverständliche Antwort brummte, soll SCHWENINGER aufgestanden sein mit den Worten „wenn BISMARCK nicht zu sprechen gedenke, könne ja auch ein Veterinär seine Behandlung übernehmen; er sei darauf angewiesen, daß seine Kranken sich der Sprache bedienen . . .“. Diese edite, den Respekt nur als berechnete Eroberung gönnende Verhaltensweise muß man m. E. von der auftrumpfenden Arroganz des Psychopathen wohl unterscheiden. Aber kennen – und berücksichtigen – muß man beides, wenn man als Arzt nicht oft Schiffbruch leiden will. (Ich habe das näher ausgeführt in einem Kapitel meines „Kraftfeld der Seele“.)

Unsere Frau G. gehört aber zweifellos nicht zu der „adeligen“, sondern zu der minderwertigen Gruppe.

Und schließlich ist das Geschehnis vielleicht ein Beitrag zu der Frage, wann und wie im Verlauf einer Erziehung ein Affekt nicht schädlich und falsch, sondern richtig und heilsam – auch für den Betroffenen – ist. Ich glaube, es gibt Momente im Leben, da dürfen (ja, müssen wir vielleicht sogar) einmal von unserem Innern den Konsensus, den Auftrag erhalten, loszuwettern; nicht aus unserer privaten Verärgerung und Laune heraus, sondern als „Mittler“ der Gemeinschaft. Das entlastet und befreit wie ein Gewitter.

Möchte dessen bereinigende Wirkung (die *ich* heute noch spüre – denn wie selten hat man rechte Gelegenheit, sich Luft zu machen! –) auch bei Frau G. noch eine Weile anhalten!

Mit besten Grüßen . . .

Sehr geehrter Herr Kollege!

Im folgenden darf ich Ihnen Frau I. anmelden, die infolge ihres Wohnungswechsels meine Behandlung verläßt und Sie aufsuchen wird. Da Sie für unsere Tiefenpsychologie ja schon lange interessiert sind, ohne sie selber auszuüben, eine eigentliche Weiterbehandlung also nicht in Frage kommt, sondern nur eine Beratung der Patientin so lange, bis sie wieder hierher kommen kann, brauche ich Sie nur in groben Zügen über das bisher Festgestellte zu unterrichten. Daran anknüpfend, wird es Ihnen möglich sein, Frau I. über gelegentliche Krisen hinwegzuhelfen. Denn diese sind bestimmt zu erwarten; unsere Behandlung hat bereits gute Erfolge gezeigt, aber gefestigt ist das Ganze noch nicht. Vor allem bin ich beruhigt, Frau I. in Ihrer Obhut zu wissen, da Sie den Hokuspokus *therapeuticus* mit Medikamenten ebenso vermeiden werden wie wir. Frau I. ist an den Genuß von „beruhigenden“ Mitteln leider in den vorangegangenen Behandlungsversuchen so gewöhnt worden, daß sie – trotz dem offenbaren Mißerfolg – u. U. wieder danach verlangt, wenn es kritisch wird.

Mein Vorgänger in der Behandlung hatte die Kranke derartig unter Brom gesetzt, daß zu allem anderen auch noch eine schwere Bromakne bestand, als ich Frau I. übernahm. Genutzt hatte diese medikamentöse Therapie – uns selbstverständlicherweise! – freilich nichts: bei Beginn unserer Kur konnte Frau I. kaum das Bett, das Schlafzimmer nur in Begleitung eines Dritten verlassen, das Haus überhaupt nicht. Sonst traten so schwere Angsterscheinungen ein, daß diese, mit organoneurotischen Sensationen verkoppelt, Todesbedrohtheit ergaben.

Meine Bedingung, wenn auch in Begleitung der Krankenschwester, aber unbedingt zu mir in die Wohnung zu kommen (eine Voraussetzung der Psychotherapie), ließ sich glücklicherweise in zwei Besuchen durchsetzen. Hier ergab sich nun – kurz skizziert – folgende Vorgeschichte der Angstneurose: Frau I. hat vor sechs Jahren einen über zwanzig Jahre älteren Mann geheiratet, der zwei erwachsene Söhne aus erster (geschiedener) Ehe mitbrachte, die die Brüder der jungen Frau sein könnten. Der Ehemann

ist ungemein verständig, klug und vornehm – aber ein wenig langweilig. Sie wie ich werden sofort erschließen, daß bereits die Wahl des so viel älteren und temperamentschwachen Partners ihre psychologischen Gründe gehabt haben muß. Ich kann darauf nicht näher eingehen; eine überragende Vaterfigur gab zu dieser Fehlwahl ebenso Veranlassung, wie die im puritanischen Elternhaus geübte lebensfeindliche Atmosphäre. Zusammen mit der Verwöhnung daheim hat dieser Mensch das Leben als wirkliche, zur Härte ebenso wie zur Sinnhaftigkeit gleichermaßen veranlassende Welt nie kennengelernt. Sowohl die wirkliche Bewährung im freien Dasein wie das Wagnis der Hingabe an die Natur blieb ihr unbekannt. Frau I. hat weder Vertrauen zur Natur draußen, wie zu der in ihr selbst je kennengelernt. Also heiratete sie den verlässlichen, väterlichen und durch Wohlhabenheit wie Alter beruhigenden Mann.

Der Ehe entsproß ein Kind. Im übrigen aber blieb Frau I. frigide. Gelegentlich einer Reise besuchten die I.s vor eineinhalb Jahren einen jungen Vetter. Als nach gemeinsamer Mahlzeit der Ehemann abgerufen wurde, führte der junge Vetter Frau I. allein durch seine Junggesellenwohnung. Plötzlich fand sie sich in seinem Arm. Nie gekannte Empfindungen durchströmten sie beim Kuß des Mannes. Aber sie verbarg dieses – an sich nicht einmal sehr weit gegangene – Geschehnis vor dem Gatten und „vergaß“ es auch mit der Zeit. Da meldete sich der Vetter vor einem Jahr zum Besuch an. Er wollte Logieryast sein, und I.s sollten ihn dann möglichst oft übers Wochenende auf dem Land besuchen. Je näher der erwartete Besuch rückte, desto mehr traten nun bei Frau I. anfangs unbestimmte, mit der Zeit immer erheblichere Angsterscheinungen auf. Diese wurden so intensiv, daß kurz vor dem Eintreffen des Veters diesem abtelegraphiert werden mußte; er logierte bei seiner Durchreise nicht bei I.s sondern im Hotel, und die Wochenend-Besuche unterblieben auch – denn Frau I. konnte (was bis kurz zuvor noch möglich gewesen war) jetzt auch nicht mehr im Auto fahren.

Ihnen brauche ich nicht zu betonen, daß die in diesem Bericht bereits ersichtliche kausale Beziehung der Angst und des Zusammentreffens mit dem Vetter – dem Repräsentanten des Lebens – der Frau I. selbstverständlich völlig unbewußt war. All das mußte in mühseliger Einzelarbeit herausgeholt werden. Die innerlichen Zusammenhänge aber ließen sich namentlich durch die Traumanalyse – z. T. gegen erhebliche Widerstände des oberbewußten Meinens der Patienten – doch allmählich auch ihr selber erlebnismäßig klar machen. Darauf kommt es ja ausschließlich an! Nicht

daß wir als Psychologen wissen, worum es sich handelt, daß wir womöglich gelehrte Vorträge halten, ist für die Heilung wichtig, sondern daß der Kranke sich selber in den ihm bisher unbekanntem Seiten seines Wesens erfährt. So lernte Frau I. allmählich einsehen: wie sie zeitlebens neben dem überragenden Vaterbild keinen Mann hatte gelten lassen können, daß mit dieser ihrer – phantastisch aufgehöhten – Idealfigur ein Sterblicher den Vergleich nicht wagen konnte; daß die von ihr innerlich zeitlebens abgelehnte Mutter, sie ihre eigene Weiblichkeit anzunehmen, auch verhindert hatte; sie begriff ihre eminente Lebensangst und -schwäche und ihre vielfachen Sicherungen dem Lebendigen gegenüber; auch die besonderen Fragen der Sinnlichkeit ließen sich im Sinn eines gesünderen Verstehens aufrollen.

Den Schlußstein in diesem neurotischen Lebensaufbau bildete dann die Begegnung mit dem jungen Vetter. In der unbedachten Minute, da er sie ergriff, fühlte sie die bislang künstlich-kunstvoll totgeschwiegenen Tiefen des Elementischen angerührt. Das Leben war erweckt – aber sie war ihm unangepaßt, fern, fremd. Was Wunder, daß Angst die unmittelbare Reaktion war! Zudem ergab die sich nun entwickelnde Neurose die beste Sicherung gegen das Neue drinnen, die Welt draußen, das insgeheim Lockende. Denn wer nicht allein aus dem Haus gehen kann, ist ja gesichert dagegen, daß etwas „Verbotenes“ passiert; der Aufpasser, wie er sie ihre ganze allzuwohl behütete Jugend durch in Gestalt ihrer Gouvernanten begleitet hatte, war nun – als der Ehemann, als gute Freundin, als Krankenschwester – neben ihr.

Das ist in kurzen Zügen die Leitlinie dieses Lebensbildes. Was man sich hier von Brom und anderen Medikamenten erwartete, verstehe ich nicht. Jede Platzangst ist eine rein psychogene Erkrankung, eine Psychose. Früher hat man sie auch in den psychiatrischen Lehrbüchern als körperlich zu verstehende Neurose aufgefaßt; da war der medikamentöse Versuch verständlich. Aber nachdem wir Heutigen die rein seelische Natur dieser Angstneurose kennen – und der Fall I. zeigt ja einige der immer wiederkehrenden Züge besonders deutlich –, ist selbstverständlich Psychotherapie das einzige Mittel der Wahl. Alles andere wäre falsch, müßte völlig wirkungslos bleiben. Und selbst gesetzt den an sich kaum vorstellbaren Fall, daß so ein Angstkranker durch die Suggestivwirkung irgendeines körperlichen Mittels symptomfrei würde: wäre er im wahren Sinn des Wortes gesundet, d. h. *heil* geworden? Er bliebe innerlich doch der gleiche Lebensschwächling, auch ohne Symptome; und über dem Unter-

lassen der seelischen Verarbeitung (die großenteils eine Nach- und Umerziehung ist) unterbliebe das für solche Kranke Nötigste, das im Sinn der Gemeinschaft Erwünschte, die Erziehung zum innerlich tapferen und verantwortungsbereiten Wesen.

Ich glaube, das für die einstweilige Beratung der Kranken Nötige gesagt zu haben, wenn ich zufüge, daß ich es durchaus für möglich erachte, die Ehe der Frau I. zu erhalten. Jedenfalls müssen wir die ihr in ihren auf-dämmernden Einsichten naheliegende Neigung, durch Auflösung der bestehenden Verbindung ein neues Leben zu beginnen, bekämpfen. Erst einmal muß sie in sich selber reifen, in sich frei werden (von falschen Einstellungen usw.). Wenn sich *dann* die Erhaltung der Ehe nicht ermöglichen ließe – aus einer neuen Freiheit, nicht im Sinn des Frei-Wovon, sondern eines Frei-Wofür –, dann müßte man das prüfen. Aber die so häufige erste Idee, bisherige Bindungen abzubrechen, wäre sicher unfruchtbar. Aus Verpflichtungen, und wenn sie noch so schief sind, springt man nicht einfach hinaus. Das wäre ein Weg-Laufen, kein Woanders-Hingehen.

Ich hoffe auf gute Hilfe von Ihrer Seite und verbleibe . . .

## 10. STOTTERN

Sehr geehrter Herr Kollege!

Sie möchten wissen, was von den in Tageszeitungen inserierten Behandlungen des Stotterns zu halten sei? Vor allem weiteren darf ich diese Ihre Frage kurz und bündig beantworten: *weniger als gar nichts*. Und erlauben Sie mir, hinzuzufügen den Ausdruck des Erstaunens, daß solch ein Unfug geduldet wird.

Nur ein Beispiel für beliebig viele:

Ich erhalte gerade dieser Tage einen Brief. Der Herr schreibt: „In meinem Bestreben, den Sprachfehler loszuwerden, wandte ich mich an Leute, die als Heilkundige annoncierten, von denen mir aber keiner helfen konnte, trotz ihrer stets für unfehlbar angepriesenen Methoden. Den Vogel schoß ein gewisser W. in Berlin ab, der in seinen Prospekten in geheimnisvoller Weise von einem Apparat sprach, von dem man sich Wunder erwarten mußte. Als ich nun, ich war damals im Felde, mir um 30 Mark seine „Methode“ kommen ließ, stellt sich das als ein großer Schwindel heraus. Der ‚Apparat‘ war ein kleines Stückchen aus irgendwelcher Masse, das man in der Hand halten sollte; auf dem stand: ‚sprich leise!‘, als eine Art Autosuggestion. In seinen Skripten, die dabei waren, faselte er von der wundertätigen Macht der Liebe usw. und anderem blühenden Holunder, der selbst medizinischen Laien wie mir sofort auffiel. Warum hängt der Staat diese Scharlatane nicht auf, die den kranken und ratlosen Mitmenschen das Geld aus der Nase ziehen?“

Aber es ist immer gut, wenn man auch vor seiner Tür kehrt! Wenn wir Ärzte irgendwo die Kurpfuscherei ins Kraut schießen sehen, liegt das in der Regel nicht nur an den andern – an geschäftstüchtigen Scharlatanen und der Kritiklosigkeit des Publikums dieser Schwindler –, sondern dann ist allermeist auch ein Versagen unserer eigenen Leistung schuld<sup>1</sup>. Wäre

<sup>1</sup> So heißt es in dem vorher zitierten Briefe: „Ich wandte mich auch an die Universitätsnervenklinik in N., wo man mich auf meine Nerven hin untersuchte, jedoch feststellte, daß diese vollkommen intakt seien, und gab mir drei oder vier Decholin-spritzen, die jedoch auch nichts halfen.“ (!)

dem nicht so, d. h. gäbe es die allgemein anerkannte, wirksame Behandlung des Stotterns, dann würden wie die Reklame auch die Kranken verschwinden. Beide sind noch nicht verschwunden. Deswegen muß uns jeder neue Weg der Stotterbehandlung, einerlei wer ihn weist, wichtig sein.

Gestatten Sie mir, um Ihre Frage nach diesem noch so ungeklärten Gebiet möglichst deutlich zu beantworten, einige grundsätzliche Erwägungen:

Stotterer zu sein, ist fraglos ein schweres Hemmnis in vielerlei praktischer Hinsicht, von der Schule an, unter den Kameraden, beim Militär, im Beruf. Noch schwerer aber als diese ungünstigen Auswirkungen der Sprechhemmung nach außen sind die seelischen Einwirkungen für den Stotternden selbst. Sehen, hören, fühlen usw. kann auch das Tier; das Sprechen-Können zeichnet allein den Menschen aus; die Sprache, in engem Zusammenhang mit der Entfaltung des Bewußtseins sich bildend, ist wahrnehmbare Gestalt edelsten geistig-seelischen Vermögens. Von der täglichen Mitteilung – unentbehrlich wie das tägliche Brot – bis zum Gespräch unter Freunden, zum liebenden Geständnis, zum leidenschaftlichen Ausbruch und zur formvollendeten Gestaltung hin: immer ist es das Wort, das aus der Tiefe des Wesens strömt, das den Faden zum anderen webt, zum Du, das Begegnung vermittelt und Wir schafft. Das Gestimmtsein braucht die Stimme, um sich schenken zu können. Deshalb gilt mit Recht die gepflegte Sprache, die kultivierte Stimme als besonderer Reichtum eines Menschen.

An all dem ist der Stotterer verhindert. Ja, die Allgemeinheit pflegt es ihn oftmals noch besonders spüren zu lassen, daß und wie sehr er geschädigt ist. Grausam wie die Tiere, die sich von kranken Artgenossen abwenden oder über sie herfallen, wenden die Menschen sich gegen den Gehemnten. Oft wird der Stotterer als dumm angesehen, ausgelacht und verhöhnt. Das dumpfe Gefühl dafür, was die Sprache dem Menschen bedeutet, daß sie Offenbarwerden des Geistes ist, veranlaßt das Kollektiv zu dieser Haltung – wer der Sprache nicht mächtig ist, ist eine Kränkung der menschlichen Würde, erinnert an primitive Formen des Lebens, ist un-mündig... Entsprechend aber empfindet der Gestörte sich selbst und leidet darunter wohl unbewußt mehr noch als unter der praktischen Schwierigkeit und der Härte der anderen. Und in diesem Hin und Her, der Wechselwirkung von draußen und drinnen, gerät der Gehemnte immer tiefer in die Verstrickung, den Krampf. Immer ärger wird sein Symptom, je unsicherer er seiner selbst und der Beziehung zum Mitmenschen wird.

Denn *Stottern ist stets seelisch bedingt*. Es ist falsch, wenn man körperliche Ursachen vermutet und zu behandeln versucht, wenn Kehlkopf, Stimmbänder oder Gaumen oder sonst etwas angeschuldigt werden. Die Organe sind physisch in Ordnung. Gestört ist ihre Funktion. Diese aber ist nicht in Ordnung, weil die die Funktion erfüllende und bewegende Seele des Menschen Schaden erlitten hat, krank ist. Deswegen ist es auch verkehrt, wenn Heilung von einer nur technisch und mechanisch eingestellten Übung der richtigen Funktionen erwartet wird, von Atem- und Sprechübungen irgendwelcher Art. Wenn einer – ein sogenannter Platzangst-Kranker – nicht über einen freien Platz gehen kann, so kann er ja *gehen*, es wäre unsinnig, ihm Gektechnik beibringen zu wollen. Woran er leidet, ist in seiner Platzangst nur sinnbildlich ausgedrückt: er wagt irgendetwas nicht, was das Überschreiten des Platzes für ihn bedeutet, er ist – innerlich! – unsicher, er meint, ohne Anlehnung gehe es nicht, er traut sich nicht ins „Freie“, zum Allein- und Auf-sich-selber-Stehen. Genau so *kann* der Stotterer sprechen oder besser gesagt, er könnte es; wenn eben nicht tiefer gelegene seelisch-geistige Unsicherheiten und Ängste es ihm unmöglich machten.

Er *kann*: beispielsweise kennt auch der schwerste Stotterer bestimmte Momente und Situationen, wo er tadellos frei und ohne anzustoßen redet, der eine etwa, wenn er nicht Vorgesetzten, der andere, wenn er nicht dem andern Geschlecht gegenübersteht; ein Dritter erlebt, daß er unter mäßigen Mengen Alkohols redet wie ein Wasserfall; wieder ein anderer spricht ungestört, wenn er nicht frei reden muß, sondern etwa Gedichte vorträgt; aber auch das Umgekehrte kommt vor; so suchte mich ein Jugendbildner auf, der völlig ungehemmt Ansprachen halten konnte, wenn ihn „der Geist trieb“, wenn die Begeisterung über ihn kam, aber ohne den brachte er meist kein Wort über die Lippen. Und schließlich, als Beweis dafür, daß es weder die physischen Organe sind noch die Technik, die Funktion als solche: wenn wir einen Stotterer hypnotisieren, pflegt er in der Hypnose völlig fließend zu reden.

Was bedeutet das? Wieso behebt z. B. die Hypnose zwar nicht das Leiden, aber das Symptom? Einzig und allein deshalb, weil der Betreffende dann keine Angst hat, daß es ihm mißlingen könnte. Die Angst fehlt ebenso in den angeführten Fällen; der Jugendbildner etwa dachte, wenn er seine mitreißenden Ansprachen hielt, gar nicht daran, daß er sprach, und erst recht nicht daran, daß er anstoßen könnte. Er sprach dann, wie wir Gesunden alle sprechen: ohne uns des Sprechens bewußt zu sein. Fehlte

aber diese (auch ihn selber) mitreißende Begeisterung, dann kamen die Ängste und Unsicherheiten wieder hoch, er wußte, daß er sprach und daß es schief gehen könnte. Dagegen hilft nun beileibe nicht — was von Unkundigen auch immer wieder versucht wird —, daß einer sich „Mühe gibt“, daß er sich „zusammennimmt“, daß er's mit dem „Willen“ zu schaffen versucht. Im Gegenteil! Dann wird's erst recht schlimm, dann ist die Situation völlig verloren. Das Unsinnigste, was es gibt, tat daher ein Mann, der einen stotternden Zögling jedesmal, wenn er hängenblieb, strafte, ja schlug; was dadurch nicht besser wurde, daß dieser Mann Pfarrer war und meinte, er werde den Zögling auf diese Weise schon über seine „Unart“ wegprügeln. Stottern ist keine Organ- und auch keine Willensstörung, jedenfalls primär und ursächlich nicht, sondern ein *Ausdruck seelischer Gestörtheit*. Diese gilt es zu behandeln.

Wenn Atem- und Sprechschulungen gelegentlich Erfolge haben — in schweren Fällen freilich nie —, so nur deshalb, weil es sich hier um sehr einfach und wenig tief gelagerte Fälle handelt. An Hand des Vertrauens in die Technik, die Methode des Lehrers, durch die Sicherheit, die das Vertrauen dann gibt, überwindet der oder jener seine Angst. Er durchbricht den „Teufelskreis“, der in solchen Neurosen immer mitspielt; das heißt, wie früher die Fehlerfahrung, das Mißlingen zur Ursache immer neuer und größerer Unsicherheit wurden und damit zur Auslösung weiterer Störung, so leitet das Vertrauen in die neue Methode zu besseren Erfahrungen, zum glatteren Gelingen und dadurch zu weiterem Vertrauen hin. Das kann gelegentlich genügen.

Um diesen „Teufelskreis“ zu durchbrechen — der aus den Fehlerfahrungen des täglichen Lebens immer wieder entsteht —, soll man freilich neben der eigentlichen Psychotherapie auch Sprech-, d. h. Haltungs-, Atmungs- und Stimmbehandlung treiben. Wie das Frau L. HEYER in ihrem Beitrag zu meiner „Praktischen Seelenheilkunde“ dargestellt hat. In dem ehemaligen Berliner Institut für Psychotherapie bestand eine eigene Abteilung zur (Mit-) Behandlung von Neurosen mit Gymnastik, Atemerziehung, Massage, Tonübungen, die K. VEENING mit mehreren Mitarbeitern führte.

Ebenso, wie wir diese Hilfsmethoden nicht missen möchten, kann man auch manchmal in wenigen suggestiven Sitzungen oder mit einigen Hypnosen helfen. J. H. SCHULTZ beschreibt (in seiner „Seelischen Krankenbehandlung“ — bei PISCATOR in Stuttgart —) solch einen Fall: Der 28jährige Fabrikarbeiter war seit Kindheit schwerer Stotterer, Übungskurse in Sprachinstituten blieben erfolglos. Er wurde leicht hypnotisiert und sprach

völlig fließend, auch die sonst kritischen Anlaute. „Er wird nun allmählich“, berichtet SCHULTZ, „während er selber angehalten wird, weiterzusprechen, in Wachzustand überführt und ihm ad aures demonstriert, daß lediglich seelische Beeinflussung freie Sprache geben kann. Nach dieser hypnotherapeutischen Vorbereitung wird er energisch wachpsychotherapeutisch beeinflusst, besonders seine Einstellung zum Sprechen wird genau mit ihm bearbeitet . . .“. Hieran schloß der Behandler noch systematische Entspannungs- und Konzentrationsübungen, die regelmäßig geübt werden mußten. „E. lernte seine Schwäche so beherrschen, daß er bei Unbekannten kaum mehr auffiel.“

Das SCHULTZsche Beispiel zeigt deutlich, worauf es ankommt. Und die Entspannungsübungen, die SCHULTZ erwähnt — das Gegenteil der Willens-, Straf- und Auslach„behandlung“ —, verdeutlichen es besonders. Nicht die Angst, mit der Energie kleinkriegen zu wollen, hilft, sondern statt der Angst Sicherheit, statt der (angstbedingten) krampfhaften Anspannung Lockerheit, Lösung, natürliches Spiel von Nerv und Muskel. *Was* gesprochen wird, ist wichtig, nicht *daß* man redet.

Nun gibt es aber Fälle genug, wo auch ein Verfahren, wie das angeführte, zu keinem oder doch keinem ausreichenden Erfolg führt. Die Entmutigung, die Unsicherheit und Verängstigung eines Menschen können derart massiv sein, aus so frühen Zeiten und so schweren Erlebnissen vieler Jahre und derart schlimmen Erfahrungen stammen, daß man ohne nachträgliche Verarbeitung dieser Ur-Sachen zu deren innerer Überwindung nicht gelangt. Hier ist also Tiefenpsychotherapie nötig. Ähnlich lag es bei einem Ingenieur, der weniger durch äußere, seine Entwicklung störende Ereignisse als durch eigene weltanschauliche Verbohrtheiten charakterlich derart schief geworden war, daß er schwerer Stotterer wurde. Er hatte sich einer asketischen Auffassung verschrieben, alles Erotische war ihm verhaßt, jede seelische Regung wurde intellektuell zerlegt und zerfetzt — der Mann war nur noch Gehirn und Ratio, d. h., er ließ bewußt nur diese Qualitäten des Lebens gelten, im Grunde war er ganz anders, ein musischer und im Intuitiv-Irrationalen sehr verankerter Mensch. Man hatte den Eindruck, daß hier das Symptom wie eine Warnung, wie ein Wink aus dem Innern kam; ein tieferes Inneres verweigerte ihm, das zu sagen, was er aus seinem Bewußtseinskrampf heraus äußern zu müssen meinte, und verlangte von ihm, sich denjenigen Wesensseiten zuzuwenden, die er nicht wahrhaben wollte. In einem derartigen Fall wäre freilich alles suggestive Vorgehen oder gar nur Sprechdressur sinnlos. Hier konnte nur —

lange Zeit dauernde – Umerziehung des gesamten lebendigen Menschen die Voraussetzungen der Heilung schaffen.

Es möge aus diesen kurzen Andeutungen klarwerden: Der Stotterer ist nicht da krank, wo sein Symptom sitzt – in der Sprache –, sondern tiefer, nämlich seelisch, gestört. Meist ist diese seelische Störung im Sinn der Entmutigung, der Ausdrucksangst zu verstehen. Bei Kindern sind es so gut wie immer die Erwachsenen, die „schuld“ an dem Leiden sind (Eltern, Lehrer, Erzieher) und die also, wenn sich solches in ihrem Umkreis einstellt, bei sich selbst Nachschau halten müssen, wo sie es falsch machen. Milieuveränderung kann das Symptom oft schlagartig beseitigen (Landheimerziehung!). Der Erwachsene muß die Behebung seiner – meist aus der Jugend stammenden – Störung unter Leitung eines Erfahrenen selber leisten. Zu beseitigen aber ist das Leiden wohl stets, wenn beide Teile mit Einfühlung, Kenntnis und Ausdauer ans Werk gehen.

Sehr geehrter Herr Kollege, in obigem bin ich nun doch recht weit von Ihrer eigentlichen Frage weggekommen: was man von den inserierenden Geschäftsleuten zu halten habe. Aber vielleicht ist doch klar geworden, was für ein verantwortlich Ding die Heilkunde ist; was nicht nur diese Geschäftemacher vergessen, sondern manchmal auch wir auf den hohen Schulen Unterrichteten...

Immer gern zu Ihrer Verfügung Ihr...

## 11. STOTTERN

Sehr geehrter Herr P.!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief. Es tut mir leid, daß Sie neuerdings wieder Schwierigkeiten mit Ihrem alten Leiden, der Sprachstörung, haben. Nun rächt es sich doch, daß der Kriegsbeginn unsere psychotherapeutische Arbeit unterbrach. Aber ich hoffe, das bereits Geklärte und Erreichte genügt, um Ihnen im Anschluß an das, was Sie berichten, Hilfestellung geben zu können. Ich will es wenigstens versuchen. *Wenn* es Ihnen gelänge, jetzt in Ihrer momentanen Schwierigkeit der Störung Herr zu werden, wäre ja doppelt viel erreicht!

Sie wissen, lieber Herr P., daß wir als Grund Ihres Stotterns feststellen konnten, es habe seine wesentliche Ursache in der gutgemeinten, aber – objektiv gesagt – reichlich unpädagogischen Erziehung durch Ihren Vater. Ich erwähne nur eine bezeichnende Erinnerung: Ihr Vater erklärte sich den Kindern gegenüber als „der große Donnerer“ und wußte diesen Kindern beizubringen, vor ihm könne nichts verborgen bleiben – sein „kleiner Finger wisse alles“ (was er durch Ihnen damals natürlich unerkennbare Tricks unter Beweis stellte). Es ist auch sicher gut gemeint gewesen, wenn er Ihnen privat Nachhilfeunterricht gegeben hat – bedauerlich nur, daß er dabei weder die Überzeugung seines guten Willens in Ihnen erweckte noch auch das Interesse für die Wissenschaften, sondern daß noch heute, nach dreißig Jahren, Ihre einzige Erinnerung an diese Stunden Furcht und Schrecken sind, zitternde Angst vor der unbeherrschten Ungeduld des „Helfers“, vor seinem jähen Auffahren, seiner harten Hand. Das waren, wenn ich erinnern darf, Ihre ersten Erinnerungen, als wir von der Jugend sprachen. Die Mutter, die dem Vater-Gott Widerpart hätte bieten sollen, gab es nicht, da sie ja so früh verstarb. Sie konnten es sich lange Zeit in unserer Arbeit nicht zusammenreimen, daß ausgerechnet dieser Ihr Vater Ursache Ihres Stotterns gewesen sein sollte, durch die verschüchternde Art, die er Ihnen gegenüber hatte; er sei doch ein so allgemein beliebter Pfarrer gewesen und habe es so gut gemeint.

Mein lieber Herr Doktor, diesen (scheinbaren) Widerspruch findet man

oft. Weder sagt die allgemeine Beliebtheit eines Mannes in der breiten Umwelt darüber etwas aus, wie er nun zu Hause, im kleinen Rahmen seines häuslichen Lebens ist; man kann da oft die seltsamsten Widersprüche finden! Noch auch bedeutet die Profession eines Mannes etwa, daß er diese nun auch zu Hause anwende; man kann eher sagen: im Gegenteil. Der Jurist ist daheim keineswegs immer der Diener der unbedingten Gerechtigkeit, der Lehrer oft alles andere als pädagogisch, der Arzt ist sogar meist der besonders schlechte Betreuer kranker Angehöriger, so wie der Nationalökonom bekanntlich kein guter Verwalter seines Vermögens zu sein pflegt usw. So hat wohl auch bei Ihrem Vater Langmut und Geduld, Verstehen und liebendes Führen da aufgehört, wo die eigenen vier Wände anfangen.

Kurzum, wir sahen seinerzeit, daß dann, als Sie mit 9 Jahren im Anschluß an eine Bronchopneumonie langwierige Katarrhe bekommen hatten, Ihr Stottern einsetzte. In der Schule erlebten Sie dann, ebenso wie beim Vater, die leider typischen Erfahrungen des Stotterers. Sie wurden verlacht, gehänselt, man appellierte an Ihren Willen und hielt Sie sogar für einen faulen Simulanten, wodurch erklärlicherweise Ihre Unsicherheit, Ihre Schüchternheit (die Ursache des Symptomes) nur noch wuchsen, und es statt besser schlechter wurde.

Auch Sie haben dann in reiferen Jahren sogenannte Sprechkurse mitgemacht – auch Sie ohne Erfolg, kam es doch dort nur auf mechanische Technik des Sprechens an (bestenfalls auf etwas Atemschulung primitiver Art); aber auf die seelischen Ursachen und Hintergründe ging man nicht ein.

So haben Sie zwar in Ihrem Leben viel erreicht, aber durch all die Jahre hat Sie Ihr Stottern mehr gequält als manchen anderen schwere körperliche Leiden. Sie haben Ihre Examina glatt, teilweise mit Auszeichnung bestanden. Sie haben Ihre Partien tadellos durchgepaukt. Sie haben eine besonders glückliche Ehe und drei prächtige Buben; aber immer wieder drohte Sie Ihre Störung zu überfallen. Nur wer Stotterer kennt, kann Ihnen nachfühlen, daß trotz all diesen Positivas Ihres Lebens diese ewige Behinderung Sie gelegentlich bis in die Nähe suizidaler Gedanken brachte.

Nun, wir haben dies und manches andere durchgeklärt. Es war nicht immer ganz einfach, denn auch in unseren Stunden kam die Hemmung gelegentlich so stark, daß Sie kaum ein Wort herausbrachten. Aber – und das war ja für Sie sehr aufschlußreich –, als Sie es aufgaben, in mir die Respektsperson zu sehen, die „Autorität“ – d. h., als Sie Ihr Vater-

Angst-Bild nicht mehr auf mich projizierten! –, da hatten Sie erkannt, wann und warum und vor wem Sie eigentlich stottern; daß Sie sich selber (ganz unbewußt) in die Rolle des kleinen Jungen vor Vaters Strenge zurückversetzen, wenn Sie anstoßen und hängen bleiben. Und indem Sie dieses Angstbild nicht mehr auf mich projizierten, hatten wir beide diese Störung zwischen uns weitgehend beseitigt. Woraus sich denn manch weitere Erkenntnis und neue Freiheit ergab.

Sie haben dann mit besonderem Geschick das Autogene Training geübt. Ich kann Ihnen heute sagen, daß ich selber überrascht war, wie rasch dessen Wirkung bei Ihnen zu erkennen war. Sie erinnern sich, schon nach der ersten Übung konnten Sie eine Gesellschaft in S. anstandslos mitmachen! In der Entspannung übten Sie dann Sätze wie: „Ich weiß, daß ich in jeder Lebenslage glatt und mühelos sprechen kann. Die Worte und Sätze kommen von meinen Lippen, ehe ich sie noch gedacht und gewollt“ usw.

Als wir soweit waren, d. h. nach drei Wochen Behandlungszeit, mußten Sie einrücken. Und wie Sie schrieben, ging es gut, sogar vor großmächtigen Feldwebeln und auch in der Instruktionsstunde, die Sie nach Ihrer Beförderung abhalten mußten.

Nun schmeißen Sie aber um. Wieso das? Ihr Chef sei, im Gegensatz zum früheren, allzusehr (auch allgemein unbeliebt), er ziehe Sie auf, wenn er Ihre Störung merke, fasse Sie rauh an und habe Ihnen zu verstehen gegeben, an weiteres Vorwärtkommen sei „bei einem solchen Jämmerling“ nicht zu denken usw.

Lieber, sehr geehrter P.: Mir scheint, genau an dem Punkt müssen Sie jetzt einschalten, über den Sie gestolpert sind! Nämlich gerade, wo Ihr Chef zu scharf und unbillig ist, da gilt es, innerlich den Hebel anzusetzen. Sie lassen sich von der übersteigerten Geste dieses Mannes bluffen. Haben Sie denn nicht einmal überlegt, wieso Ihr früherer Chef ein so prima Führer, so allgemein beliebt und zugleich zu Ihnen so einsichtig war, dieser neue Mann aber alles umgekehrt? Wer ist wohl der in Wahrheit Sichere? Und wer ist von beiden der im Grunde Unsichere? Ihnen imponiert die künstliche und laute Fassade des Neuen, von ihr lassen Sie sich einschüchtern (wie seinerzeit vom Vater). Aber denken Sie mit Ihrem klaren Verstand doch einmal nach, was hinter einer solchen Aufmachung stecken mag! Ich würde annehmen: das Gegenteil dessen, was dieser Mann „angibt“, d. h. darzustellen versucht.

Ich kann es Ihnen wohl nicht zumuten, daß Sie in der gehörigen Form an den Chef herantreten, um sich ihm zu erklären, ihm darzustellen, woher

Ihre Schwierigkeit kommt und wie sie besser, wodurch sie schlechter wird. Aber das können Sie im stillen Kämmerlein: diesen Mann von dem Thron herunterholen, auf den Sie ihn, durch seine Stimmstärke verführt, gesetzt haben. Wenn Ihnen das gelingt, dann, das garantiere ich Ihnen, werden Sie auch vor ihm genau so frei sprechen können wie vor allen anderen Vorgesetzten.

Ich rate Ihnen, diese Erwägungen nicht nur gewissermaßen logisch und wachbewußt anzustellen, sondern auch in der Versenkung des „Autogenen“ sein Bild in Ihnen zu korrigieren. Und, ebenfalls in der Entspannung, die Sie ja so gut meistern, sprechen Sie dann mit diesem innerlich vor Augen gestellten Manne; üben Sie das tagelang. Ich möchte sicher sein, daß das wirkt. Wenn er nicht mehr der „große Donnerer“ ist, sind auch Sie nicht mehr der Kleine. Und sobald Sie aus dieser „Wiederholungssituation“ heraus sind, ist auch die causa Ihres jetzigen Rückfalls behoben.

Also versuchen Sie es mal so, allein für sich. Und lassen Sie mich bitte wissen, wie es gelang, ob Sie Erfolg hatten.

Mit den besten Wünschen

Ihr . . .

ANTWORT (3 WOCHEN SPÄTER):

Sehr geehrter Herr Doktor!

Recht herzlichen Dank für Ihren Brief. Ich kann Ihnen zu meiner Freude mitteilen, daß ich es mittlerweile fertigbekommen habe, daß der hohe Chef sich mir gegenüber anders benimmt. Erst habe ich so geübt, wie Sie es vorschlugen (ich hatte sträflicherweise das regelmäßige Entspannen allzu sehr unterlassen gehabt). Ich habe die Wirkung gleich wieder deutlich gespürt. Dann bat ich, wenn Sie es mir auch nicht zugetraut hatten, den großen Donnerer um eine Unterredung, in welcher ich ihm den Grund meiner Sprachschwierigkeiten auseinandersetzte, worauf er mir erklärte, daß er früher ähnliches gehabt habe und er mir nur hätte helfen wollen. Das von Ihnen gegebene Charakteristikum trifft übrigens auf ihn ziemlich genau zu, er ist dadurch so unbeliebt, weil er jeden annimmt, um seine Überlegenheit unter Beweis zu stellen. Nun nimmt er, soweit das überhaupt noch nötig ist, Rücksicht, auch hat er mich sogar ein paarmal zu einer Autofahrt eingeladen, kurz, ich habe die Basis gefunden, auf der ich mich

ihm gegenüber behaupten kann. Und seitdem ist alles Stottern wie weggeblasen; ich habe auch keine Angst mehr, daß es wiederkommt, ich habe ja nun wieder einmal gesehen, wie recht Sie haben, daß alles nur seelisch begründet ist und nur von dem Seelischen her kuriert werden kann. Was für unnützes Geld habe ich vorher für Sprachschulen ausgegeben! Ich werde nun schwerlich wieder den großen Donnerer in einen armen Menschen hineinschauen. Und dann stottere ich nicht mehr, das weiß ich. Ich übe aber noch gewissenhaft, damit der Erfolg sich möglichst festigt.

Im übrigen . . .

Indem ich Sie herzlich grüße, bin ich

Ihr dankbar ergebener P.



Sehr geehrter Herr Kollege!

Gelegentlich Ihres Dankes für die Hilfe, die Ihrer Frau wurde, fragen Sie erstaunt, wieso denn ein Psychotherapeut auch bei „so normalen und doch rein körperlichen Vorgängen“ wie einer Geburt nützen könne. Sie stellen zwar selber fest, daß die beiden vorigen Geburten sechsunddreißig bzw. achtundzwanzig Stunden gedauert hatten, diese letzte aber nur zweieinhalb Stunden – aber das *Wie* ist Ihnen rätselhaft, Sie sprechen von „Wunder“ und „Zauberei“.

Gerade weil ich solche Worte wenig liebe; weil ich überzeugt bin, daß in der Psychotherapie alles mit höchst natürlichen Dingen zugeht, weil uns in unserer Disziplin sehr viel daran liegt, daß man uns nicht mit Wundertättern und Zauberern vergleicht, darf ich Ihnen vielleicht in kurzen Zügen zu sagen versuchen, wieso auch bei der Leitung einer Entbindung psychologische Momente mitbeteiligt sind. Ich will nicht von grundsätzlichen Dingen sprechen, die Sie in unseren Büchern ausführlich dargestellt finden: wie der Beseeltheit *alles* Leiblichen, der sog. Leib-Seele-Einheit usw. Bleiben wir vielmehr ganz im Praktischen, orientieren wir uns am Fall Ihrer Gattin.

Diese Ihre Frau war früher Turnlehrerin. Schon hierin läßt sich ein spätere Geburten nicht etwa unbedingt erleichternder Faktor vermuten. Jedenfalls haben mir schon mehrfach Hebammen gesagt, daß Frauen aus diesem Beruf nicht etwa leichter, sondern schwerer entbänden; sie seien zu „hart“. pflegen diese Frauen der Praxis zu sagen. Zudem ist Ihre Frau – kurz und bündig gesagt – ein „Angsthase“. Das hat sie ja auch schon zuvor in die Analyse geführt. Sie wissen aus unseren Unterhaltungen, daß hieran die grundverkehrte Erziehung Schuld trägt – Einschüchterung durch die Mutter, Verweidlichung durch den Vater. Die Mutter hat zudem ihrer Tochter alle biologischen Geschehnisse im Leben der Frau in den schwärzesten Farben von früh auf geschildert: die Menstruation als Tortur, den ehelichen Verkehr als schmerzreichen und „ekligen“ Akt und die Entbindung als den Gipfel aller Greuel des Frauenlebens. So verliefen auch

die ersten beiden Geburten entsprechend unphysiologisch. Ihre Schwiegermutter hatte gut triumphieren: sie erlebte all das bestätigt, was sie „ja gleich gesagt“ hatte.

Nun, Sie wissen, daß sich inzwischen die Periode – ohne die vielen vorher versuchten Medikamente – schmerzfrei und regelmäßig gestaltet hat, daß die vorherige Frigidität verschwunden ist: durch seelische Umstellung. Ebenso ließ sich diesmal auch die Angst vor der Entbindung schon *vorbeugend* einigermaßen beheben; ganz nicht, denn Ihre Frau hatte die vorangegangenen Male zu sehr gelitten. Deswegen hielt ich es für richtig, eine hypnotische Leitung dieser Entbindung anzuraten. Von nun ab wird es nicht mehr nötig sein. Die kleine Frau hat das Gegenteil ja nun erlebt!

Ihre Gattin wurde rechtzeitig hypnotisch vorbereitet; d. h. ich habe sie viermal eingeschlafert, ehe der Termin da war. Schwangere lassen sich erfahrungsgemäß besonders leicht hypnotisieren: eine Gravide ist ein „pflanzliches“ Geschöpf, sie lebt weniger „zerebral“ als sonst, sie ist dem Innengeschehen in traumhaftem Zustand zugewendet. Nachdem das Gelingen der tiefen Hypnose sicher war, brauchten wir nur den Eintritt der Wehen abzuwarten. – Als ich in das Zimmer der Kreißenden kam, war sie immerhin leicht beunruhigt; offenbar waren die Bilder der vorangegangenen schweren Stunden wieder vor sie getreten. Sie preßte bereits – ganz unnötig – mit, atmete schlecht, Beine, Bauch und Arme waren verkrampft. Das wäre also der schönste Beginn abermaliger Störungen im Verlauf gewesen. Deswegen ließ ich sie sogleich in tiefe Hypnose gleiten. In dieser bekam sie eindringlich suggeriert, daß diesmal alles glatt und rasch verlaufen werde. Die Atmung wurde durch Befehl geregelt und weiter scharf kontrolliert. Als die Wehen stärker wurden, ließ sich mühelos folgender Verlauf anordnen: ordentliches (nicht verzweifelt-wildes, sondern nachhaltig-gleichmäßiges) Mitpressen; war die Wehe abgelaufen, wurde sofort tiefer, ausruhsamer Schlaf suggeriert, also völliges Entspannen, Ausruhen und Sich-Erholen. Beim Durchschneiden des Kopfes (zweimal die Veranlassung großer Dammsrisse durch zu radikales Pressen) gingen wir besonders behutsam vor. So war das ganze in 2½ Stunden geschafft.

Ich spreche am wenigsten von der Schmerzlinderung, die sich selbstverständlich derart auch erreichen ließ. Denn erstens ist das selbstverständlich (können wir doch in tiefer Hypnose sogar chirurgische Eingriffe ausführen), und zweitens nehme ich den Schmerz bei einer Entbindung grundsätzlich nie ganz weg. Aus tiefenpsychologischen Erfahrungen wissen wir – was übrigens das natürliche Empfinden bestätigt –, daß einiger Schmerz

zum Geburtserlebnis dazugehört; er scheint mir auch das spätere Verhältnis zum eigenen Kinde zu begünstigen. Ich lasse deswegen etwa Schmerz absichtlich bis ins Bewußtsein dringen und lasse auch immer wieder das Geburtsgeschehen erleben. So wird die Mutter nach der Geburt einen Moment geweckt, das Kind wird ihr gezeigt – und dann schläft sie sofort wieder tief ein, bis die Nachgeburt da und alles wieder in Ordnung gebracht ist. Sie sieht alsdann ihr Kind – wach – wieder und schläft nun neuerlich einen – meinetwegen mehrstündigen – wohlverdienten tiefen Erholungsschlaf.

Im Fall Ihrer Gattin war die hypnotische Vordressur ja nun noch dadurch besonders erfreulich, daß vierzehn Tage post partum eine Komplikation eintrat: man rief mich, weil infolge von Schmerzen in der einen Brust kein Stillen mehr möglich war. Ihre Frau dachte, es melde sich dieselbe Entzündung, die sie das letztmal bekommen hatte. Da auch der Gynäkologe versicherte, ein körperlicher Befund sei nicht da, war das psychotherapeutische Vorgehen gegeben: die Wöchnerin wurde tief eingeschlafert, und das Kind wurde in Hypnose angelegt. Während es trank, ließ ich die Patientin langsam erwachen – unter ständiger Suggestion: sie werde sich jetzt leibhaftig überzeugen, daß ihre Schmerzen nur eingebildet gewesen seien, das Kind trinke ja, und es täte ihr keine Spur wehe. Während sie vorher jede Berührung der Brust oder gar der Mamille schmerzverzerrt abgewehrt hatte, konnte auf diese Weise das Stillen – auch ohne Hypnose – ungestört weitergehen. Seitdem sind, in nunmehr sechs Wochen, Störungen nicht mehr aufgetreten.

Ich hoffe, sehr geehrter Herr Kollege, daß es mir gelungen ist, Ihnen in der Kürze eines Briefes anzudeuten, daß keinerlei Zauberei dabei ist, wenn Psychotherapie auch bei einem Partus nützlich ist? Im übrigen lesen Sie vielleicht, wenn Sie die Frage interessiert, in unseren Lehrbüchern darüber nach. Sie werden unter den Literaturangaben dabei auch finden, daß die Hypnose bei Geburten mehrfach in Universitätskliniken erprobt und warm empfohlen wurde!

In der Hoffnung, daß alles weiter gut gehe, verbleibe ich . . .

<sup>1</sup> Anmerkung bei der dritten Auflage: Das inzwischen sehr bekannt gewordene Verfahren nach READ ist ebenfalls eine Behebung bzw. Minderung der Geburtsschmerzen durch Suggestion bzw. durch die Persuasion (DUBOIS). Im Berichtsfall hätte aber ein Vorgehen nach READ nicht ausgereicht.

### 13. ENTWICKLUNGSHEMMUNG EINES KINDES

Lieber Kollege!

Sie fragen, wie die erstaunliche Änderung im Wesen des jungen N. zu erklären sei. Vor noch nicht einem halben Jahr war er so infantil, daß man ihn nicht für elf-, sondern für höchstens sechsjährig gehalten hätte; selbst in der Hilfsschule einer der Schlechtesten, Bettnässer, Stotterer, völlig asozial, sei jetzt, in den ersten Ferien, „eine wahre Wandlung“ deutlich.

Ich will gern erklären, wie das geschah; d. h. besser ist es, ich versuche, Ihnen zu sagen, weswegen der anlagemäßig sehr ordentliche Junge in seiner Entwicklung derart zurückblieb, daß er für schwachsinnig sehr wohl gehalten werden konnte. Es lag in diesem Fall sogar besonders einfach. Es gibt nämlich nur eine Ursache, besser gesagt eine Schuldige an diesem Geschehen: die Mutter des Kindes. (Wenn ich hier von schuldig spreche, so freilich mit der Einschränkung, daß die Mutter natürlich nicht wußte, was sie tat.) Wie es dazu kam, daß sie ihr einziges Kind zum lebenslänglichen Säugling zu machen unternahm, ist in der neurotischen Entwicklung und besonderen Schicksalen dieser Frau begründet, auf die ich im Moment nicht eingehen will. Ich möchte Ihnen auch keinen hochakademischen, fremd- und fachwortreichen Vortrag halten, von Mutterbindung und retentiven Strebungen, von Archetypen (der „Großen Mutter“) usw. Ich weiß, daß Sie, lieber Kollege, diese wissenschaftlichen Versuche, unsere Naturerkenntnis auf begriffliche Formen und Formeln zu ziehen, als zwar unvermeidlich notwendig erkennen, daß aber auch Sie im stillen meinen, wesentlicher als solche leicht etwas blutlosen Systeme sei die lebendige Anschauung, sei das mit innerlich offenen Sinnen erlebte Phänomen, das Bild, das wir erschauen. Sie sind, wie ja auch ich, der Ansicht, man solle die Natur mit GOETHESCHEN Augen studieren, die Natur, die DACQUÉ den „auseinandergefalteten Menschen“ nennt. Deswegen darf ich Ihnen das, was im Falle N. zwischen Mutter und Kind spielte und was zu der horriblen Infantilisierung des Hans N. führte, an einer Geschichte verdeutlichen, die mehrere Vorzüge hat: erstens ist sie getreue Beobachtung der Natur; zwei-

tens stammt diese Beobachtung und Schilderung von einem Dichter (und schon NOVALIS sagt einmal, der Poet verstehe die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf), nämlich von ALBERT TALHOFF.

Freund TALHOFF schreibt mir, was er mit seiner Kätzin Franziska im letzten kalten Winter erlebt habe: Franziska hatte sich mit einem strammen Kater eingelassen, und das Verhältnis blieb offensichtlich nicht ohne Folgen. In der Zeit der Trächtigkeit wurde das Verhältnis Franziskas zu ihrem auch im TALHOFFSchen Hause lebenden ersten Kind Lieschen nur noch schlechter. TALHOFF fährt fort: „Lieschen war ein gutmütiges, unschuldig weißes Geschöpf, schon im ‚bezopften‘ Alter, jungfräulich frech, und im permanenten Streit mit ihrer Mutter, die ihrerseits kein Erinnern mehr hatte an die vergangenen zärtlichen Krippenzeiten. Denn bei Katzen dauert das Muttergefühl ja nur so lange, als es leibhaftig beschäftigt ist. Stockt der Fluß der Milch, geht auch der Muttersinn verloren. Da aber der *Milieusinn* bei Katzen sehr ausgeprägt ist, eine Art Anhänglichkeit an Umwelt und Menschen, zu denen sie in einem warmen Gefühlsverhältnis stehen, so gab es zwischen Lieschen und der Mama oft Krach. Sie bedienten sich mit Ohrfeigen, Buckeln und fauchenden Gesichtern. Vollends dramatisch wurde die Situation, als Franziska neuen Mutterfreuden entgegenschah.

Was in ihr vorging, verwandelte sie immer mehr. Sie fing an, Wiegenlieder zu üben, langgezogene Flötentöne mit einem kleinen, gebogenen Triller daran. Sie lebte einsam. Sie suchte Unterkunft, sie wurde von Vorsorge getrieben.

Und dann geschah's — aber das Kind war tot.

Tiere kennen keinen Totenkult. Sie bleiben immer im Strome des Lebendigen. Sie sind nur auf das eingeübt, was sie benötigen, oder dem sie selbst ein Gebrauch sind. Das Tote aber verhält sich allen Trieb- und Gefühlshandlungen gegenüber gleichgültig. Es regt sich nichts, es gehört nicht dazu.

So stieg Franziska einfach aus dem Korb und ging nicht mehr zu ihm zurück. Das ist kein Wissen, sondern Weisheit, die ein Tun aus sich selber hat.

Franziska blieb aber trotzdem Mutter. Und dies geheimnisvolle Sein in ihr war ein Geschehen, dem sie ohnmächtig unterlag. Ruhelos trieb es sie umher. Sie legte sich hin, es sollte gesogen werden an ihr, aber es geschah nicht. Sie ging umher und brachte ihre Wiegenlieder an, aber es hörte sie nur die leere Nacht, nirgends gab es ein kleines Fellchen, in keinem Winkel, in keiner Kiste, keinem Schrank. Oft saß sie sinnend da, als ob sie

einem Rätsel nachsäne. Sie leckte ihre Saugwarzen, sie taten ihr weh. Jede ihrer Bewegungen war behütet und weich. Der Geist mütterlichen Gehorsams war in ihr, der nur mütterlicher Erfüllung dienen konnte. Aber es fehlte das wichtigste, es fehlte das Kind.

Tagelang blieb sie versteckt. Dann erschien sie wieder, völlig verändert. Indes wir uns bereits nach einem Arzt umgesehen hatten, gab die Natur Franziska den besten Rat:

Der unerfüllte Muttergeist hatte sich einen Zauber eronnen. Und diesem magischen Zauber gelang eine fast unglaubliche Verwandlung. Er machte Lieschen wieder zum Kind. Zauber um Zauber brachte Franziska Lieschen wieder in den Säuglingszustand zurück, sie wurde wieder Wickelkind. Damit besiegte Franziska nicht nur das Gesetz der Entwicklung, sondern auch das, was wir ‚Zeit‘ nennen. Sie hob diese einfach auf.

Das bewirkte, daß ihr krankes, unerlöstes Muttersein wieder gesund wurde. Sie hatte wieder, was ihr genommen war: als Säugling lag das (bereits erwachsene!) Kind ihr in den Armen. Was aber das noch auffallendere war, *sie veränderte Lieschens Gesinnung völlig*. Umschüttet von strömender Zärtlichkeit sog Lieschen die Milch, rollte sich im Schlaf in die Wärme der Mutter hinein. Auch Lieschens Aussehen bekam gänzlich neue Züge. Fast erschreckend und unsagbar war besonders eine Art Blödigkeit in ihren Augen. Das sonst so wache Gesicht hatte eine Art Gipsmaske auf. Das einzig Farbige darin war ein kleiner rosa Mund. Und bald gingen zwischen dem Pseudobaby und der Mutter die eifrigsten Spiele um. Lieschen mußte wieder von vorn anfangen — und tat es auch! —, mußte wieder Gehen lernen, Schleich- und Sprungübungen machen. Wie von unsichtbaren Fäden gezogen, ging sie den Muttertönen nach. Sie war wieder das ‚Kleine‘, das Püppchen, dem man den Lutscher gibt, auch wenn ihn längst ausgewachsene Zähne packen.

Selbst die gewohnten Dinge waren Lieschen nun fremd. Wenn man ihr den Napf hinstellte, ließ sie ihn unberührt, sie ging an die Brust der Mutter zurück. Da floß das Glück, da konnte man mit rhythmischen Stößen den süßen Tropfen herauspressen. In der Verzauberung, der Lieschen verfiel, ergab sich mühelos das ganze Zeremoniale, wie es in der Kinderstube üblich ist. Lieschen war ein lebender Beweis, wie nahe, wie gefährlich nahe auch das erwachsene Wesen den Sphären lebt, in denen die archaischen Formen frei fließen. Zauber von Mutter- und Kind-Sein-Dürfen umwob beide und schuf so eine seltsame Welt, die diesem Zauber- und Circegeheimnis so lange verfallen blieb, bis in Franziska die Mutterzeit abge-

laufen war, bis sie das Muß erfüllt hatte, dem in der Natur alle Individualität zum Opfer fällt.

Eines Tages sog Lieschen umsonst; es kam keine Milch mehr. Franziska war wieder Jungfrau, die Mutter war aus ihr verschwunden.“

So berichtet ALBERT TALHOFF, und er fügt die nachdenklichen Worte an: „Ist es nicht ein Urtrieb aller Mütter, zurückzuwandeln?“

Ich glaube, lieber Kollege, bildkräftiger läßt es sich nicht zeichnen, was der überindividuelle Trieb der Mütterlichkeit vermag. Er ist Naturgewalt. Wir sollten auch nicht vermeinen, das sei „nur beim Tier“ so; die Menschenfrau aber unterläge dem nicht. In Ihrem Fall N. geschah, was auch zwischen Franziska und dem gut ein Jahr alten Lieschen passierte. Mutter N. hat ihr Kind genau so zum Säugling verzaubert gehabt; ja, mehr noch. Denn wenn beim Tier mit dem Ablauf der bestimmten Zeit von Wochenbett und Kleinkinderstube der Bann bricht und alles wieder zum neuen Ablauf umwendet, so ist das beim Menschen nicht so. Ja, hätte Frau N. weitere Kinder bekommen, die ihre Mütterlichkeit brauchten, dann würde sie – vielleicht – diesen ihren Sohn freigegeben haben. Aber auch ihr erstes Kind war gestorben, und weitere Kinder bekam sie nicht. So blieb ihr HANS *das* Kind.

Es ließe sich noch viel sagen zu diesem Thema. So z. B. die mitunter höchstkomplizierten und nicht selten tragischen Dramen, die dann und dadurch eintreten, daß das zweite Kind, das an Stelle eines gestorbenen tritt (mitunter geradezu als „Ersatz“ ganz bewußt ins Leben gerufen wird), anderen Geschlechtes als das erste ist, und wie dann Eltern das Wesen des Toten in das andere „hineinsehen“. Doch all das gehört nicht hierher. Ihre Frage war: wie die erstaunliche Wandlung bei Hans N. in so kurzer Frist und nur durch Verbringung in das Landheim Burg N. möglich gewesen sei. Hätte man das Lieschen TALHOFFS ihrer Franziska entrissen, so wäre wohl das gleiche geschehen<sup>1</sup>. In unserem Fall mußte freilich eine psychotherapeutische Erziehung der Mutter N. auch erfolgen; sie hatte sehen zu lernen, was sie – ungewollt und ungewußt – angerichtet hatte

<sup>1</sup> Als ich später bei A. TALHOFF nachfragte, wie es den beiden Katzen ginge, schrieb er mir: „Franziska hat sich langsam erholt, nachdem sie ja ursprünglich, am Ende des Lieschen-Zaubers, nur noch Fell und Knochen gewesen war. Lieschen ist rund und kräftig geworden, aber immer noch wie geladen mit einer langsamen Faulheit. Sie hat sich von dem Mutterüberfall noch nicht ganz erholt. Es ist, als sei sie in ein Alter eingesperrt worden, das kein Vorwärtkommen mehr hat. Lieschens Ausdruck gleicht dem eines eingeschlafenen Clowns.“

mit ihrer „Liebe“, auf die sie sich so viel zugute tat. Und sie mußte nachreifen zu einer Frau, die es lernte, ihre natürlichen Reichtümer, ihre mütterlichen Qualitäten bewußt und überlegen zu verwalten, statt ihnen blind und dumpf zu verfallen. Ohne dem wäre der ganze Zauber womöglich immer wieder losgegangen. Diese Nachreifung der Frau N. ist aber im besten Gang, so daß zu hoffen steht, daß sie ihren Hans in dessen Ferien nicht wieder einspinnen wird. Auch ist ja Hänschen inzwischen, durch die Erziehung im Landheim, bedeutend besser abgegrenzt gegen solche Einflüsse des Mutter-Trieb-Tieres und auch gegen die Versuchung des eigenen Dranges, wieder Kleinkind zu werden. Wir dürfen also das beste hoffen.

Mit herzlichen Grüßen . . .

14. EINWENDUNGEN GEGEN PSYCHOTHERAPIE —  
WEIBLICHE FEHLENTWICKLUNG

Sehr geehrte Frau Kollegin!

Ihr ausführlicher Brief, den Sie auf unser Konsilium hin schrieben, verlangt in zwei Punkten eingehende Antwort.

Sie fragen *erstens*, ob ich Ihren Wunsch, einer psychotherapeutischen Behandlung beizuwohnen, nicht doch ausnahmsweise erfüllen wollte. Ich muß wiederholen, was ich schon sagte: Das ist leider unmöglich. Es erweist sich immer wieder als ein Fehler, wenn man der oft geäußerten Bitte nachgibt, „einmal zuzuhören, wie so eine Behandlungsstunde eigentlich verläuft“. Die seelische Fühlungnahme, das rückhaltlose Eröffnen von mancherlei lebenslänglich nicht Gesagtem, das aus solcher „Beichte“ erwachsende Gespräch vertragen keinen — noch so diskreten und verständigen — Zeugen. Der Patient, der sich dem Strom der in ihm aufsteigenden Erinnerungen, Bilder und Gefühle überläßt, könnte diese gelöste innere Haltung ebenso wenig einnehmen, wenn ein Dritter lernend zuhört, wie auch der Arzt jenen ihm notwendigen Zustand „freischwebender Aufmerksamkeit“ vor Zeugen nur sehr unvollkommen einnehmen könnte. Es stört erfahrungsgemäß die in des Wortes schönster Bedeutung „intime“ Situation bereits, wenn ich als dc. Therapeut, statt mich leer zu machen, durch ein Zuviel an wissenschaftlich-rationaler Beobachterhaltung aus der Vertrauenssituation heraustrete. Zudem ist solches Geschehen an die Zwei gebunden, zu dritt ebensowenig möglich wie allein. Einer allein ist — wenn ich einmal Zahlen phantasieren darf — nur Subjekt, zwei sind Subjekt und Objekt in einem Wir, das schöpferisch werden kann, drei sind das „collegium“, eine schon fast öffentliche Versammlung. Frühere Zeiten haben an solche in der Zahl gelegene geheime Gesetze mehr gedacht als wir.

Mir dünkt die Subtilität der psychotherapeutischen Stunde so entscheidend wichtig, daß ich ernste Bedenken auch dem Verfahren gegenüber habe, das ein Autor jüngst mitteilte: er überträgt die Besprechung mit seinen Patienten — ohne daß diese davon wissen — vermittels unsichtbarer Mikrophone und Lautsprecher in den Hörsaal, wo seine zahlreichen Stu-

denten nun Zeugen jener Sitzungen werden. Das mag rational noch so praktisch sein — mir scheint es ein absolut unzulässiges Vorgehen darzustellen.

*Zweitens* darf ich darauf eingehen, daß Sie mir Einwände gegen die Psychotherapie berichten, die in einem Kreis von homöopathischen Kollegen gemacht wurden, als diese hörten, Sie hätten jetzt die Verbindung mit jener aufgenommen. Man habe gesagt: Psychotherapie (die etwas allzu sehr vereinfachend mit Psychoanalyse gleichgesetzt wird?) sei „zerstückelnde“ Arbeit; sie sei eine „niederreißende Methode, bei der man nachher nur aus Trümmern ein Ganzes, Neues, der Hoffnung nach Besseres aufzubauen versuche — wenn das dann noch möglich ist“. Das Vordringen ins Unbewußte sei „ungesund“, „von der Natur nicht gewollt“; man sei „am glücklichsten, wenn man sich selbst am wenigsten bewußt ist“; und das solle auch dann noch gelten, wenn das „Heraufholen der unbewußten causa aus dem Unbewußten uns von dem befreien kann, was man als Last, als Störung, als krankhaft empfindet“.

Ich will mir die Entgegnung nicht zu einfach machen und nur erwidern, daß ohne gründliches Studium eine Urteilsfindung über eine ärztliche Disziplin kaum erlaubt (und auch wohl unmöglich) ist. Ich möchte auch die temperamentvollen Ausdrücke der Kollegen nicht kritisieren — im Grunde freut einen so lebhaft Deutlichkeit mehr als vorsichtige Unehrlichkeit! Aber ich darf gerade biologische Ärzte und Homöopathen doch daran erinnern, wie wenig erfreut man seinerzeit in ihren Kreisen war, als ihnen ebensolche Vorwürfe gemacht wurden: nicht aus Kenntnis, nach gewissenhafter Prüfung und ernstem Studium, sondern aus Affekt, Ignoranz und fehlenden oder falschen Voraussetzungen. Die gegenüber den Biologen wie den Psychotherapeuten ähnlich affektive Kritik gründet darin, daß unverkennbare Analogien in beiden Behandlungsweisen bestehen. Das, was oben (etwas sehr hart) ein Zerstückeln, ein Zertrümmern genannt wurde, bezeichnet man bei uns unter anderem als das Motiv der *Erschütterung*. Dies meint kein eiskalt-sachliches Zerlegen, sondern ein Erregen, ein Anregen dynamischer Prozesse in der Psyche, die aus dem festgefahrenen und starren Geleise der Neurose herausführen sollen. Nichts wirklich Lebendiges, Echtes, Gesundes und Selbstverständliches wird zerlegt, sondern Falsches, sinnlos Gewordenes, der äußeren und inneren Wirklichkeit nicht (mehr) Entsprechendes, seelische „Schlacken“, werden angegriffen. Ich glaube, daß man gerade in Ihren Kreisen nicht unähnlich denkt und behandelt; ich erwähne nur alle die unter dem Begriff der *Reiztherapie*

betriebenen Verfahren, zu denen meines Wissens auch Hydrotherapie und die Homöopathie usw. gehören. Und derlei soll contra naturam sein? Ich hatte bisher immer gedacht, die „Biologischen“ bekämpften die sogenannte „Schulmedizin“ deswegen, weil diese „zu-“ statt „aufdecke“. Nun, Analysieren heißt Aufdecken (während z. B. primitiv-suggestives Hypnotisieren zuzudecken versucht); und das soll nun plötzlich unnatürlich sein, ungesund usw.?

Freilich, man ist „am glücklichsten, wenn man am wenigsten von sich weiß“. Das ist sicher so, wenigstens für naive Seelen, die gern in der Paradiesesunschuld bleiben mögen, wo der (wahrscheinlich vegetarische) Löwe bei dem (still träumenden) Lamme ruht, wo man nicht einmal weiß, daß man nackt ist, und wo der Baum der Erkenntnis von dem eifersüchtigen Demiurgen des Pentateuch sündige Früchte angedichtet bekommt. Es ist individuell verschieden und jedes einzelnen Sache, wieviel Selbsterkenntnis, wieviel Bewußtheit seiner selbst einer wünscht (und verträgt) . . . Aber wir diskutieren als Ärzte die Frage, was dann zu tun ist, wenn es nicht mehr stimmt, wenn die sogenannte Natur in Unordnung ist und – vom Geist her gelenkte – Hilfe braucht. Dann, scheint mir, ist mit aller nichts von sich wissen wollenden Kinderunschuld wenig mehr zu erreichen, dann gilt es zu handeln, notfalls bis in die chirurgische Konsequenz hinein. „Niederreißend“ ist jenes Denken, das (wie z. B. S. FREUD in seinem Buch „Zukunft einer Illusion“) Geist und Kultur als krankhaft bezeichnet und beklagt: weil ihre Voraussetzung sei, daß der Mensch sein Ursprünglich-Primitives verlöre, verdränge. Woraus sich dann zwangsläufig die Ablehnung aller jener Kräfte ergibt, die Natur in Kultur umgestalten. „Barbarisierung“ also ist die Folge gerade jenes Meinens, das den Menschenweg der Bewußtwerdung ablehnt. Wenn Sie A. BIERs schönes Buch über die Seele lesen, werden Sie sehen, wie nachdrücklich dieser Altmeister (hippokratisch-paracelsischer Denkweise!) betont, daß die Natur ebenso hell-sichtig wie blind ist, daß sie irren kann und daß es daher unbedingt nötig ist, auch gegen die Natur zu gehen.

Wer das nicht zugeben will, muß freilich jedes „erschütternde“ Verfahren, jede Art von „Reiztherapie“ und alle Krisen ablehnen – dann aber (darüber muß man sich klar sein) wird „die unbewußte causa“ der Neurose eben nicht zu beseitigen sein, dann bleiben die Psychoneurotiker – dem Prinzip zuliebe – ungeheilt! Nehmen wir als Beispiel Ihre Patientin, Frä. O. Sie leidet daran, daß sie, in ihrem Beruf als Studienrätin besonders tüchtig und anerkannt, in Gegenwart Dritter häufig tödlich ver-

legen, unsicher, wortlos, wie vor den Kopf geschlagen ist. Im Beruf kommt das nicht vor, aber sobald freie Geselligkeit, menschliches Beieinander in Frage kommen, ist bei Frä. O. die ganze Sicherheit dahin, „stirbt sie fast vor Verlegenheit“, ist sie „völlig dumm“. So sind ihr gerade die alljährlichen Ferienreisen eine Last, eine Qual. Je mehr Mühe sie sich gibt, an Geselligkeit teilzunehmen, desto „entsetzlicher wird der Zustand“. Sie selber haben ja auch betont, daß die Patientin unter diesen „krankhaften Kontaktstörungen“ schwer leidet und daß Sie dem so besonders tüchtigen Menschen geholfen wissen wünschen.

Teils haben schon Sie selber festgestellt gehabt, teils erfuhren Sie es bei unserem Konsilium, wie etwa die Zusammenhänge vermutungsweise sind, wo die „causae“ der Neurose bei Frä. O. liegen dürften. Wir beide, hatte ich den Eindruck, verstanden, was in und hinter ihren Angaben zu erkennen war. Während die O. – typischerweise – diese Schlüsse trotz ihrer sonstigen Intelligenz selber zu ziehen nicht vermochte: dazu braucht sie den Anderen, um sich allmählich selber objektiv sehen zu lernen. Das eben wäre die Aufgabe sogenannter analytischer Psychagogie.

Wir erfuhren: die O. ist sehr lange Kind geblieben, bis Ende der zwanziger Jahre (!). Weshalb bleibt ein Mensch so lange unerwachsen, unerwacht? Vermutlich aus Angst vor dem Leben, bzw. dem, was er – wenn er erwachte – meistern zu müssen meint und nicht meistern zu können fürchtet. Was aber kann das in diesem Fall sein? Auch darüber gab uns der Bericht Hinweise: Die elterliche Ehe war schlecht, sehr schlecht sogar. Die Mutter litt schwer unter dem Gatten, der keinerlei Rücksicht auf sie nahm. Der Vater scheint ein zwangsneurotischer Typus gewesen zu sein, ein Sonderling (im Sinne SPEERS). Er konnte nie einen Entschluß fassen, lebte still für sich nur seiner recht einfachen Arbeit und seinem Garten; er äußerte nichts, besprach nichts. Die Tochter hat immer im Gegensatz zu diesem Vater und auf seiten der Mutter gestanden; sie hat „den Vater zeitweise direkt gehaßt“. Die Erziehung der Kinder blieb unter solchen Umständen einseitig der Mutter überlassen; diese aber zog aus ihrem eigenen verfehlten Erleben den pädagogischen Schluß „heiraten braucht ihr nicht“; unter dieser Einstellung wuchsen die Kinder O. auf.

Für uns objektive Dritte heißt das: Das Bild von Ehe, von Liebe und Mann, das die O. am Urbild der elterlichen Beziehung (d. h. Beziehungslosigkeit) erlebte, war derart unerfreulich, daß sie es ablehnen mußte. Daher beginnt die geklagte Störung, wie sie angab, auch mit etwa 16 Jahren, d. h., als sie vom Kind zum jungen Mädchen weiterreifen sollte. Denn

die Pubertät bedeutet ja den Übertritt von der kindlichen in die generative Welt. Liebe und Ehe aber hießen für das in diesen Verhältnissen aufgewachsene junge Ding: Neurose zu zweien, Ehe genannt; der Mann: ein Quälgeist und Schwächling; und: „heiraten braucht ihr nicht“. Das alles natürlich völlig unbewußt! Ergo bleibt man möglichst lange Kind. Und wenn das nicht mehr möglich ist, dann wird man möglichst männlich-tüchtig, man studiert und strebt. Auch so kann man um sein Weibliches herumkommen. Teilweise läßt es sich ja auch im Beruf, der Erziehung von Mädchen, unterbringen. Aber nicht genug. Denn außerhalb des Berufes, in dem man als die Fräulein Studienrätin gesichert ist, da wirbt doch mitunter ein männlicher Blick, da regt sich gar in einem selber ein natürlich-weibliches Gefühl. Das aber ist diesem Menschen, wie er nun einmal geworden ist, so fremd, so unbekannt, das trifft so sehr auf den „Komplex“ aus der Jugend, daß Unsicherheit und Verlegenheit, daß Angst und Erröten reflexartig folgen. Mit der Zeit kommt auch der bekannte *circulus vitiosus* dazu – die neurotische Verlegenheit, das Versagen, so oft erlebt und vergeblich zu bekämpfen versucht, werden angstvoll erwartet und treten desto sicherer ein.

Nicht nur das! Wer seine Rechnung mit dem Lebendigen in sich so schief macht, wird mit der Zeit immer mehr Sicherheit brauchen, um die Berührung des Gefürchteten überall zu vermeiden. So wollte Frl. O. ursprünglich Malerin werden. Die Eltern sagten, es sei „eine brotlose Kunst“. Das aber hinderte sie bei ihrem starken künstlerischen Drang weniger, als daß künstlerisch Arbeiten ja auch wieder in die Nachbarschaft des Gefühls, des Weiblichen, des Irrationalen führte. Das zu meiden ist aber Leitlinie geworden. Ergo wird auch diese das Leben bereichernde Seite des Wesens abgehängt. Man studiert Philologie. Und: man bleibt ledig. Und erlebt dann, was Frl. O. uns sagte: Männer, denen sie begegnete und die sie liebte, waren ihr nicht die rechten, und solche, die sie hätte lieben können, die bekam sie nicht. Zufall? Pech? Unsereiner weiß, daß das – unbewußt! – Sicherungen, Fehlleistungen sind. Wenn dann aber die vierziger Jahre nahen – wie hier –, dann kommen die Torschlußgedanken und -gefühle.

So etwa, sehr geehrte Frau Kollegin, lief dies Lebensdrama O. bisher ab. Sie erkannte sehr richtig – als erste –, daß es hier nur psychotherapeutische Hilfe gibt, weil es sich um rein seelisch entstandene Schwierigkeiten handelt. Und beschlossen daher einen Versuch mit der Ihnen bis dato unbekannt gebliebenen Seelenheilkunde. Nun aber kritisieren Sie, durch die Kollegen beeinflußt, daß diese Behandlung nicht darin besteht, daß

man dem anderen lediglich gut zuredet, ihn über seine dummen Hemmungen wegschubst und ihm halt sagt, wo ihn der Schuh drückt, wo es herkommt, und worin er sich irrt und wie er sich ändern muß.

Ich versichere Ihnen, daß wenn es so einfach und direkt ginge, einen Menschen zu besserer Erkenntnis zu bringen, wir diesen raschen und einfachen Weg sicher gehen würden! Aber sie dürfen glauben, daß es völlig sinnlos, weil absolut erfolglos wäre, jemand in seinen Vorstellungen so Befangenen, wie dieser Frl. O., einfach sagen zu wollen: es stünde so und so bei ihr, und das sei falsch. Es ist ihr nicht nur noch unbewußt, sondern sie *kann* es auch ohne weiteres gar nicht bewußt erkennen. Ihr bisheriges Meinen ist dafür abgeblendet, ist darauf nicht eingestellt, ja, lehnt, davon Kenntnis zu nehmen, *affektiv* ab. Gegen Affektives aber kommen keine Ratio und kein logisches Argument an, sondern das kann nur lebendiges Erleben.

Deswegen bedarf es des langen und mühsamen Weges langsamer, geduldiger Umerziehung. Allmählich müssen sich gewissermaßen die Organe bilden, die das Neue erfassen können, die sehen und die – wagen lernen. Und dabei muß freilich geschehen, was Sie so besonders lebhaft ablehnen: dem Patienten muß bewußt werden, was ihm bisher unbewußt war. Er muß erkennen, daß er, wie beispielsweise in unserem Falle Frl. O., solch ein Bild von Mann, Liebe und Ehe in sich trägt und daß dies wirklich nicht allgemeingültig ist und daß dies Bild ihn zu seiner bisherigen einseitigen Haltung sich selbst und der Welt gegenüber veranlaßte. Er muß die mütterlichen „Dressate“, die noch in ihm nachwirken, abbauen. Das heißt also, Frl. O. müßte vielerlei Verkehrtes, Abwegiges in sich selber bewußt auffinden und sich davon zu trennen lernen. Das aber bedeutet dann zugleich, daß sie an Stelle des irrigen Bildes von Welt draußen und Welt in sich selbst Wahreres, Richtigeres, Fruchtbareres und Schöneres fände. Aus dem Kind und dem Backfisch, die in der Frau Studienrätin heute noch unentwickelt leben, muß wissende Weiblichkeit erwachsen. Soll man das wirklich „einen Menschen in Trümmer legen“ nennen? Gegen die „Natur“ gehen? Ist das „ungesund“? Heißt das nicht vielmehr gerade, so einem prächtigen, nur unglücklich gestarteten Menschen zu seinen höchsten Werten und zu der Natur zurückzuhelfen? Und wenn sich dann so ein Mensch in der Zusammenarbeit mit dem Psychotherapeuten wieder auf die inneren Stimmen besinnt, wenn er das Unbewußte wieder zu erlauschen, wenn er ihm vertrauensvoll zu folgen und sich ihm hinzugeben lernt: ist das nicht besser als seine bisherige – so gepriesene – Unbewußtheit?

Das jedenfalls ist sicher: Nur auf diesem Weg kann Ihr Schützling seine Neurose überwinden, d. h. überwachsen lernen. Die *Heilung* dieses Falles, um nun exakt klinisch zu sprechen, hängt davon ab. Und da ich diesen Erfolg natürlich wünsche, schrieb ich Ihnen so lange.

Vielleicht wird der – zu erhoffende – Erfolg bei Frl. O. die Kritiker und Skeptiker an Ihrem Orte besser überzeugen als alle Theorie. Wirklich ist, was wirkt, das gilt in erster Linie für die Heilkunde. Außerdem aber sorgen Sie doch in Ihrem Kreis für sachliche Aufklärung. Das kleine Büchlein von J. H. SCHULTZ „Arzt und Neurose“ (bei Thieme in Stuttgart 1953) hat sich als erste Einführung oft bewährt, weil es den klinisch erzogenen Arzt in seiner ihm gewohnten Sprache anredet; auch ich habe ja einiges Diesbezügliche veröffentlicht.

In der Hoffnung, die gestellten Fragen und die geäußerten Bedenken einigermaßen beantwortet zu haben, verbleibe ich . . .

## 15. DIAGNOSTIK AUS DER ERSCHEINUNG

Sehr geehrter Kollege!

Bei unserem fernmündlichen Gespräch sagten Sie, es sei Ihnen unverständlich, wie man einen Menschen – die von Ihnen mir zugeschickte Frau R. – so rasch in wichtigen Punkten erkennen, durchschauen könne. Das grenze an „Hexerei“, ob man dazu nicht „hellsichtig“ sein müsse? Lieber Herr Kollege, bitte, lassen wir das Hexen aus dem Spiel und überlassen wir das Hellschen und derlei mystischen Kram den Leuten aus einer anderen Fachschaft! Wir als Ärzte haben damit nichts zu tun. Wir sind als treue Beobachter der Natur erzogen; wir beobachten, ziehen Schlüsse, und wissen dadurch. Aber um beobachten zu können, muß man natürlich sehen können; und Sehen will gelernt sein. Ist doch Sehen kein passiver, nur apperzeptiver Akt, sondern ein schaffendes Erkennen. Das wird mitunter vergessen; und dann sagt einer, der da nichts wahrnimmt, wo ein anderer wahrgenommen zu haben angibt, „ich sehe nichts“ und hält den Fall damit für erledigt. Unseren tiefenpsychologischen Beobachtungen jedenfalls ist es oft so gegangen.

Ich will Ihnen, soweit das brieflich möglich ist, gern beispielsweise einige Tests angeben, die dem psychologisch Gesduhten etwas aussagen. So werde ich am besten verdeutlichen können, wie wenig schwarze Kunst dabei ist, wie exakt und nüchtern es auch in der ärztlichen Seelenheilkunde zugeht.

Da vermutet unsereiner z. B. schon bestimmte charakterliche Tatbestände, noch ehe er den Kranken überhaupt gesehen hat, schon bei der telephonischen Anmeldung. Es gibt nämlich Menschen, die einem bereits am Fernsprecher versichern zu müssen glauben, wie unangenehm es ihnen ist, den Arzt „behelligen“ zu müssen (als ob dieser nicht dafür da wäre!); sie bringen umständliche Entschuldigungen, sie wollten uns die „so kostbare Zeit“ keinesfalls „rauben“, „aber . . .“ – und so beginnt in Form von lauter überflüssigen Phrasen ein Zeitraub erster Ordnung. Das gleiche wiederholt sich bei Beginn der Sprechstunde. Wer weiß dann nicht gleich, daß solche Bescheidenheit falsch, daß genau das Gegenteil der Fall ist? Es sind diejenigen Typen, die auch sonst im Leben unentwegt um Ent-



schuldigung bitten, daß sie da sind. Im Hintergrund dieser Verhaltensweise steht sehr Umgekehrtes, im Sinn des NIETZSCHEWORTES: „Wer sich selbst erniedrigt, will erhöht werden.“ Man darf gewiß sein, hinter so viel Sanftmut und Rücksichtnahme auf einen besonders großen, naiven Egoismus zu stoßen.

Oder: Herr X bzw. Frau Y erscheinen, aus dem Wartezimmer hereingebeten, in vollem Ornat; sie haben Mantel und Hut nicht abgelegt, obgleich sie dazu aufgefordert worden waren. Wieso das? Das sind vermutlich Menschen, die ihre „Aufmachung“ nötig zu haben glauben, die sich nicht ohne solche zeigen möchten. Sie präsentieren erst einmal – wie es in JUNGS Lehre heißt – ihre „Persona“, d. h. ihre soziale Rolle, ihre repräsentative Figur (unter und hinter der erst der Mensch zum Vorschein kommen müßte). Also unsächlich und unsicher, wird der Kundige gleich vermuten. Denn so recht es ist, in „Gesellschaft“ wohlfrisiert und gebügelt zu erscheinen – darin besteht ja gerade der Reiz der Geselligkeit so oft, in diesem Spiel aus der Distanz –, meinetwegen sogar geschmückt wie ein Indianer auf dem Kriegsfest oder eine Insulanerin bei der Werbung, im Sprechzimmer des Arztes sind solche Scherze unangebracht. Sie bedeuten, daß dieser Mensch, so offen er tut, ja, für so offen er sich selbst sogar halten mag, im Grunde Versteck spielt, sich nicht in die Karten sehen lassen will.

In Etappen spielte sich das Drama des Sich-Auftuens einmal bei einer Dame ab, die weniger aus konventioneller Gebundenheit als aus neurotischer Hemmung große Schwierigkeiten hatte, sich zu eröffnen. Anfangs saß sie mir gegenüber mit zwei Handschuhen angetan, nach ein und einer halben Woche fiel zögernd die Verhüllung der einen (rechten) Hand, nach weiteren Wochen wagte sie, auch den linken abzulegen (rechts steht für die bewußte, links für die unbewußte Seite des Menschen). Der Betreffenden selber war natürlich ganz unbewußt, daß sie es so machte, und erst recht, was diese Ausdrucksbewegung verrät.

Dann gibt es immer wieder Menschen, die, aufgefordert, in einem der Sessel Platz zu nehmen, nicht diesen benutzen, sondern sich auf das ebenfalls an dem Tisch stehende Sofa setzen, und zwar so knapp und unbequem auf dessen äußersten Rand, daß man schon beim Zusehen Qualen empfindet. Sie lassen sich nur mit Mühe und manchmal überhaupt nicht in eine angenehmere Position drängen. Wenn das passiert, weiß ich stets, daß es sich um sehr kontaktschwache, ja -fürchtige Typen handelt. Sie können nicht gelassen sein und sich nicht überlassen; es sind isolierte, steife, ver-

krampfte Bilder, diese unbehaglich am Rand des Sofas sitzenden Gestalten – und so sind diese Menschen auch innerlich.

So ließen sich eine Menge ohne weiteres charakterlich deutbare Verhaltensweisen skizzieren, die Art der Begrüßung und Verabschiedung, der Händedruck, die Mimik, der Tonfall usw. Daraus läßt sich lesen, so wie der Graphologe aus der Schrift das Wesen des Schreibers zu erkennen vermag. Wie beim Graphologen, gehört natürlich einige Einfühlung dazu, aber mit „Mystik“ hat es nichts zu tun. Manches ist sogar auch für den Unbegabten fast wie eine Regel lernbar.

Auch im Gespräch kann man eine Reihe solch „rascher Tests“ anstellen. Ich erwähne hier nur beispielsweise; man könnte ein Schema ausarbeiten und vermittelt dessen bestimmte Typen ziemlich zuverlässig erfassen. Wenn Sie z. B. auf die Frage, ob Ihr Patient schwimmen kann, die Antwort bekommen: „Ja, aber nicht im tiefen Wasser, wenn ich keinen Grund mehr habe“, so wissen Sie ziemlich sicher, daß er „Tiefenangst“ hat. Das heißt, er fühlt sich (wie ein bekanntes Witzwort sagt) im tiefen Wasser „allzuschr in Gottes Hand“; er gehört zu denen, die sich nur so lange sicher glauben, wie sie selber es machen, wie sie aktiv tun und bewußt handeln. Sobald es aber gälte, sich „tragen zu lassen“, sich anzuvertrauen, ist es mit der Sicherheit aus. Ich frage daher weiter: „Und wie ist es mit dem Rückenschwimmen?“ Fast immer heißt dann die Antwort solcher Menschen, daß es nicht geht. Verständlich: denn auf dem Rücken ist man noch mehr ein sich Treibenlassender, sich Anvertrauender, einer, der mit sich geschehen läßt. Solche Charaktere haben, was für die psychologische Beurteilung und Behandlung wichtig ist, stets schlechten Kontakt mit ihrem Unbewußten, mit dem „endothymen Grund“ (LERSCH).

Ebenso zwanglos wie auf das Thema Wasser und Schwimmen läßt sich auf die Frage kommen, ob einer gern mit der sogenannten Achter- oder Berg-und-Tal-Bahn fährt, wie sie bei Volkslustbarkeiten aufgebaut zu werden pflegen. Den einen ist es hohe Lust, andere würden eher sterben, ehe sie freiwillig diese Fahrt wagten. Der, der dies Vergnügen schätzt, ist jemand, welcher Freude hat an der psycho-physischen Bewegung des Auf- und Ab, des Geschleudertwerdens, dem sausen Sturz in die Tiefe, der schwingenden Bewegung wieder hinauf. Das alles ist nämlich ein Symbol des Lebens und der Lebenslust. Dieses Leben vermag der nicht zu bejahen, anzunehmen, der solche Fahrt scheut. Er meint, sich sichern zu müssen, er sucht nach festem Halt, nach ruhigerem Lauf. Verständlich, daß die frigide Frau – um es konkret zu exemplifizieren – die Achterbahn fürchtet wie

den Tod. Ich habe eine solche erlebt, die, während ihre jungen Töchter immer wieder zu neuer Fahrt ins Ungewisse starteten, unten stand und fast zu sterben meinte, schon bei dem Anblick!

Ganz ähnliches gilt für das Karussell. Der Lebentüchtige liebt den Schwindel, der Ängstliche scheut ihn. Er könnte sich ja verlieren (und was würde dann sein!); während der seiner Sache Sichere ihn sucht. Denn im Schwindel und Wirbel gebiert sich alles Neue, Unerwartete, Unbekannte. Bezeichnenderweise gehört Schwindligmachen (an rundlaufartigen Geräten) zu den Initiationsriten vieler Primitiver. Der relative Bewußtseinsverlust macht die Tür auf, durch die der neue Gott eintreten kann.

Wie die Liebe oder Abneigung zu solchen Betätigungen, so sagen die Einstellungen zu Pflanzen und Tieren oft Bezeichnendes aus. Eine ältere Jungfrau, die mir als ihr Ideal von Frau den – Gentleman entwickelte (!), erklärte dezidiert, daß sie Katzen hasse. Die Katze ist das schlechthin weiblich-chthonische Tier, naturhaft geblieben und noch nicht verdomestiziert, ihr eigenes Wesen königlich lebend. Das nennt mancher Mensch dann „falsch“: weil es seinen Erwartungen nicht entspricht. Ein Bankier konnte überhaupt in keinem Zimmer sein, in dem eine Katze war; sie verkörperte sein eigenes Unbewußtes allzusehr, das er nicht wahr haben wollte. Denn oberbewußt war er ein gradliniger, offener Mann – hintergründig aber war er weiblich, undurchschaubar und ebenso grausam wie weich. Ein Arzt wiederum brach eine Reise um die Welt im ersten Hafen ab, als er Spinnen in seiner Kabine entdeckte; und als man ihm sagte, Spinnen fehlten auf kaum einem Schiff, ließ er das teure Billett verfallen und fuhr heim. Er war ein schwer muttergebundener Mann. Weder davon hatte er eine Ahnung, noch war ihm die Bedeutung der Spinne als Muttersymbol bekannt. Das ist auch gar nicht nötig; das Unbewußte des Menschen innert die Symbolisten, es braucht sie nicht auf dem Weg über den Verstand zu erfahren. So gibt es Hunde-, Schlangen-, Pferde-, Mäuse-, Vogelfeinde (und -freunde) und was nicht noch alles: immer spiegelt sich in den Projektionen auf das betreffende Lebewesen diejenige seelische Qualitas eines Menschen, die er affektiv haßt oder liebt, und zwar bei *sich selber*.

Aus Kulturen ist uns die stellvertretende Bedeutung der Tiere wohlbekannt (waren doch die frühen Götter häufig Tiergötter, tierhäuptig usw.). Beim einzelnen Menschen hat meine Mitarbeiterin, die Baronin HORNSTEIN, in ihrem Buch „Was spricht der Hund“, diese sinnbildliche Bedeutung speziell des Hundes besonders drastisch dargestellt.

So kann auch ein Gespräch über Zoologisches, wenn man nur etwas hinzuhören versteht, sehr viel über den Menschen besagen.

Ihre Patientin, Frau R., verriet gleich etwas für sie Wesentliches in wieder anderer Weise. Nach dem sie sich – ihrem Smokingkostüm sehr widersprechend – als besonders weiblich bezeichnet, dies auch durch Aufzählung all ihrer zahlreichen sozialen Pflichten im Dienst der Frauenhilfe usw. zu erhärten versucht hatte, schlug ich vor, nicht bei mir, überhaupt bei keinem Manne in psychotherapeutische Behandlung zu gehen, sondern bei einer meiner Mitarbeiterinnen. Das lehnte sie schroff ab, und zwar, wie sich bald herausstellte, weil sie nur Männern etwas zutraut, geistige Leistungen bei Frauen aber bezweifelt. So war sehr bald klar, daß sie in der Frauenarbeit steht nicht aus echter Weiblichkeit, sondern um dort männlich zu herrschen. Zu dem Weiblichen selber hat sie, entgegen ihren Versicherungen, keinerlei Beziehung. Ebenso hält sie sich für besonders „modern“. Da gibt es nun auch eine hübsche Testfrage, die man ebenfalls spielerisch einschalten kann: „In welcher Zeit möchten Sie eigentlich am liebsten gelebt haben?“ Manche sagen: im alten Hellas, andere: in der Renaissance, dritte: in der Welt Friedrichs II. von Hohenstaufen usw. Ihre Patientin aber meinte: im Biedermeier! Ich muß gestehen, daß ich auf diese Antwort hin die ohnedies schon nicht kurze Dauer der Behandlung auf das Mehrfache ansetzte. Daß einer nicht unbedingt „heute“ sagt, kann ich verstehen (obwohl es mir, offen gestanden, die liebste und prognostisch günstigste Antwort zu sein scheint); mancher träumt sich halt gern in alte Zeiten zurück; er projiziert Desiderata seines Innern in geeignete Geschichtsepochen hinein. Aber daß einer heute sagt: im Biedermeier – das ist arg, es zeigt die völlig weltentfernte, backfischhafte und ungesund romantische Schwärmerei eines alles andere als „modernen“ Menschen.

Aus entsprechenden Gründen ist auch ein Gespräch über politische Dinge häufig aufschlußreich (kein „Politisieren“). Immer wieder kann man wie eine Gleichung aufstellen, daß, je unbeteiligter oder gar ablehnender ein Mensch zum Heute steht, desto schwerer seine Neurose ist. Nein sagen zur gegenwärtigen Wirklichkeit, sich die Zeit vor 1914 zurückwünschen oder gar – das Biedermeier, das heißt, in Wolkenkuckucksheim ein Privatdasein führen wollen, heißt: unexistent sein. (Mit positiver Beziehung zur Gegenwartigkeit meine ich, wohlverstanden, nicht blindes und passives Mitlaufen – auch dies ist im Grunde Beziehungslosigkeit!)

So waren die Selbstirrtümer Ihrer Frau R. in zehn Minuten Gespräch klar. Es bedurfte kaum mehr eines weiteren Tests – der sich auch vielfach

bewährt. Es ist nämlich zwar einerseits wichtig, den Beruf eines Menschen zu wissen, womit er sein Geld verdient. Ebenso aufschlußreich aber sind die Fragen nach eventuellen Nebenbeschäftigungen, Liebhabereien, Passionen. Wenn da ein scheinbar harter Mann das Geigenspiel nennt oder ein anscheinend trockener Bursche gesteht, daß er RILKY besonders liebt, wenn ein nüchterner Chemiker jede Mußestunde zum Malen benutzt, so sagt uns das Wichtiges aus über den *Hintergrund* eines Charakters. Besonders leidenschaftliche Liebhaberphotographen sind beispielsweise in dieser ihrer Passion, wie mir scheint, meistens durch ihr introvertiertes Wesen bestimmt. Das Draußen, die Welt, wird nicht direkt, unmittelbar genommen, sondern in der distanzierenden Mattscheibe gesehen. Das sachliche „Objektiv“ ist zwischengeschaltet; und so, mittels der camera obscura, kann Welt und Mensch gewagt, ja gestaltet werden. Ganz Entsprechendes gilt für die nicht seltenen Liebhaber der Astrologie. Der andere, nicht direkt erlebbar, wird verständlich und kann gewagt werden, wenn er ein „typischer Mars“ ist, wenn er „seine Sonne im Steinbock“ hat. Dann gibt es ihn (aber doch nicht allzu nahe!); über einen Stern hinweg kann er einem nicht gefährlich werden.

Was aber wußte Frau R. anzugeben? Sie lese – aus beruflichem Interesse natürlich – alles, was sich über gefallene Mädchen, Bordellwesen, Mädchenhändler usw. erreichen ließe. So wenig ich ihr in der ersten Unterredung in bezug auf ihre angeblich so hoch entwickelte Weiblichkeit widersprach, korrigierte ich etwa hier. Aber Sie werden sich das Ihrige denken, ob dies Interesse am Schmutz tatsächlich aus rein beruflicher Pflicht entspringt. Die lebenslänglich nie gelebte, nie gewagte Weiblichkeit dieser Dame hat sich in diesen ihren Interessen ein – schön getarntes – Reservat geschaffen. Ungewagtes, Ungemeistertes muß undifferenziert und undurchlüftet vegetieren; so wird aus gesunder Erotik Pornographie.

Ihnen brauche ich nicht zu sagen, sehr geehrter Herr Kollege, daß natürlich niemand diese „Tests“ schematisch anwenden darf. Sie wollen immer im Zusammenhang gedeutet werden. Aber so verwendet, gestatten sie eine sehr brauchbare, erste, rasche Orientierung und geben richtungsweisende Anhaltspunkte für den psychologischen Ort, an dem wir einen Menschen zu suchen haben. Man soll beileibe nicht hinter allem etwas suchen. Aber wenn Vordergrund und Hintergrund eines Menschen sich offensichtlich so widersprechen, wie ich es in einigen Beispielen anzudeuten versuchte, dann stimmt etwas nicht. Und dann müssen wir – da uns das Oberbewußtsein darüber Angaben nicht machen kann – den Hintergrund, die andere Seite

zu ertasten versuchen. Der Leiter, der sich bei Bewerbungen graphologische Gutachten machen läßt, geht von der gleichen Voraussetzung (mit Recht) aus, daß der Mensch oft anders ist, als er es bewußt und bona fide zu sein vermeint und angibt.

Bei Ihrer Frau R. handelt es sich aber um noch mehr als diese allgemeine und natürliche Unbewußtheit über sich, über unbekannte Wesenheiten. Hier ist der Widerspruch so kraß und klaffend, daß man von einer schweren Neurose sprechen muß. Deren Grundstruktur deutete ich Ihnen am Fernsprecher an. Und ich habe hier nur versucht, Ihnen darzustellen, wie ungemein leicht es war, in einer halben Stunde Gespräch diese – der Frau R. selber unbewußten – Tatsachen mit Sicherheit zu finden, eben mit Hilfe der skizzierten „raschen Tests in Frageform“.

In der Hoffnung, daß Frau R. die notwendige Behandlung beginnen wird, verbleibe ich ...

Sehr geehrter Herr Kollege!

In nächster Zeit wird der in Ihre Stadt verzogene Herr S. Sie aufsuchen, der bisher in meiner Behandlung stand. Ich möchte Sie vorher ins Bild setzen, weil die Betreuung des Patienten wohl am besten in Anlehnung an die bisherige Behandlung erfolgt.

Herr S., seines Berufs Bankbeamter und 48 Jahre alt, kam zum erstenmal vor zwei Jahren, von seinem Hausarzt überwiesen, in meine Sprechstunde. Er klagte über Unsicherheit, die ihn namentlich auf der Straße überkomme, rasche Ermüdbarkeit, körperlich wie geistig, Steifigkeitsgefühle mal in den, mal in jenen Gliedern. Die sorgfältige Anamnese ergab, daß es sich sehr wohl um psychogene Schwierigkeiten handeln könne: S. ist ein — fast pathologisch — introvertierter Mensch; er hat zwar geheiratet, aber auch mit seiner Frau und seinen zwei Kindern hat er keine eigentlich näheren Beziehungen. Diese Kontaktlosigkeit — zu aller Welt — wird noch vermehrt durch eine grotesk einseitige, intellektuelle Entwicklung und Einstellung. Außer Radiomusik am Abend interessiert Herrn S. nur das Geschäft und jene gewisse Sorte populär-wissenschaftlicher Lektüre, die auf philosophischem und naturwissenschaftlichem Gebiet sämtliche Welträtsel rational zu *enträtseln* bestrebt ist, indem sie mit billigen Argumentationen nachweist, wie ungeheuer verständlich doch alles sei. Sie werden diese Machwerke auch kennen, in ihrer öden Banalität und vernünftelnden Durchschnittlichkeit. Nun wird aber bei näherem Hinschauen bald ersichtlich, daß S. mit diesen seinen Beschäftigungen und Einstellungen nicht seine eigene Natur lebt, sondern daß er in den Rationalismus und Skeptizismus vor sich selber flieht. In Wirklichkeit ist er ein ganz anderer Mensch und Typus (wie das besonders die Jugendgeschichte erweist), ein stiller Träumer, ein sensibler und phantasiereicher Romantiker, ein „Idealist“. Schwere Eindrücke im Elternhaus und in der Schule haben ihn aber dazu gebracht, die mannigfachen Verletzungen, die seine allzu offene und schutzlose Natur erlebte, zu fürchten; er lernte, derlei zu vermeiden, indem er in die Schutzmaske des Zynikers und kalten Verstandesmenschen kroch,

und diese Maske wurde, je länger je mehr, zu seiner zweiten Natur. Nur in der heimlichen Musikliebe schaut sein eigentliches Wesen noch ab und zu verräterisch, wie durch ein Loch in der Maske, heraus. Sie werden, wenn Sie erst einmal Kontakt mit ihm gewonnen haben, auch den, wenn ich sagen darf, tragischen Unterton, das Leidvolle nicht überhören, das hinter und unter all den zum Teil wirklich schauerlichen Zynismen des Mannes schwingt: das ist kein kalter Verstandesmensch von Natur aus, sondern einer, der lieber sich selber lebenslänglich peinigt, als daß er anderen dazu Gelegenheit gäbe.

Zu dieser Grundsituation, die natürlich zu Krisen führen muß, kam damals ein weiterer Faktor. Infolge persönlicher Schwierigkeiten im Geschäft (Differenzen mit einem leitenden Herrn) fühlte S. sich zu Unrecht zurückgesetzt, ja, er plagte sich mit dem Gedanken, ob diese Schwierigkeiten nicht bald mit seiner gänzlichen Entlassung enden würden, wobei er dann mit Weib und Kind mittellos auf der Straße sitzen würde.

Sie sehen, eine psychologisch wohlverständliche Situation! Der Mann, Ende der vierziger Jahre in der uns wohlbekannten Krise zwischen erster und zweiter Lebenshälfte, vor dem drohenden break-down. Die zeitlebens gelohene Introversion macht es besonders schwer, die in diesen Jahren und ihren Krisen nötige Wendung nach Innen zu leisten. Und dabei eine lebenslängliche Stilverwechslung, eine typologische Lebenslüge. Und akut ein ernstes berufliches und wirtschaftliches Problem. Also ausreichende Gründe genug zu einer Neurose und auch zu den speziellen Erscheinungsformen dieses Falles.

Unserer psychotherapeutischen Gewohnheit getreu, veranlaßte ich gemeinsam mit dem überweisenden Allgemeinpraktiker noch mehrere körperliche Untersuchungen, wie beispielsweise der Zähne, des Nervenstatus usw., alles durch bewährte Kollegen vom Fach. Das Ergebnis war jedoch überall negativ.

Da ich in Bälde in Urlaub fahren wollte und dem S. noch vorher wenigstens etwas geholfen werden sollte, nahm ich ihn in einigen energischen *Suggestiv*sitzungen vor. Erfolg: daß er schon nach der ersten Behandlung strahlend berichtete, er habe nicht nur ohne jedes störende Gefühl auf der Straße gehen können, er sei sogar wie selbstverständlich einer Trambahn nachgelaufen und auf den fahrenden Wagen aufgesprungen. Dieser erste Erfolg erleichterte die weiteren Sitzungen. Nach wenigen weiteren Suggestionen, die im Halbwachzustand gegeben wurden, war der Mann wirklich wie verändert. Er selber spürte keins seiner geklagten Symptome mehr.

seine Frau schilderte ihn als daheim viel aufgeschlossener, er besuchte Konzerte, unternahm Gänge in die Natur. So verließ ich ihn relativ beruhigt.

Als ich einige Wochen später S. wiedersah, war er innerlich noch etwa so gelöst wie zuvor. Aber die Schwerbeweglichkeit sei doch wieder spürbar, sagte er. Und – Sie können sich mein mühsam verborgenes Erschrecken vorstellen! – er habe einige Male doppelt gesehen. Unter einem plausiblen Vorwand veranlaßte ich sofort nochmalige Untersuchung durch den Nervenarzt, der nun einwandfrei eine beginnende Multiple Sklerose feststellen konnte. Das erstmal sei, sagte der Kollege, der eine Bauchdeckenreflex vielleicht etwas herabgesetzt gewesen, aber er habe mangels aller anderen Symptome daraus Schlüsse zu ziehen nicht für richtig gehalten. Sachlich war ja auch nichts versäumt worden. Im Gegenteil, wenn ich die richtige Diagnose damals gleich erhalten hätte, würde mir sicher der Elan zu der (erfolgreichen) Suggestionstherapie gefehlt haben. Und besser so, als wie es dann – leider – nachher kam. Herr S. mußte wenige Wochen später dienstlich nach F. fahren und ließ sich von einem Verwandten bewegen, einen dortigen Nervenarzt aufzusuchen. Dieser stellte alsbald die ja jetzt klare Diagnose M. S., behielt diese aber nicht für sich oder wandte sich an den behandelnden Arzt, sondern sagte dem S. „ehrlich die Wahrheit“; ja, er hielt es für nötig, S. „aufzuklären“ – und zwar an Hand eines anatomischen Atlas und weiterer Lehrbücher –: das sei ein organischer, in der Regel fortschreitender Prozeß, er ende meist mit schwerer Lähmung auch der zur Zeit noch nicht befallenen Glieder; und die bisherige Therapie sei daher „Unsinn“. Es gebe leider keine Behandlung; zu allerletzt könne die Psychotherapie bei dem organischen Charakter des Leidens Erfolg bringen.

Nun hatte S. ja aber erlebt, daß er mit dem Unsinn von Psychotherapie recht beachtliche Erfolge gehabt hatte, und kam daher nach seiner Rückkehr doch wieder zu mir. Aber Sie können sich denken, in welchem Zustand. Seelisch völlig zusammengebrochen (man hatte ihn ja, in wissenschaftlicher Form, mit dem Beil auf den Schädel geschlagen), körperlich so unbeweglich, daß er an zwei Stöcken ging, er, der noch vor wenigen Tagen so gut wie mühelos nach F. gereist war. Die organischen Störungen waren ad maximum gesteigert (was wir ‚psychisch überlagert‘ nennen), mannigfache, rein „hysterische“ Symptome waren dazu erschienen.

Ich hatte eine schauerliche, eine allerschwerste Aufgabe vor mir. Natürlich verheimlichte ich S. die Diagnose nun nicht mehr: Ich erklärte ihm, daß und warum ich, zwar unter Schweigepflicht, seiner Frau reinen Wein

eingeschenkt habe, ihm selbst aber nicht; daß ich mir das für später vorbehalten habe, wenn er in geduldiger Arbeit zu dieser schmerzhaften Erkenntnis gereift sein würde, wenn er, vor allem anderen, erst einmal den Weg zu sich selber, zu seiner Innerlichkeit mehr gefunden hätte – denn in dieser würde er die wesentliche Stütze fürs weitere suchen müssen, usw. Statt pessimistischer Prognosen und Atlanten der Pathologie hielt ich S. ferner vor, wie sehr jedes schwere organische Nervenleiden psychisch kompliziert zu sein pflegt, und das gerade und besonders die sclérose en plaques. Darauf hat ja schon CHARCOT in seiner ersten Veröffentlichung hingewiesen.

S. ließ sich in zäher Arbeit zu einer weniger verzweifelten Haltung umstellen. Er hat immer mehr gelernt: erstens, daß er durch vernünftige Lebensweise, durch Entspannungsübungen usw. einen körperlichen Funktionsstatus erhalten bzw. immer wiedergewinnen kann, der bis heute zur Berufstätigkeit, zum Besuch von Theater, Konzerten usw. durchaus genügt. Zweitens ist S. im Gespräch hier recht nett aus sich herausgegangen, er findet mit der Zeit zu seiner eigentlichen Natur immer mehr zurück. Drittens hat sich nun erreichen lassen, daß S. in eine andere Bank, eben die an Ihrem Orte, versetzt wird, was ihn innerlich ebenfalls entlastet.

Selbstverständlich aber braucht S. weiter regelmäßige Betreuung durch einen auch psychotherapeutisch eingestellten Arzt. Denn wir sehen ja immer wieder (wie das auch so verständlich ist), daß der organisch schwer und chronisch Nervenranke stets versucht ist, die Flinte ins Korn zu werfen. Und dann verfällt er Lähmungen und Beschwerden, die das organisch bedingte Maß weit überschreiten. Hier muß dann durch den Arzt die Korrektur einsetzen, die, wie mir scheint, ebenso sehr vom Seelischen her (durch Aufklärung und Zuspruch) erfolgen soll, wie durch körperliche Übungen (für die Sie sicher eine geeignete heilgymnastische Hilfskraft an der Hand haben werden).

Gerade bei der Multiplen ist die Verquickung von psychisch und physisch immer so eng, daß nicht nur Fehldiagnosen – wie auch hier – leicht möglich sind, sondern daß andererseits die „Überlagerungen“ immer besonders groß zu sein pflegen und eben dadurch die Therapie recht erfreuliche Erfolge zeitigen kann. Für unsereiner sind solche Fälle innerlich eine gewisse Belastung; wir sehen das zu vermutende weitere Schicksal vor Augen, uns scheinen die relativ geringen Besserungen in der Regel armselig-belanglos; aber der Kranke selber empfindet doch auch die kleinsten Erleichterungen, die geringsten Erweiterungen seines Lebens und Wirkungs-

bereiches als sehr angenehm. Und dann, scheint mir wenigstens, sind gerade diese Kranken vielfach von einem erstaunlichen (sachlich ungerechtfertigten) Optimismus. Dieser erleichtert das Betreuen – und um mehr handelt es sich objektiv nicht – wieder erfreulich.

Ich bitte Sie also, sich des Herrn S. in dem geschilderten Sinne anzunehmen. Den letzten nervenärztlichen Befund (von vor acht Wochen) bringt er Ihnen mit; Sie sehen, daß das Leiden nur sehr langsam progredient ist. Mit besonderer Freude darüber, Herrn S. weiterhin in geeigneter Hand zu wissen, verbleibe ich . . .

## 17. FRIGIDITÄT

Liebe Kollegin!

Sie fallen mir mit Ihren Fragen in keiner Weise zur Last! Im Gegenteil, wir älteren Psychotherapeuten freuen uns nur, wenn wir von den Früchten unserer Lebensarbeit den jüngeren dies oder das vermitteln können. Fragen Sie also nur ruhig weiter, wo Sie sich nicht auskennen und auch in unserem Schrifttum die gewünschte Antwort nicht finden. Bei Ihrem jetzigen Chef werden Sie freilich keine Wegweisung in psychologischen Bereichen erwarten können . . . Sie sehen das selber aus der Geschichte, die Sie mir schreiben, und die man erheiternd nennen müßte, wenn nicht ein so ernster Hintergrund dabei wäre. Sie nachuntersuchen eine Frau und stellen dann mit Ihrem Chef gemeinsam die Diagnose Vaginismus. Darauf fragt Ihr Chef, was Sie vorschlagen? Sie antworten (sehr richtig): „Psychotherapie“. Worauf er: „Jawohl – wir wollen mit Hegarstiften dehnen, und wenn das nicht hilft, machen wir eine Inzision.“ Die drei Ausrufungszeichen, die Sie hinter diese Ihre Mitteilung an mich setzen, sind leider nur allzu berechtigt. Ich weiß ja aber, daß Sie in der psychotherapeutischen Wissenschaft schon unterrichtet genug sind, um nun diese Kranke sachgemäß – im Sinn *Ihres* Vorschlages – zu betreuen. Das Wohl der Kranken muß Ihnen immer das Wichtigste sein!

Es ist ja sonnenklar, daß der Vaginismus, als die Extremform der Frigidität, eine seelisch zu verstehende Erscheinung ist, ein Ausdrucksphänomen der Ablehnung und Abwehr gegen die geschlechtliche Vereinigung. Was oder wer dabei – bewußt oder (meistens) unbewußt – abgelehnt wird, ist jeweilig verschieden; es kann der spezielle Partner sein, oder der Akt als solcher, es kann Angst mitspielen (vor moralischen Instanzen, vor Konzeption oder Ansteckung, frühere Erlebnisse können ursächlich beteiligt sein usw.); das zu ermitteln, wird Sache der persönlichen Behandlung sein. Aber seelisch bedingt ist der Vaginismus immer, so wie die Frigidität, die nur ganz selten organische Ursache hat (Aplasia uteri, schwere Nervenkrankheiten). Daß dabei körperliche Vorgänge (eben im Sinne des Ausdrucksgeschehens) vorhanden sind, darf nicht zu der Annahme führen, es

handele sich um ein physisches und ergo physisch zu behandelndes Leiden. Der Laie meint das oft und spricht von „zu eng gebaut“ usw. Aber der Arzt sollte ja wohl bedenken, daß der introitus vaginae kein starres Gebilde aus Knochen ist, sondern ein elastischer Muskelring (der sich in der Geburt so erweitert, daß ein Kindskopf durchpassieren kann). Dieser (teils glatte, teils quergestreifte) Muskelring verschließt sich (reflexmäßig, dem Willen nicht untertan), wenn die innere Abwehr des Geschehens stark genug ist, und zwar tritt dieser Krampf desto eher ein, wenn die Abwehrmotive nicht willentlich und bewußt, sondern unbewußt wirken. Der Aufruf des Willens, gutes Zureden und Erklärungen rationaler Art (daß es sich ja um Natürliches, echt Weibliches usw. handle) müssen daher ebenso unwirksam bleiben wie die Dehnung und die Inzision. Letztere kann freilich zuweilen das Zustandekommen des Krampfes materiell unmöglich machen; aber eine Heilung im verantwortlichen, kausalen und ethischen Sinn ist das schwerlich. Es wäre dasselbe, als wenn einer meinte, wenn er dem Feigen die Beine abschnitte, sei dieser nun tapfer, weil er dann nicht mehr davonlaufen kann.

Also, liebe Kollegin, widmen Sie sich der Kranken in ungestörten Aussprachen, Sie werden bald heraushaben, wo die Gründe der Neurose sitzen. Wenn Sie selber an Ihrem Krankenhaus keine Zeit haben sollten, eine ausführliche Psychotherapie zu machen, überweisen Sie die Patientin an einen Kollegen. Und verhüten Sie ja, daß zu den schon vorhandenen Schäden und Störungen nun auch noch das iatrogene Trauma der Inzision kommt. —

Ihre andere Frage betrifft die Angabe einer Ihrer Kranken, daß sie und ihr Mann der sogenannten Carezza-Methode huldigen. Sie wollen wissen, was davon zu halten sei; die betreffende Frau habe Ihnen so begeistert von diesem Brauch erzählt. Ich kenne die hochtrabenden Sprüche, die diese sehr seltsamen Carezza-Anhänger zu machen pflegen; aus vielfacher Beobachtung weiß ich aber auch, was davon zu halten ist. Sie, als künftige Frauenärztin, müssen darüber Bescheid wissen, denn immer wieder kommen Menschen zu uns Ärzten, die an diesem Unfug erkrankt sind. Ein Unfug ist und bleibt es, auch wenn noch so edle und schöne Phrasen die „Carezza“ zu verherrlichen versuchen. Wenn ich eben schrieb, daß durch diese Prozedur Erkrankte uns aufsuchen, so ist freilich zu sagen, daß der dieser Methode Anhangende schon von Haus aus nicht als instinktgesund angesehen werden kann. Kein wirklich Gesunder wird auf solche Unnatur hereinfließen, und die schöne Phraseologie wird ihn erst recht mißtrauisch

machen. Man bedenke nur — denn darum handelt es sich —, daß hier empfohlen wird, den Akt zwar so weit auszuführen, daß eine immissio stattfindet, aber dann sollen beide Partner sich so verhalten, daß ein Orgasmus nicht eintritt, was natürlich zu stundenlangem beiderseitiger Dauererregung führt. Durch dies Vorgehen, wird behauptet, falle die „ernüchternde“ Befriedigung fort, die Partner träten in eine Art „feinstoffliche“ Gemeinschaft, „die Geschlechtskräfte“ würden „nicht weggegeben“, sondern „nach innen genommen“ usw. Und außerdem — man merke auf! — würde derart auch Empfängnis verhütet. Das ist natürlich nur nebenbei bemerkt, aber — wie man sich immer wieder überzeugen kann — praktisch ist es das Hauptmotiv, das zur „Carezza“ veranlaßt. Die edlen Phrasen von Zärtlichkeitssteigerung und pfeilgerader Höherentwicklung tarnen dann das höchst praktische Ziel in wünschenswerter Weise. Und wo es nicht der banale antikonzeptionelle Zweck ist, da ist es dann nicht etwa, wie angepriesen, der Wunsch nach näherer, innigerer Vereinigung, sondern umgekehrt sind es immer kontaktschwache, der echten Hingabe unfähige Naturen, die derart agieren. Indem also schon neurotische Typen zu dieser „Carezza“ greifen, einer Erlebens- und Verhaltensweise, die der natürlich Empfindende instinktiv ablehnen wird, geht es wie so oft: die bereits neurotisch disponierten Partner werden, im Sinne des *circulus vitiosus*, nun noch neurotischer. Denn es ist ja klar, daß der Verkehr, der in dieser Form ungebührliche Anforderungen an den Organismus stellt, zu erheblichen Überreizungen führen muß. So leidet Ihre Kranke, wie Sie bemerken, außer an Fluor an allgemeiner Nervosität.

Wir wollen nicht engherzig sein und keine Tugendrichter, liebe Kollegin; jeder Mensch weiß, daß in der Erotik, gerade wenn sie gesund und vollkommen blühen soll, ein stumpfsinniges Einerlei, ein banales und ermüdendes, unbegabtes Schema von sogenannter „Normalität“ unangebracht ist! Es ist Unsinn, wenn in dem Büchlein eines ehemals bekannten Hygienikers geschrieben steht, es sei zu empfehlen, den Akt möglichst kurz, sachlich und mit einem Minimum an Lustempfindung auszuüben; denn der „Zweck“ würde auch so erreicht und mit größerer „Kräfteersparnis“ (!). Derlei ist nicht etwa natürlich (wofür es sich ausgibt), sondern völlig unbiologisch. Die Natur will nicht nur den „Zweck“, die Vermehrung, (zu dem sie — wie auch gesagt worden ist — durch die „Lustprämie“ „verlocke“). So denken heißt, eine Menge von Tatsachen nicht wissen, die uns die Biologie mitteilt, aus denen hervorgeht, daß auch unter den Tieren mannigfache genitale Bildungen studiert werden können und zahlreiche

Instinktprägungen beobachtbar sind, die nicht anders als unter dem Ziel der Lustvermehrung, der Reizsteigerung, verstanden werden können. Wie wir ganz Analoges ja auch unter (unverdorbenen) Natur- und hochgezuchteten Kulturvölkern kennen. Die Vorstellung, die Natur „verführe“ vermittelt „Lustprämie“, ist ebenso zivilisatorisches Kunstprodukt, intellektuelle Projektion, wie die Idee, die Befruchtung sei der „Zweck“ der geschlechtlichen Vereinigung. In der *Natur* gibt es das alles nicht, sie kennt nur die Abläufe, ihr Weg ist der Kreislauf, ihr Sinn liegt im Geschehen selbst, und eine Stufe und Phase dieses Umlaufs ist ebenso wichtig wie jede andere. Jede Phase will vollendet sein, dann trägt sie die nächste entelechisch in sich. So wie der Samen den Keim, dieser die Pflanze, aus der wieder die Blüte sproßt, aus der Blüte die Frucht und aus dieser wieder der Samen. Der Herbst und seine Ernte sind ja nicht der „Zweck“ des blütenprangenden Frühlings. Genau so ist's mit der geschlechtlichen Vereinigung. Auch dies Mysterium hat keinen Zweck, es ist Geschehen an sich, sich krönend in dem Wunder der Zeugung: Die Lust mindern oder ausschließen wollen (wie jener Hygieniker), wäre ebenso unnatürlich wie das Verhindernwollen der Zeugung, der Empfängnis.

So, liebe Kollegin, ist, glaube ich, klar, auf welchem Fehlweg sich die Carezza-Anhänger bewegen. Darüber hilft ihnen, wie schon angedeutet, auch nicht hinweg, daß sie sich auf sakrale Bräuche berufen. Soweit das nicht Tarnung und Schwindel ist – wie freilich allermeist –, ist es Mißverständnis solcher Riten (die es gibt). Diese Riten und Lehren wollen sinnbildlich, symbolisch verstanden sein, nicht konkretistisch! Wenn man dort z. B. liest, daß die sich Vereinigenden sich nicht in die sinnliche Lust verströmen sollen, sondern das Sich-Verströmende in sich nehmen, so ist derlei Vorschrift dahin zu verstehen, daß der Mensch, der höhere Bewußtseinsstufen erreicht hat bzw. zu erreichen bestrebt ist, auch in der höchsten Lust, in der Ekstase, sich noch bewahren können solle; er müsse so weit kommen, daß er sich sowohl verschenken wie bei sich bleiben könne, in einem zugleich. Also eine, um es klar zu sagen, esoterische Weisung, die, zumindest erst einmal, um keinen Preis physiologisch verstanden werden darf und will! Und eine Lehre *nota bene*, die ebensowenig in einen Topf geworfen werden darf mit hier und heute noch immer der Sinnhaftigkeit anhängenden Verdrängungs-, Sünde- und Erbsündeskrupeln.

Ihre Vaginistische werden Sie also, ebenso wie die Carezza-Kranke, von ihren Hemmungen befreien, zu natürlicher Auffassung und Verhaltung hinführen müssen. Wobei Sie wohl nicht darum herumkommen werden,

auch die beiden Ehemänner zu beraten, unter Umständen zu behandeln. Denn die Carezza-Frau sagt Ihnen die verwandte Instinktstörung des Mannes ja schon direkt (er schätzt diese Praktik gleich ihr); bei der Vaginistischen darf man wohl anmerken, daß in vielen Fällen wenn nicht eine parallele Psychoneurose des Mannes, so doch wenigstens die (fast typische) männliche Undifferenziertheit in eroticis mit Schuld trägt.

Sie finden gute Belehrung über diese Fragen in den Veröffentlichungen des hochverehrten A. MAYER, des emeritierten Tübinger Gynäkologen, spez. seiner „Persönlichkeitsgynäkologie“ (1950) und bei E. SCHAEZING „Die verstandene Frau“ (München: Verlag LEHMANN 1952).



Lieber Kollege!

Die Diagnose bei dem mir von Ihnen überwiesenen Herrn R. ist – wie Sie vollständig richtig vermuteten – so eindeutig die einer *psychogenen* Impotenz, daß man sich nur wundern muß, wie diese Sachlage so lange unerkannt bleiben konnte.

Ich skizziere Ihnen das Nötige etwas ausführlicher. Da Sie diese jetzige Praxis nur vertretungsweise führen, wird der Kollege N., wenn er wieder hergestellt ist, dann alles Nötige seinerseits in den Akten vorfinden. Er wird daraus auch erschen, weswegen seine langwierige Behandlung mit Pillen und Spritzen bei R. vergeblich sein mußte.

Die Eheleute R. haben viele Jahre hindurch in jeder Hinsicht, auch sinnlich, in bester Harmonie gelebt. Der Mann betont, daß beide Teil vorzüglich aufeinander abgestimmt gewesen seien und volle Befriedigung fanden. Aber dann wurde im Jahre 1933 die Ehefrau wegen Gewächsen im Unterleib operiert. Der Eingriff scheint in kosmetischer Hinsicht nicht eben ideal gelungen zu sein, denn es hänge ihr, sagte der Mann, seitdem vom Unterleib eine Hauttasche über die Schamgegend herab. Das empfinde er als abschreckende Verunstaltung. Er habe sich zwar bis vor einiger Zeit gezwungen, den Verkehr weiter auszuüben, freilich unter immer mehr inneren Widerständen, direkt mit Selbstüberwindung. Oft habe er eine vorhandene Erektion vor der Frau verborgen, um nicht dann „zu müssen“, denn die Frau sei nach wie vor sinnlich bedürftig. Wie er selbst formuliert: im Gegensatz zu früher sei der Geschlechtsakt kein Vergnügen, keine Lust mehr, sondern eine Pflicht, eine Arbeit. . . Da er die Gattin seelisch unvermindert lieb habe, sei das Ganze noch viel schwerer für ihn. Eines Tages nun ging es nicht mehr; es versagte. *Uns* wird das nicht wundern. Denn auf die Dauer kann natürlich kein Mann aus der Sinnlichkeit eine Pflichterfüllung machen. R. aber, als Laie, verstand das nicht. Er dachte besorgt, ob er mit seinen 52 Jahren wohl schon zu alt, ob er etwa impotent geworden sei. Vielleicht, meint er, habe ihn die jahrelange scharfe Arbeit erschöpft, oder eventuell sei auch das viele Chinin schuld, das er früher in

den Tropfen schlucken mußte. Schließlich gab ihm die Beratung eines Arztes den Rest. Der sagte, R. solle resignieren, bei dem einen höre die Potenz später, bei dem anderen früher auf, bei ihm, R., eben früher. Der nächste Arzt stellte „eine verhärtete Prostata“ fest, die „auf den Reizleitungs-nerven drückte“, und behandelte entsprechend. Erfolg: keiner. Wieder andere verordneten Spritzen und gaben Drüsenpräparate. Mit ebenso wenig Ergebnis.

Das ging über anderthalb Jahre so. Dann aber kam die Wendung. Erstens erkrankte der bisherige – letzte – Arzt des R. und Sie, sehr geehrter Herr Kollege, übernahmen in dessen Vertretung auch unseren Kranken. Sie sahen den Menschen im Manne, erkannten, daß da wohl andere Zusammenhänge hereinspielten, und berieten R. in seinen Nöten. Das gab ihm schon einigen Auftrieb. Zweitens erschien ein junges Mädchen auf der Lebensbühne R.s. Was nun geschah, haben wir als Ärzte nicht moralisch zu werten, sondern in höherem Sinnzusammenhang zu verstehen und therapeutisch zu nutzen. Praktisch ereignete sich folgendes: Eines abends ging R. mit dieser Bekannten aus, sie besuchten ein Restaurant, es blieb nicht bei *einem* Glase Wein, schließlich setzten sie auch noch einen Kognak darauf, leicht beschwingt ging R. mit hinauf in die Wohnung des Mädels – und ehe noch seine eigenen Skrupel und die iatrogen bewirkten Besorgnisse hochgekommen waren, hatte R. den Beweis erlebt, daß er keineswegs impotent sei. Trotz Senium, Chinin, Prostata und Reizleitungs-nerv. R. war selig, wie Zentnerlast fiel es von seinem Herzen. Und im Rausch des Beglücktseins, der Erlöstheit von all den Ängsten, ging es auch bei den nächsten Zusammenkünften gut in jeder Hinsicht. Dann aber kam die Verwicklung des Dramas. Eine nächste Verabredung schob sich aus äußeren Gründen um einen Tag nach dem anderen hinaus. Derweilen hatte R. Mühe, wieder in die alten Skrupel zu verfallen. Zwar buchte er, wena er auch nur mit der Freundin telephonierte, eine starke Erektion; aber zugleich hatte er dabei schon wieder den Gedanken, wie es sein würde, wenn er . . . Schließlich treffen sie sich. Aber die Situation ist denkbar ungünstig. Sie haben nicht, wie sonst Zeit, vorher nett zu Abend zu essen, etwas zu trinken. Und außerdem muß es rasch gehen, in einer halben Stunde müssen sie sich trennen. R. zwingt sich (!) zu einem Versuch, weniger – wie zuvor – aus Leidenschaft als zwecks Bewährung, zwecks Widerlegung seiner neuerlichen Zweifel. Das ist für die kaum beginnende Sicherheit zu viel Belastung; es mißlingt. Und nun stürzt er aus allen Hoffnungshimmeln wieder in die Hölle der Verzweiflung.

Eine ganze Reihe typischer Ursachen so zahlloser Impotenzes spielt hier mit. Erst der ästhetische Abscheu, der mit gutem Willen überwunden werden soll – bis die Natur streikt. Anschließend die Besorgnis organischer und endgültiger Erledigkeit. Das iatrogene Trauma setzt sich darauf. Mit der Freundin gelingt es, weil da in der Beschwingtheit der Stunde der Zweifel vergessen wird, die falsche Einstellung (etwas zu wollen, was dem Willen nicht untertan ist) unterbleibt; bis in einer ungünstigen Situation die alte Melodie wieder da ist. Daneben wird man einige subtilere Komponenten vermuten dürfen. Die (Pseudo-)Impotenz in matrimonio hat wohl nicht nur die Ursache des Ekels, sondern sie hat – ungewußt! – auch dem Ziel der Selbstsicherung gedient, um der Frau treu zu bleiben, um nicht in Abenteuer und Schwierigkeiten zu geraten. Ebenso ist der Rückfall bei der letzten Begegnung mit dem Mädchen wohl auch durch mehr minder unbewußte Besorgnisse mitveranlaßt worden: daß etwas passieren könne, durch Gedanken an die Ehefrau usw. Und außerdem: wenn er nun wirklich doch potent sei, dann müsse er ja auch wieder zur ehelichen Pflicht zurückkehren („dann schon lieber gar nicht“) usw. usw. Es ist immer ein Konglomerat von bewußten und unbewußten Komponenten, die eine solche Psychoncurose dirigieren.

Die Besprechung mit Ihrem Patienten R. verlief erfreulich glatt. In seinem Fall war es, nachdem er den Potenzbeweis praktisch erlebt hatte, besonders einfach, ihm seine Ideen von Senium, Prostatavergrößerung usw. zu widerlegen. Es war nicht einmal nötig – was in anderen derartigen Fällen oft erfolgreich ist –, danach zu fragen, ob Erektionen und Pollutionen auftreten (an Hand welcher Tatsache es auch dem verbohrtesten Pseudo-Impotenten allermeist klarzumachen ist, daß keine organische, sondern nur eine psychogene Behinderung vorliegt). Der Fall R. liegt also bedeutend einfacher als der des Herrn X., den Sie mir vor einem halben Jahr überwiesen. Dieser war (und ist) aus sehr viel tiefergelegenen seelischen Ursachen impotent. Er ist – unehelich geboren und in denkbar ungünstigem Milieu aufgewachsen – dadurch zur körperlichen Vereinigung mit der Frau außerstande (und in die größte Nähe zur Homosexualität gedrängt), daß er ungewußt in jeder geliebten Frau die (nie erlebte) Mutter, das Wunschbild Mutter, sucht. Es ist klar, daß diese Form der Nähe und Liebe verhindert, in der Partnerin auch die sinnlich begehrte Frau zu erblicken. Solch eine Kern-Neurose braucht viel längere Behandlung, ist ohne tiefenpsychologisches Vorgehen überhaupt nicht therapierbar.

Es wird nun die Aufgabe sein, die Ehefrau zu veranlassen, sich der –

so sehr gescheuten – weiteren Operation zu unterziehen. Da aber R. ihr seinen Seitensprung bereits gebeichtet (und ihre Verzeihung erhalten) hat, glaube ich, daß die Frau einsehen wird, daß sie durch eine weitere Verweigerung der kosmetischen Regelung schließlich ihre sonst so gute Ehe in Gefahr bringt; wenn Sie sich die Frau einmal ernsthaft vornehmen, wird es wohl gelingen, sie zu überzeugen. Auch sie muß einsehen lernen (was R. zu allseitigem Schaden nicht einbezogen hatte), daß das Gelingen der Liebesvereinigung beim Menschen „endothym“ unterbaut sein muß, daß hier affektiv-triebhaftige Momente entscheidend sind und daß der Wille nichts nutzt, sondern, zumindest auf die Dauer, das Gegenteil seiner Anstrengung erreicht. Auch von Hypnose, die Sie erwähnen, ist hier kein bleibender Erfolg zu erwarten. Denn selbst wenn es gelänge, den R. suggestiv über seine Widerstände wegzubringen – das so natürliche Moment der Abstoßung würde sich unvermeidlich doch sehr bald wieder einstellen. Man kann ja auch nicht alle vierzehn Tage neu hypnotisieren. Und außerdem ist das, was den R. jetzt impotent macht, ja gar nichts Krankhaftes, sondern ein vom natürlichen Standpunkt aus sehr verständliches Empfinden.

In der Hoffnung, daß sich dieser Fall, dank Ihrer richtigen Erkenntnis der Psychogenese, bald regeln läßt, verbleibe ich ...

Sehr geehrter Herr Kollege!

Sie hatten vor einem halben Jahr die Freundlichkeit, Frau T. an mich zu weisen, da die Dame in einer Ehekrise stand, die fachmännischer Beratung bedürftig zu sein schien. Zugleich übermittelten Sie mir den Wunsch der Frau T., sich in Psychotherapie ausbilden zu lassen. Diesen besonderen Wunsch können wir nun aus rein formalen Gründen nicht erfüllen; Frau T. hat das akademische Volistudium nicht, das die bestimmungsgemäße Voraussetzung der Zulassung für nichtärztliche Kandidaten darstellt.

Aber auch wenn dem nicht so wäre, halte ich diese Frau für ungeeignet. Psychotherapie beruflich – als sogenannte behandelnde Psychologin – auszuüben. Ich muß Ihnen das etwas näher begründen, zumal dies mein Urteil eng mit der Eheschwierigkeit, die hier behandelt werden sollte, zusammenhängt.

Schon an und für sich ist der Wunsch von Menschen, Psychotherapie zu studieren, immer besonders vorsichtig und skeptisch zu betrachten, wenn diese in einer Neurose stecken – wie auch Frau T.; bei ihr wurde diese an der Ehestörung manifest. Gewiß, es gibt Ausnahmen, und jeder von uns hat solche schon erlebt; ja, man kann wohl sagen, daß gerade die Erfahrung am eigenen Leibe bzw. an der eigenen Seele eine gute Voraussetzung für Einblicke in die psychischen Möglichkeiten – des Strauchelns und der Genesung – darstellt. Aber solange ein Mensch noch selber als direkt krank zu bezeichnen ist, wird man vorsichtigerweise zögern müssen und abwarten, ob dieses sein Verlangen auch noch bleibt, wenn er wieder in Ordnung gekommen ist. Wenn ja, dann gut; dann gilt das gerade Gesagte. Wenn nein, nun, dann hatte es sich bei dem anfänglichen Verlangen nach psychotherapeutischer Betätigung letztlich doch nur um ein neurotisches Symptom, einen aus dem verfahrenen Gesamtzustand erwachsenen Wunsch gehandelt. Wir kennen ja auch sonst diejenigen, die, statt ihre eigenen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, lieber der Heiland für alle anderen werden möchten; sie suchen in ihrer eigenen – wohl empfundenen, aber vom Bewußtsein als Selbsterkenntnis nicht zugelasse-

nen – Unsicherheit gerne noch Schwächere auf, bei denen dann sie die – relativ – Heileren sind (unter Blinden kann sich der Einäugige als König vorkommen). Nicht selten wird auch die Begründung vorgebracht, die Menschen wendeten sich schon immer an den Betreffenden mit Schwierigkeiten, Problemen usw.; es sei ganz erstaunlich, wie viele, wie Elende usw., und daraus wird dann oft gerne der Schluß gezogen: das sei ein Eignungstest für Psychotherapie. Leider ist es das meist nicht, ganz im Gegenteil, wie ich unumwunden aussprechen will. Grundsätzlich ist es bereits verdächtig, wenn jemand „nur für die anderen da ist“. Das ist allermeist kein echter Altruismus, kein gesundes Gemeinschaftsleben, sondern das Ergebnis eigener Leere. Die anderen sollen – unbewußt – dieses Vakuum ausfüllen, das fehlende Eigene ersetzen. So wie es einen Arbeits- bzw. Geschäftigkeitsmorphinismus gibt, so auch die karitative Süchtigkeit, welche sich hingebungsvoll den Lahmen, Elenden und Krüppeln zuwendet. Und die „vielen elenden Menschen“ pflegen ihrerseits allermeist nicht deshalb zu diesen amateurisierenden Nothelfern zur Aussprache und Beratung zu gehen, weil sie dort wirkliche Hilfe erhielten – die nämlich heißen würde: mit dem eigenen Problem konfrontiert, zur Leistung aufgerufen werden! –, sondern weil in solchen privaten Aussprachen mit X und Y im Grunde nichts *Verpflichtendes* liegt! Dem in Not Befindlichen ist also dadurch in keiner Weise geholfen. Das aber merkt der durch das „Vertrauen“ der ihn Brauchenden angenehm geschmeichelte Dritte nun nicht, sondern er genießt seine – meist recht passagere! – Funktion, die ihm desto angenehmer zu sein pflegt, weil nämlich auch er selbst irgendwo brüchig ist. Dieses Brüchige oder Morsche, Fragile oder Labile wird von Neurotikern immer erspürt, und sie gehen zum unberufenen Nothelfer, statt zum berufenen Fachmann, weil sie sicher sind, dort zwar Mitgefühl zu finden, aber nicht wirklich angepackt zu werden.

Kurzum, all diese Fehlmotive können bei der Idee, Psychotherapie als Beruf ergreifen zu wollen, vorliegen und noch manche andere. Bei unserer Frau T. war es das alles miteinander. Kinderlos, wie sie ist, kamen hier noch versetzte Gluckentriebe intensiv dazu. Was mich aber veranlaßt, sie als grundsätzlich und stets für ungeeignet zu erklären, ist folgendes. Ich kann es Ihnen, glaube ich, kaum besser als an einem Traum verdeutlichen, den diese Patientin in ihrer Behandlung berichtete. Man braucht kein gewiegter Traumdeuter zu sein, um dieses Bild zu verstehen! Frau T. erzählte: „Ich saß an einem Waldrand, es wurde schon recht dunkel. Da kamen aus dem Walde zwei Wölfe heraus, in großen Sprüngen und direkt

auf mich zu. große, struppige Tiere, mit glühenden Augen.“ Hier unterbrach ich mit der Bemerkung, da habe sie wohl große Angst gehabt? „Nein, ganz und gar nicht! Ich ließ die beiden Viecher bis dicht an mich herankommen. Dann hob ich den Zeigefinger, sah sie streng an und sagte zu ihnen: ‚Aber pfui, ihr ungezogenen Tiere, wie mögt ihr bloß mit so ungepflegten Haaren hier herumlaufen und euch zeigen! Fix, in den Wald zurück! Dort macht ihr euch erst schön ordentlich, kämmt und büstet euch – und dann könnt ihr meinetwegen wiederkommen. So unfrisirt, wie ihr jetzt seid, laßt euch aber nur nicht wieder sehen.‘ Worauf die beiden Ungetüme mit eingeknickten Schwänzen und sichtlich betroffen davongingen, in den Wald zurück.“ Also der Traum dieser pensionierten Lehrerin.

Muß ich es Ihnen, sehr geehrter Herr Kollege, der sich nicht nur etwas mit Traum und Traumdeutung beschäftigt hat, sondern der ein großer Kunstfreund ist, noch begründen, daß ein Mensch, der so etwas – im Traum – zu erleben vermag, zum Seelenkenner und -führer wirklich kein, aber auch gar kein Zeug in sich hat? Meinetwegen mag einer *oberbewußt*, durch allzu gute Kinderstube und allzuviel säuerliche Pedanterie der Erziehung verführt, ein solches Weltbild, solche verschobenen Prinzipien haben, daß es ihm nur auf das „schön ordentlich“ ankommt, selbst wo ihm Tiere der Wildnis begegnen, selbst wenn der Wald seine Geheimnisse und Schrecknisse entläßt. Wie gesagt, so verbogen kann einer *oberbewußt* sein – und es sind ihrer gar nicht so wenige. Aber wenn sich auch in der Nachtseite, im Tiefenmenschen, im Unbewußtsein, im Reich der *Phantasie* und des *Träumens* nichts anders zu melden versteht als dies armselige, ungesegnete, dürre und hoffnungslos-phantasicarme „Pfui, pfui“, wenn er auch da den lehrerionenhaften Zeigefinger erhebt, wenn er nicht mal Angst zu kriegen vermag, sondern – Haarpflege verlangt, „schön ordentlich, wie sichs gehört!“: dann ist Hopfen und Malz verloren. Wozu so ein Mensch eigentlich taugt, weiß ich nicht; zum Helfen und Heilen in Seelennot gewißlich nicht.

Man könnte lachen, wenn's nicht zum Weinen wäre, allein im Gedanken, daß diese Frau T., verholzt und verdorrt wie sie ist, jahrelang Lehrerin gewesen ist. Daß der Ehemann, der sie instinktos genug, heiratete, mit der Zeit sein Blut vertrocknen, seine Begabung versiegen und seine Lenden lahm werden spürt, halte ich für einen Rest von guter Witterung bei diesem, für einen Rettungsversuch seiner besseren Natur. *Diese* Ehe soll man nicht erhalten, sondern möglichst bald zu lösen helfen. Denn zu helfen ist bei der Frau nichts. Ob sie früher einmal lebendig gewesen ist,

weiß ich nicht. Es gibt Menschen, die überhaupt keine Vitalität haben. Hier ist alles vertrocknet. Man könnte sogar daran denken, daß es sich hier um eine abgekapselte, latente Psychose handelt; daß nämlich dieser Grad von Starre und Untiefe einen – natürlich ungewußten – Schutz gegen Abgründe des Inneren bedeutet, mit denen sie, bei ihrem bißchen Verstand und ihrer Spießigkeit, doch nie fertig, sondern von denen sie allzuleicht überschwemmt werden würde, wenn sie sich aufmachte. Es gibt solche bürokratischen, überordentlichen und -gewissenhaften Typen, die, wenn sie je an die frische Luft kämen, sofort verfielen. Wie dem aber auch hier sei: schon zur Ehe untauglich, unheilbar – jedenfalls für meine Künste – und nie im Leben Psychotherapie!

Ich will dem Beispiel das Gegenbeispiel zufügen. Ich habe es gerade zur gleichen Zeit erlebt. Ich exzerpiere einen Brief, den ich von einem Kollegen erhielt, einem Landarzt im Oberbayerischen: „Mir fällt eine Geschichte ein, die ich im Anfang meiner Praxis erlebte. Bei einem Besuch in einem Einödhof des Auerbergs sah ich auf der Ofenbank einen kiefermahelnden, aus beiden Mundwinkeln speichelnden und somit recht unappetitlichen Alten, der, wie es schien, geistig gestört war und von mir keine Notiz nahm. Nach Beendigung meiner anderweitigen Tätigkeit frug ich eine ebenso unsaubere Alte, eine richtiggehende Hexe (die Schwester des alten Mannes, wie sich herausstellte), was mit dem Mann los sei, und bekam die Antwort: ‚Der ist inwendig.‘ Wie gut ist das ausgedrückt, gut im Sinn der treffenden Bezeichnung wie auch im ethischen Sinn – er war kein Depp oder Trottel oder Narr, wie ihn der sogenannte Gebildete vielleicht benannt hätte, war nicht „spinnet“, sondern einfach abgekehrt von der Außenwelt, nach innen gewendet. Es wäre falsch, dies linde Wort einfach dem bäuerlichen Zartgefühl zuzuschreiben, die Wurzel liegt sicher in den von uns primitiv genannten bäuerlichen Vorstellungen von etwas, das nicht nur nach innen gewendet ist, sondern das auch innen wohnt, einem Dämon, einem heidnisch-bösen Geist von göttlichen Maßen, der sei's sich in den Körper eingeschlichen, sei's sich in ihm gebildet hat und nun darin west. Es war interessant, zu sehen, *wie* die Alte das aussprach: die Stimme gesenkt und den Blick nach dem Fenster gerichtet, denn dieses Wesen, so nah es uns ist, legt zwischen sich und uns doch himmelweite Ferne.“

Ich glaube, dies Gegenbeispiel spricht für sich. So muß einer sehen, erfassen, erfüllen und verstehen können, der ein guter Arzt und Psychotherapeut werden kann. Wenn *dieser* Mann sich zur Aufnahme und Ausbildung meldete, der wäre der Rechte! Er wird, wenn das Einhorn BÖCKLINS

im schweigenden Walde auftaucht, sicher nicht nachsehen, ob das Tier auch sein Horn gut geputzt und seine Haare gekämmt hat.

Aber mit dieser Frau T. wollen wir nichts zu tun haben. Diese Art von Lehrerhaftigkeit, von unheilbar seelischer Anämie erzeugt die Neurosen, die wir dann später mühsam behandeln müssen. Gott schütze die Mitmenschen vor ihnen (und auch die eventuellen Lebenspartner).

In der Hoffnung, daß Sie mir ob des leider völligen Fehlversuchs, solche Wüste zu bewässern, nicht gram sind, verbleibe ich...

## 20. WIRKUNG VON ATEM-MASSAGE

Liebes Fräulein W.!

In Ihrer Besprechung unserer Sammelbände „Vom Reich der Seele“, die Sie 1938 so ausführlich und eingehend erscheinen ließen, gaben Sie unter anderen wertvollen Anregungen auch die, es möchte doch einmal mitgeteilt werden, ob und wie sich die Verwendung der Leib-seelischen Hilfsmethoden in der Behandlung von Neurosen dahin auswirkte, daß beispielsweise entsprechende Traumreaktionen erfolgten. Wir wollen diesen Vorschlag gern beherzigen. Ich kann Ihnen heute einen kleinen, aber, wie mir scheint, eindrucksvollen Fall mitteilen, der zeigt, daß die Atem- und Massageübungen, die wir neben der psychotherapeutischen Behandlung vornehmen, von einem unterbewußten Organ des Patienten sehr wohl in ihrem tieferen, eben einem psychologischen Sinn aufgenommen, verstanden und verarbeitet werden. Denn wir meinen – wie ich das namentlich in meinem Beitrag „Von der Seele im Stoff“ (im „Reich der Seele“) zu skizzieren versucht habe – mit der Anwendung körperlicher Methoden (Massage, Atemübungen, Gymnastik usw.) ja nicht nur eine allgemein kräftigende, belebende, durchblutende, entspannende Einwirkung, so wie das grob-stofflich verständlich ist und natürlich auch statthat, sondern wir arbeiten auf Grund der Vorstellung dessen, was wir die Leib-Seele-Einheit (nach PRINZHORN) nennen. Das meint, wenn denn Leib und Seele nichts wesensmäßig Verschiedenes sind, wenn – um mit KLAGES zu sprechen – die Seele der Sinn des Leibes, der Leib die Erscheinungsform der Seele ist, daß dann grundsätzlich alles, was im Seelischen geschieht, auch sein leibliches Äquivalent haben müsse; und umgekehrt, daß es möglich sein müsse, auf die Psyche führend und heilend einzuwirken dadurch, daß man das Leibliche lebendig-sinnvoll behandelt.

Sie haben nun vollständig recht, wenn Sie als einen Test dafür, daß diese Annahme stimmt, verlangen, es müßten sich im Traumleben eines zugleich psychotherapeutisch und mit den genannten Hilfsmethoden behandelten Patienten Bilder oder Szenen ergeben, die sich als psychische Auswirkungen der körperlichen Übungen deuten ließen. Mir scheint, daß

der Fall, den ich nachstehend zu berichten versuchen will, einen solchen Test zu geben geeignet ist. Die Patientin, eine ledige Dame anfangs der dreißiger Jahre, Philologin, steht seit einigen Jahren in einer mehrfach unterbrochenen tiefenpsychologischen Behandlung wegen einer schweren Kernneurose. Diese gründet – ich kann das hier nur andeuten – darin, daß sie als einziges Kind aus einer Ehe stammt, bei der schwer zu entscheiden wäre, ob der Vater oder die Mutter der seelisch kränkere Teil sei. Die Mutter ist eine klassisch frigide Frau, für die „die Männer“ „nur das“ wollen, dem sich die Frau zwar, als ihrer „ehelichen Pflicht“, zu fügen hat, das aber nicht liebende Lust sondern Ekel und Entsetzen für sie bedeutet; so hatte man es sie in ihrem puritanischen Elternhaus ehemals gelehrt – so kam es dann (natürlich) auch – und so berichtete es diese Mutter der Tochter Else weiter, die sie von früh auf zur Vertrauten ihrer ehelichen, auch der intimsten Bedrängnisse machte. Der Vater, ein Mensch, für den Gefühle zu den unbekannt Fremdwörtern gehören, äußerlich ein Muster von Rechtlichkeit und Moral, hat seit den Entwicklungsjahren des Mädchens eine – ihm selber völlig unbewußte – inzestuöse Bindung an Else gehabt. Das gibt es, leider, gar nicht so selten. Schon früh interessierte er sich weit über das natürliche Maß hinaus für Toilettenfragen der Tochter usw.; später wurde jeder junge Mann, der ins Haus kam, systematisch hinausgeekelt, manchmal, wenn er ein ernsthafter Bewerber des schönen und klugen Mädchens zu werden drohte, unter dramatischen Auftritten. Kein Wunder, wenn zwar die berufliche Biographie Elses außerordentlich erfolgreich verlief, ihr persönliches und erotisches Leben aber eine Folge von Fiaskos wurde. Und uns vom Fach wird es nicht erstaunen, daß derart mit der Zeit eine klassische Angstneurose entstand, daß auch körperliche Erkrankungen sich auf dieser Basis immer häufiger und schwerer einstellten. U. a. war die Patientin, als sie in unsere Behandlung trat, seit über einem Jahr amenorrhöisch.

Wenn sich die Menses nun auch im Laufe der Behandlung wieder einstellten (und jetzt schon dreiviertel Jahr lang wieder normal sind), so ist doch das innere Verhältnis der Patientin zu allem Erdhaften und Natürlichen, zu dem, was „unterhalb des Nabels“ lebt, noch nicht frei genug – kein Wunder nach den im Elternhaus empfängenen Eindrücken und Belehrungen.

Das ist nun solch eine psychologische Situation, in der ich neben der psychotherapeutischen Behandlung im engeren Sinn die Mitarbeit einer Atemtherapeutin für fast unentbehrlich halte. In den Stunden bei dieser,

unter ihrer vorsichtigen Leitung, kann so ein fehlgeleitetes Menschenkind allmählich wagen und lernen, die lebenslänglich totgestellt gewesenen und innerlich unbelebten, verkrampften und verspannten Felder und Sphären des Leiblichen zu lockern, zu lösen, zu ertasten und zu durchschwingen. Wenn das richtig gemacht wird (wozu eine auch *psychotherapeutische* Durchbildung der Heilgymnastin unseres Erachtens unerlässlich ist), wirkt solche Behandlung nicht nur rein physisch, sondern das Wagnis des in die Unterleibstiefen schwingenden Atemstromes (es ist für solche Menschen tatsächlich ein Wagnis!) wird vom Inneren als mehr denn technisch-körperliche Leistung erlebt; wenn dort sinnhaft allmähliches Erwachen und Durchpulsen stattfindet, bedeutet es innerlich ein Annehmen des Sinnes selbst, der im Sinnhaften ja steckt. Eine neue, andere, gesündere Welt des Erlebens wird erstmalig erfahren. Das heißt also, daß auch psychologisch Erfahrung geschieht, neue Einstellung gewonnen wird.

Im Fall unserer Else wurde das praktisch deutlich u. a. in einem Traum, den sie mir berichtete: Als sie im Dunkeln ging, so lautete der Traum, überfiel sie ein ihr unbekannter Mann; er setzte ein Messer an ihre Kehle und wollte diese durchschneiden. Sie bekam ungeheure Angst und schwere Erstickungsgefühle. Da sagte ihr etwas Inneres, sie müsse jetzt fauchen und wachte mit dem Gefühl, etwas ganz Wesentliches geleistet zu haben, beglückt und befreit. Ihr fiel dazu zweierlei ein. Einmal, daß sie seit längerem (eine nb. oft empfehlenswerte Maßregel) viel in den Zoologischen Garten ging und sich dort mit den Tieren beschäftigte; namentlich die Schlangen und die Raubkatzen hatten es ihr angetan, bei welcher letzteren sie die ausdrucksvolle Bewegung der Flanken besonders bewundert hatte, wenn diese Tiere sich anfauchten. Zweitens erinnerte sie sich einer Atemübung, in der meine Mitarbeiterin, Frau M. MUE, sie ebenfalls hatte „fauchen“ lassen. Sie hatte diese Übung – vor etwa sechs Wochen – aber nicht verstanden und nicht besonders geschätzt; sie war ihr ohne Bedeutung geblieben. Jetzt fiel es ihr wieder ein (in dem Sinne, in dem BÜHLER von einem „Aha-Erlebnis“ spricht). Auf meine Bitte, doch das Fauchen einmal vorzumachen, wagte sie es aber keineswegs gleich. Was sie produzierte, war nur ein recht bescheidenes und zages, mehr wie ein Räuspern oder Krächzen anmutendes, noch reichlich ästhetisches und damenhaftes Bewegen des Kehlkopfes und der oberen Lungenpartien. Sie mußte zugeben, daß das Fauchen bei jener Atemübung, das sie im Traum befreit hatte, sehr anders gewesen sei. Behutsam, aber konsequent ließ sie sich schließlich

immer mehr dazu bewegen, zu tun wie im Traum; das hieß, sie mußte die Lippen hochziehen (wie eine Katze das eben tut), mußte auch den Augenausdruck nicht vergessen, dann mußte der Atemstrom nicht oben angesetzt, sondern tief aus den Flanken heraufgeholt werden. Dieser „Atem“ war auch nicht an der Vorderseite des Leibes heraufzuführen, sondern mußte hinten herum, spürbar im Schultergürtel, der Nackenpartie, dem Hinterhaupt und am harten Gaumen vorbei seinen Weg nehmen; er mußte als heiß empfunden werden usw. usw. Ich brauche Ihnen das nicht des langen und breiten im einzelnen zu beschreiben; jeder unverklemmte Mensch, der sich in die Situation des Fauchens, des Tier- und gar des Raubtierhaften hineinspielt, wird ohne weiteres erspüren, was „Fauchen“ leib-seelisch bedeutet, was dabei deutlich fühlbar geschieht. Mit einem immer noch so fehleingestellten, angstgehemmten Menschen muß man es freilich langsam, geduldig, Stück für Stück erarbeiten. Ginge es nur um eine technische Atem- und Haltungsübung im Stil einer mechanischen Dressur, stieße man auf derartige Schwierigkeiten bei einem intelligenten Menschen freilich nicht. Aber „es in ihm“ innert ja, daß ein derartiges Tun (oder besser: etwas derartiges geschehen zu lassen) mehr meint als ein paar Muskeleinstellungen und -bewegungen, eben das Tierhafte in ihm, die in solcher Atmung Erlebnis werdende chthonische Erd- und Weibnatur schlechthin.

Dieses, den Sinn im Sinnenhaften, meinte nun aber auch der Traum Elses, in dem sie sich durch Fauchen von dem Überfall, der sie zu ersticken und ihr die Kehle zu durchschneiden gedroht hatte, befreien mußte. Nicht das Atmen im mechanischen Sinne war da die Rettung, die das Unbewußte riet – das hätte herzlich wenig geholfen! –, sondern das Öffnen der Tiefe, das Weiten der Flanken, das Schwingenlassen des Unten, und dies bis nach oben hinauf, bis in den vernehmlich-hörbaren heißen Atemlaut hinein. Darin vollzog sie, wie man vielleicht sagen darf, das Ritual des Tier- und Katzewerdens, also ein Sich-Anverwandeln bisher verdrängter Tiefen und ihrer Kräfte. Eben diese ihr noch fernen Wesensseiten – die animalen und naturhaften – sind es, die sie als Angreifer im Traumbild überfallen (man denke an die sprichwörtliche Angst der alten Jungfer vor dem Einbrecher). *In dem Augenblick aber, wo sie selber das Tier in sich leben (atmen) läßt, ist der Feind kein Feind mehr, ist er verschwunden; sie hat ihn in sich „aufgehoben“.* Und ebenso ist so natürlich die Angst verschwunden.

Unsereiner vom Fach denkt hierbei unwillkürlich an manche in der Gegend des Halses sitzende, mit Angst verbundene funktionelle Neurosen:

die es also zu lösen gälte, wie es im Traum Elses geschah, nicht etwa durch Übungen in der Halsgegend, mit Massage dort usw., sondern ganz „von unten her“, aus den heißen Tiefen des fauchenden Flanken- und Bauchatems. Doch dies nur nebenbei. Hier kommt es mir nur darauf an, aufzuzeigen, wie die vor mehreren Wochen ohne augenblicklichen sichtbaren Erfolg getätigte Atemübung dann, als der innere Entwicklungsprozeß weit genug gediehen war, vom Unbewußten im Traum aufgenommen wurde. Ein besseres, ein eindrucklicheres Bild für das psychagogisch Notwendige ließe sich kaum finden!

Ich hoffe, es möchte mir gelungen sein, liebes Fräulein W., so schwierig das Thema und so fast unmöglich es auch ist, von seelischen Abläufen im Wort zu sprechen, die sich in der Ebene des Bildgeschehens vollziehen, einigermaßen deutlich zu machen, wie eng sich richtig geleitete Tiefenpsychologie und ebensolche Atem-Massage-Behandlung verbinden und ergänzen. Gewiß beweist eine einzige solche Beobachtung noch nichts. Aber wer darauf achtet, sieht sich immer wieder vor solche eindrucksvoll gestellt. Ihm wird im Lauf der Zeit immer deutlicher, daß es mit diesen sogenannten Hilfsmethoden gelingt, unmittelbar mit dem Tiefen-Seelischen zu sprechen.

L. KLAGES hat darauf hingewiesen, daß so gut wie alle die Bilder, in denen unsere Sprache Gemütszustände und -vorgänge sagt, körperliche Vorgänge bezeichnen (Hinneigung und Abneigung, gedrückt und aufrecht usw.). Lernen wir davon! Und *reden* wir doch mit diesem innen Waltenden, der leib-seelischen Welt, nicht nur in solchen Wortwendungen, sondern lassen wir das, worin diese sich ausdrücken, erlebtes *Geschehnis* werden! Wir dürfen sicher sein, daß der innere Wandlungsprozeß der Entwicklung und auch der Heilung alsdann desto prompter erfolgen. Sicher, das will ich nicht bestreiten, würde diese Beziehungsaufnahme zum Leiblich-Unterblichen mit der Zeit auch durch eine ausschließlich (tiefen-)psychologische Arbeit zu leisten gewesen sein. Aber wir können in der Psychotherapie das Leben, die Verwirklichung, ja niemals entbehren. Gerade dies aber, das Hinbringen ans Leben, an das Realisieren, stellt meist eine besonders schwierige Aufgabe für den Therapeuten dar. Die Arbeit am eigenen Körper *ist* ein Stück dieser Arbeit bereits; wenn ich einmal so sagen darf: sie vermittelt den Übergang vom nur Innerlichen zum äußerlich-praktischen Geschehen in einer Zwischenstufe. Weswegen wohl gesagt werden darf, daß eine derartige – psychologisch ausgerichtete – leib-seelische Behandlung den Heilungsprozeß beschleunigt: ein Ziel, das in unser aller Interesse liegt.

Die Patientin Else wenigstens hat durch das Erlebnis des „Fauchens“ mehr wirklich gelernt und erlebt, als umständliche Darlegungen begrifflicher, abstrakter Art ihr je hätten vermitteln können.

In der Hoffnung, in den hier berichteten Beobachtungen einen Beitrag im Sinne Ihrer Frage und zu der von uns aufgebauten Behandlungsweise gegeben zu haben . . .

## 21. ENURESIS

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ihre Anfrage im Briefkasten des „Hippokrates“ lautet: ob es ein Internat oder dergleichen gebe für ein 12jähriges Mädchen, das aus der bisherigen Pension weggeschickt worden sei, weil es an Bettnässen leide, eine Anstalt also, die das Mädchen trotzdem aufnehme?

Ich kann mir nicht gut denken, daß es solche Internate oder dergleichen gibt. Aber selbst wenn es gelänge, solch eine Anstalt aufzutun, wäre dieser Weg nicht der richtige. Denn die Enuresis wird nicht dadurch behandelt, daß die nötigen Mengen an Leinen und Seife bereitstehen (so wenig, wie man die Therapie einer gynäkologischen Blutung in dieser Weise vornehmen würde). Es handelt sich ja um eine Krankheit, und zwar, wie ich gleich hinzufügen will, um eine seelisch-nervöse Erkrankung, eine Psycho-neurose. Ich betone dies, weil man immer noch auf zwei Fehlmeinungen trifft. Die erste findet sich in ärztlichen Kreisen: sie nimmt an, es handle sich bei der Enuresis um ein lokales, körperliches Leiden der Blase oder der Harnwege. Die zweite trifft man in Laienkreisen, unter Eltern und Erziehern also, noch bedauerlich oft an: das Bettnässen sei eine Art Ungezogenheit, es beruhe auf mangelndem oder gar auf schlechtem Willen. Der erstgenannte Irrtum verführt zu therapeutisch unsinnigen Maßnahmen, wie z. B. Elektrisieren, Diathermie usw., woraus ergebnislose Opfer an Zeit und Geld resultieren. Die Laienannahme veranlaßt zu pädagogisch zweckwidrigen Handlungen, zu Bestrafungen des Kindes, was nicht nur nichts nutzt, sondern regelmäßig den Schaden noch schlimmer macht, die Martyrien der Kinder, die unsreiner hier oft erleben muß, sind manchmal grauenhaft. Deswegen gestatten Sie mir, ein paar grundsätzliche Worte zu schreiben. Dann werden Sie auch dem Mädchen, dessentwegen Sie anfragen, auf den rechten Weg helfen können.

Schon mein ehemaliger Lehrer, F. v. MÜLLER, hat uns Assistenten oft darauf aufmerksam gemacht, daß die Urinausscheidung eines Enuretikers bereits dadurch auffällig sei, daß sie die — aus vorbeugender Absicht oft sehr beschränkte — Flüssigkeitszufuhr beträchtlich übersteige; woraus er



auf eine zentral-nervöse Verursachung schloß. Diese eine Überlegung sollte bereits genügen, wie mir scheint, um sowohl die genannte Theorie der lokalen Erkrankungen zu widerlegen, wie sie erst recht die Annahme eines schlechten Willens und der Nützlichkeit von Strafe oder Drohungen aus den Angeln hebt. Denn die zentral-nervöse Verursachung der übermäßigen Urinbildung müssen wir uns ja nicht in der grauen Rinde, sondern im Höhlengrau, also in den dem Willen nicht unterstehenden alten Hirnteilen lokalisiert denken. Einen willentlichen Einfluß auf diese „autonomen“ Abläufe gibt es bekanntlich nicht; alle diese Vorgänge — wie das Erröten und das Erblassen, das Schwitzen oder das Nicht-Schwitzen-können, die Sekretion und die Exkretionen usw. usw. — sind *unwillkürlich*. Beim Heranwachsen lernt der Mensch freilich, die Stuhl- und Urinausscheidung bis zu einem gewissen Grade zu beherrschen; das ist bekanntlich die Aufgabe der ersten Erziehungsversuche, des Reinlichmachens. Das heißt, der Mensch kann, wenn sich sein „Ich“ bildet, mit Hilfe der quergestreiften Muskelringe an After und Harnwegen zuzumachen lernen. Welche Einstellung, wenn lang genug geübt, reflexartig unbewußt wird und sogar im tiefen Schlaf noch wirksam bleibt.

So ist es beim Gesunden. Auch bei ihm können freilich diese Haltungen versagen; es kann bekanntlich passieren, daß er, z. B. aus Angst, unter sich gehen läßt, daß er einnäßt. Soviel ich sehe, fehlt aber bei den Angstblasendrängen des Gesunden die vermehrte Produktion von Urin. Schauspieler oder Redner beispielsweise, die Lampenfieber haben und wiederholt Wasser lassen müssen, entleeren nur wenige Tropfen Harn. Das ist beim Enuretiker anders. Das Versagen der Schließmuskeln spielt sicher auch bei ihm mit, weswegen es wohl die Enuresis nocturna so viel häufiger gibt als die diurna. Der bekannte Tiefschlaf des Bettnässers erleichtert das Ausschalten der zentralen Hemmungsfunktion sicherlich. Aber, wie schon gesagt, damit ist die — manchmal abundante — Mehrproduktion von Urin nicht erklärt.

Ich will hier nun nicht all die vielen Theorien aufzählen, die — von psychisch-nervöser Seite her — das Versagen der hemmenden und das Ansteigen der aktiv produzierenden Funktion erklären wollen. Sicher gibt es auch verschiedene Möglichkeiten und Nuancierungen im Einzelfall. Grundsätzlich scheint mir aber folgendes zu erwägen wichtig. Der Wegfall des Blasenschlusses und das Einströmen abnormer Wassermengen (also deren Bildung in den Nieren) sind gleichzeitige, sind „koordinierte“ Erscheinungen der gleichen — *nur psychologisch zu verstehenden* — Ursache; nämlich

einer, fachlich gesprochen, „regressiven“ Tendenz im Kinde. Das will heißen, daß solch ein Kind vor den Aufgaben der Entwicklung ausweicht und sich in frühere, kleinkindliche Zustände zurückzieht. Im Protest gegen die Umwelt und ihre Forderungen wird die ehemalige Säuglingswelt wiederherzustellen versucht. Ja, man hat, im genetischen Bilde, auch gesagt — und es ist nicht ohne weiteres unsinnig —, daß nicht nur die *Säuglings*seligkeit, sondern sogar das dumpfe Glück der *embryonalen* Geborgenheit (im Mutterleib, im Fruchtwasser also) „gesucht“ würde, wenn das bettnässende Kind, wie oftmals, in seinem engenästen Bett nicht erwacht, sondern weiterschläft. Das braucht dann, wenn man so denkt, nicht die *Folge* des Tiefschlafes zu sein, sondern dieser wäre die unbewußt arrangierte *Ermöglichung* des ganzen Ablaufs. In diesem Mechanismus — des Zurückstrebens — können sich dann vielleicht noch sogenannte finale Tendenzen allmählich miteinschleichen: das Protestieren gegen die erwachsene Umwelt, das diese Ärgern-Wollen — aber derlei scheint mir nur sekundär und keineswegs die Regel zu sein. Näher als derartige reichlich rationale Annahmen (die auch Projektionen der sich ärgern den Erzieher sein dürften!) liegt es, außer an den erstgenannten Mechanismus auch daran zu denken, daß das Kind mit seinem Einnässen die Beachtung der Großen, ihr Sich-Kümmern — in freilich sehr unzuweckmäßiger und rührend hilfloser Weise — erreichen möchte. Bei besonders weichen (Einzel-) Kindern mag das besonders mitspielen.

Was heißt das alles nun praktisch? Vorerst das eine: daß wir die Ursache des Bettnässens nicht in der Blase und nicht in der „Ungezogenheit“ des kranken Kindes suchen dürfen, sondern —: bei seinen Eltern, den Erziehern, bei den *Erwachsenen* also. Nicht irgendein physisches Organ des Kindes ist „schuld“, auch dieses selbst ist es nicht; sondern Schuld daran, daß dem Kind der Start ins Leben zu schwer fällt, daß es aus- und zurückweicht vor den Forderungen des Lebens, tragen diejenigen, die das notwendige Erziehungswerk allzu ungeschickt, verständnis- und lieblos vollziehen. Die Psychoneurose des Kleinkindes ist nur die Antwort, die Reaktion auf die Fehler der Umgebung.

Vergessen wir es doch nie, welche innere Leistung es ist, wenn ein neuer Mensch aus dem Dunkel der Ungeborenheit, aus der Alloffenheit des Noch-Nicht-Selber-Seins in diese unsere Welt tritt, und wenn er nun langsam und allmählich erwacht, erwächst zum Da-Sein hier und heute! Gewiß, es ist niemand erspart, diesen Weg des Geborenwerdens zu gehen, d. h. in unausweichlicher Folgerichtigkeit einzutreten in die menschliche Gemeinschaft, damit er ein Glied werde dieser unserer Welt. Eltern, die ihren

Kindern, Erzieher, die ihren Zöglingen diesen harten Weg ersparen zu können meinen, irren; sie machen es den ihnen Anvertrauten nicht leichter (wie sie wähnen), sondern – lebenslänglich – schwerer. „Hart machen“ muß das Ziel gerade jeder Erziehung sein, die es mit den Jungen auf lange Sicht gut meint! Nur: diese Kunst des Hartmachens muß gekonnt sein. Alles Können aber kommt, wo es um Menschenbildung und -führung geht, aus dem Herzen. Die Voraussetzung jeder Forderung ist immer das Vertrauen aus der Liebe, ganz besonders beim wachweichen, hilflosen und aller Wärme so doppelt bedürftigen Kind.

Namentlich die Mutter ist in den ersten Jahren entscheidend, ihr Versagen daher meist schädlicher als das des Vaters. So sah ich jetzt einen solchen kleinen Bettnässer. Gerd ist 5 Jahre alt. Vor eineinhalb Jahren begann das Leiden. „Unbegreiflich“, meinte die entrüstete Mutter, „damals haben wir ja doch gerade die alte Babette, an der das Kind so übertrieben hing, hinausgesetzt und eine Nurse engagiert, die uns die allerbesten Zeugnisse vorwies. Die Babette war auf die Dauer denn doch zu einfach und einfältig für *unser* Kind, es lernte keine Manieren bei ihr.“ „Und Sie selbst, gnädige Frau“, war meine Frage, „kümmern denn Sie sich auch selber um den Kleinen?“ „Natürlich“, war die Antwort der gepflegten Dame, „ich überwache die Pflege meiner Kinder genau, namentlich da mein Mann mit seinen philosophisch-religiösen Arbeiten so sehr beschäftigt ist und kaum Zeit für die Familie hat.“ „So“, fragte ich, „Sie überwachen ständig?“ Und nun kam eine lange und unendlich schöne Rede: es war direkt ein ästhetischer Genuß, zuzuhören! Von dem kultivierten Haus, der geistigen Atmosphäre, die bei ihnen walte. Bekannte Namen, alles Gäste des Salons, tönnten. Dazwischen (aus sinnlich feuchten Augen) Zitate aus den Briefen des Apostels Paulus, dem die ganze Liebe der Dame gehörte. Namentlich mit einem jüngeren Freund des Hauses – selbstverständlich eine rein geistige, eine streng platonische Beziehung! – las man fast allabendlich Pauli Worte. An Liebe könne es also, wo doch alles so auf Liebe gestellt sei, zuallerletzt fehlen. Nur solchen „unappetitlichen Gewohnheiten“ gegenüber, da höre manchmal ihre Geduld auf. Die Nurse sage auch, man müsse strenger sein gegen Gerd, dann werde er das Einnässen schon bleiben lassen. – Mit dieser feinen Dame so zu sprechen, wie es an sich das richtige gewesen wäre, war ausgeschlossen. Im Apostel Paulus, ich muß es offen gestehen, bin ich nicht bewandert genug, um ihr Antwort geben zu können. Frau P. wußte überhaupt alles viel besser als ich. So konnte ich nur mit einem Vorschlag durchdringen: den kleinen Gerd

für einige Wochen zu der alten Babette aufs Land, auf den Hof ihrer Eltern zu schicken, wohin er sowieso eingeladen war. Erfolg: daß Gerd dort sechs Wochen lang, von der ersten Nacht an, nicht ein einziges Mal ins Bett machte. Damit war wenigstens mein Kollege, der Hausarzt, widerlegt, der eine Blasenkrankung annahm, da damals, bei Beginn der Enuresis, Gerd erkältet gewesen war. Und ich habe anschließend soviel Kredit in der Familie P. gewonnen, daß man die feine Nurse entließ und ein weiblich-warmes Kindermädchen anstellte. Seitdem hat Gerd freilich noch ein oder das andere Mal nicht dicht gehalten – er ist ja wieder daheim, in dem „kultivierten Heim“ –, aber so lang, bis er in ein gutes Landheim kommen kann, wird's schon gehen. Eine Umstellung der Eltern zu bewirken, ist – mir wenigstens – in diesem Fall nicht möglich. Die reden so viel von Liebe und Güte und haben dabei so sehr alle wahre Wärme, alle echte Schwingung und elementare Ausstrahlung verloren; in diesem Hause herrscht, unter der vornehmen Oberfläche, so viel Verlogenheit; hier ist alles so unecht und in Phrasologie pervertiert, daß man keine Voraussetzung zur Erziehung der Erzieher vorfindet.

Die kleine Beobachtung kam mir unwillkürlich in die Feder, sehr geehrter Herr Kollege, – jeder von uns könnte Dutzende von solchen Fällen beitragen. Immer ist es das Versagen der Erwachsenen, das hinter der Entmutigung der Kleinen steht. Und leider ist, wie ich oben schon andeutete, der Fall Gerd P. noch einer der harmlosesten. Ihm hat es nur an der nötigen Liebe gefehlt, an dem Gefühl des Angenommenseins, als die Babette verschwand. In wieviel anderen Fällen kommt es noch bedeutend schlimmer! Da machen die kranken Kinder dann ein Martyrium durch. Strenge Strafen und Prügel hageln auf die kleinen Sünder herab, die dadurch nur immer tiefer in ihre Verzweiflung, in ihre Angst und Not und Verlassenheit versinken und gerade dadurch in ihre infantile Haltung „regredieren“.

Milieuwechsel ist also oft das beste Mittel. Er hilft meist zaubert aft. Wenn die Erziehung der Erzieher (um mit meinem Münchener Kollegen SEIV zu sprechen) möglich ist, ist dies natürlich das beste Verfahren. Am Kind selbst braucht dann oftmals gar nicht viel zu geschehen. Man kann aber in manchen Fällen die Gesundung dadurch fördern und beschleunigen, daß man die Kinder hypnotisiert und in hypnosi Aufwachen und Blasenentleerung in der Nacht suggeriert. Anfangs wählt man als Termin dazu eine Stunde vor der Zeit, in der erfahrungsgemäß das Einnässen sonst stattfindet; man läßt eventuell auch noch ein zweitesmal in der Nacht

aufwachen und entleeren. Den Termin kann man dann mit der Zeit immer weiter hinausschieben, bis er schließlich mit dem morgendlichen Erwachen zusammenfällt. Mit diesem Verfahren haben wir viele schöne Erfolge gehabt, als seinerzeit die Kollegen von der Universitätskinderklinik ihre Bettnässer zu dieser Behandlung zu uns an die Innere Klinik herüberschickten.

Aber man darf nicht vergessen, daß ohne die Korrektur der verursachenden Noxe, also ohne die richtige Erziehung der Erzieher, dies hypnotische Verfahren nur Stückwerk bleibt und Rückfälle immer drohen. Dieser selbe Einwand gilt erst recht für all die Behandlungsversuche mit körperlichen Mitteln – z. B. das Elektrisieren –, die, ob es der Therapeut nun weiß oder nicht, nur dadurch wirken, daß sie eine larvierte Suggestion bedeuten.

Also, der langen Erwägung kurzer Sinn: Ihre Kranke muß *behandelt* und nicht etwa irgendwo nur „untergebracht“ werden. Ob Sie diese – psychotherapeutische – Behandlung in Ihrem Fall dadurch erfolgreich machen, daß Sie die verursachenden Schädigungen im Elternhaus fest- und abstellen, oder ob Sie das Kind in ein geeignetes Milieu verlegen lassen (wo die daheim vorhandenen Mängel nicht vorliegen, sondern wiedergutmacht werden), das muß sich aus der Gesamtsituation ergeben. Zumindest eines aber ist unsere ärztliche Pflicht immer: die meist sehr verängstigten Kinder in freundlichen Aussprachen zu beruhigen, sie dabei auch von dem Symptom abzulenken. Denn, das wissen wir ja, gerade die Angst vor einem Symptom verstärkt die Neigung zu dessen Auftreten. Gelegentlich kann man Fälle sehen, in denen schon dieses Bagatellisieren genügt, um eine ganz erhebliche Besserung herbeizuführen. Deshalb halte ich es auch für falsch, wenn statt der Strafen für das nasse Bett Belohnungen für das trockengebliebene ausgesetzt werden; damit wird trotz allem zu viel bewußte Aufmerksamkeit auf das Symptom gelenkt.

In der Hoffnung, Ihnen und, noch mehr, der kleinen Kranken etwas geholfen zu haben, verbleibe ich . . .

Lieber Kollege!

Es ist nicht das erstemal, daß ich von psychologisch interessierten Kollegen gefragt werde, ob man mit der „Tiefenpsychologie“ wohl auch Phänomene wie die *Stigmatisation* erklären könne. Auch Sie fragen mich das, nachdem Sie jüngst gehört haben, daß die bekannte THERESE VON KONNERSREUTH verstorben sei. Diese Nachricht ist falsch; ich weiß nicht, warum das Gerücht verbreitet wird. Aber ich will Ihnen gern zu antworten versuchen; freilich nicht ohne die entschiedene Vorbemerkung, daß wir hier noch durchaus im Neuland der Forschung wandern, sowie, daß das, was ich Ihnen schreibe, weitgehend meine Privatmeinung, keineswegs allgemein anerkannte Wissenschaft ist.

Ich glaube, wie Sie, daß wir Ärzte um die vorurteilslose Untersuchung derartiger Dinge bemüht sein sollten. Erweisen sie sich dann als Irrtümer oder Schwindel, können wir autoritativ und mit der Aussicht auf Erfolg unsere Stimme erheben. Zeigt sich jedoch, daß irgendwelche unserer bisherigen Einsicht noch nicht zugängliche Faktoren mitspielen, dann könnte die Wissenschaft sich davon erfreuliche Bereicherung unseres Denkens und Wissens versprechen. Im Bilde gesagt: wenn sich ein Himmelskörper nicht in den erwarteten Bahnen bewegt, *kann* natürlich ein Beobachtungsfehler vorliegen; das wäre festzustellen (aber nicht a priori zu behaupten!). Es könnte ja aber auch sein, daß ein bisher unbekannter Stern jene Abweichung verursacht; nach diesem zu forschen, wäre alsdann die lohnende Aufgabe der Astronomen.

In der Heilkunde haben wir es vor gar nicht so langer Zeit erlebt, wie nötig sachliche Prüfung – statt affektiver „Widerlegungen“ – ist: welche Argumente wurden, nachdem FREUD seine ersten Arbeiten gebracht hatte, angeführt, um z. B. die Existenz eines Unbewußt-Seelischen zu bestreiten; man kümmerte sich herzlich wenig um die mitgeteilten Tatsachen, sondern man polemisierte um jeden Preis. Bereits der Hypnoseforschung war es kurz vorher ebenso gegangen; sie selbst und die in ihr erzeugten Phänomene wurden kurzweg als „Schwindel“ wegzudiskutieren versucht; man

nannte die Hypnotiseure „betrogene Betrüger“ usw. Manche sogenannte Autoritäten haben sich damals unsterblich blamiert – lassen wir uns das als Warnung dienen!

Hypnose und Suggestion sind inzwischen so bekannte und anerkannte Tatsachen geworden, daß es nunmehr bequem erscheint, Neues, auf das wir stoßen – wie auch bei der Stigmatisation –, als Hypnoseergebnis, als suggestiv bewirkte Phänomene zu deuten. Dann dünkt es uns untergebracht, dann glaubt man zu wissen. Diese „Erklärung“ der Stigmatisation ist desto näherliegender, als vieles von dem bei THERESE Beobachteten tatsächlich in naher Beziehung zu dem uns Hypnotisierenden Bekannten steht<sup>1</sup>. So hat man bekanntlich – m. W. zuerst J. H. SCHULTZ – demonstrieren können, daß sich Hautveränderungen durch hypnotische Einrede erzeugen lassen. Brandblasen z. B. entstehen bei der Suggestion „einer auf die Haut gelegten glühend heißen Münze“ ohne weiteres (u. zw. unter schärfster Kontrolle, unter Uhrglasverband usw.). Wie nahe liegt es also, auch die Wundmale der THERESE als Autosuggestionen zu „erklären“.

Nun ist aber eine einfache Brandblase noch kein Stigma; letztere sind blutende, tief in die Haut reichende, mit Substanzverlusten auftretende Wundmale. Die relativ oberflächlichen Hautveränderungen à la Brandblase lassen sich, wie gesagt, experimentell bei geeigneten Versuchspersonen einwandfrei hervorrufen – aber für das, was Stigmata genannt wird, also für tiefgehende Defekte, ist das noch nie gelungen (so oft es versucht worden ist, auch von mir selber). Hier liegt ein nicht zu vernachlässigender Unterschied vor, ein Faktor X, wenn ich einmal so sagen darf. Den lieben Gott dafür gleich zu bemühen und ein „Wunder“ zu postulieren, scheint unnötig (und wird auch von kirchlicher, namentlich von katholischer Seite scharf abgelehnt).

Nun ist in der umfangreichen – und nur sehr teilweise brauchbaren! – Literatur über Stigmatisation eine kleine Schrift erschienen, von einem Kollegen A. LECHLER. Dieser diskutiert „Das Rätsel von Konnersreuth“ „im Lichte eines neuen Falles von Stigmatisation“ (1933 in Elberfeld, Verlag Licht und Leben). LECHLER hat in seinem Kurhaus einen Fall beobachtet und sorgfältig studiert (wobei er sich der Hypnose bediente), die Patientin Elisabeth K. Bei dieser, einer offenbar hochsensitiven Person, die

<sup>1</sup> Wenn Sie sich über „Konnersreuth“ informieren wollen, finden Sie dazu eine umfangreiche Literatur; diese ist in ihren wichtigeren Stücken angeführt bei L. RINSER, „Die Wahrheit über Konnersreuth“, Einsiedeln: Benziger Verlag 1954, einer erfreulich objektiven Darstellung des Phänomens (mit guten Fotos).

vielfache Ähnlichkeiten mit der THERESE auch in der Vorgeschichte aufweist, konnte L. einerseits durch hypnotische Aufhebung von Verdrängungen jahrelang vergeblich behandelte schwere Störungen aller Art beseitigen und die E. K. zu einer tüchtigen Arbeiterin in seinem Heim machen; andererseits ließen sich, ebenfalls durch Hypnose, erzeugen: blutende Tränen, blutende Wunden an den beiden Händen und Füßen sowie an der Stirn, und zwar nicht nur oberflächlicher Art, sondern im Sinn echter „Stigmatisation“. Auf sieben Lichtbildern sind diese Veränderungen festgehalten. Außerdem zeigten sich – auf Suggestion hin – Stoffwechselveränderungen ähnlicher Art, wie wir sie aus den Berichten über THERESE kennen; so nahm Elisabeth, als sie sechs Wochen lang wegen Nahrungsverweigerung künstlich ernährt wurde, ein halbes Pfund zu. – Nach Suggestion, sie werde in einer Woche sieben Pfund zunehmen, geschah dies, obwohl die Nahrungsaufnahme nicht größer war als zuvor und E. die ganze Zeit ihre schwere Arbeit verrichtete.

Diese Patientin Elisabeth des Kollegen LECHLER ist nun aber auch eine gläubige – protestantische – Persönlichkeit, die ganz und gar in ihren frommen Vorstellungen lebt. Und in der Schrift L.s zeigt sich Seite für Seite, daß überall da, wo ein Mehr als die uns allbekannten Hypnosephänomene erzielt wurde, eben jene Glaubenskräfte wirksam wurden. Am deutlichsten ergibt sich das vielleicht aus einer an sich kleinen Nebenbeobachtung des Autors, die er S. 45/46 bringt. Wenn er der E. K. im hypnotischen Zustand in stehender Stellung suggerierte, „sie sehe den Heiland auf sich zukommen und strecke verlangend die Hand nach ihm aus“, verklärten sich E.s Gesichtszüge, wurden die Hände gerade vorgestreckt, „gleich als wenn sie den Heiland an sich ziehen wolle“, und in dieser visionären Haltung verharrete sie *eine halbe Stunde* lang; danach zeigte sie keine Ermüdungserscheinungen, auch war der Puls nach wie vor völlig ruhig. Wenn aber der E. nur suggeriert wurde, sie würde ohne Ermüden die Arme ausstrecken können, versagte sie schon nach *zwei Minuten* (während eine Kontrollperson dies, bei völliger Erschöpfung, acht Minuten lang konnte).

So ist es in allen berichteten Experimenten. Wo sich Phänomene erreichen ließen, die – wenn ich einmal so sagen darf – das „profane“ Gebiet überschritten, lagen dem stets – teilweise vom Experimentator bewirkte, teils von der Versuchsperson E. selber spontan dazugegebene – religiöse Vorstellungen zu Grunde (was sich nachträglich in hypnosen explorieren ließ). In diesen sehe ich den Faktor X, wie ich's oben nannte. Bei den Stoffwechselversuchen ist das besonders deutlich.

Also – so wenigstens schließe ich –: der Intensitätsgrad (sei es heterosuggestiver, sei es autosuggestiver) Vorstellungen hängt von der mitgebrachten Grundeinstellung der Versuchsperson ab. Oder anders gesagt: in den hypnotisch erzeugten Körper- und Funktionsveränderungen wirkt, wie wir wissen, das *Bild*, das imaginiert wird. Die Ergriffenheit durch das suggerierte Bild aber ist abhängig einmal von der Intensität des Suggestierenden (weswegen es weniger und mehr erfolgreiche Suggestoren gibt), andererseits aber von der produktiven Innenwelt des anderen: und diese wiederum scheint bei religiöser Wesensart größer zu sein als ohne diese. Dem von außen herangebrachten Bild muß ein inneres Bild entsprechen. Die Brandblase kommt daher, richtiges Verfahren vorausgesetzt, immer zustande –, das Realisieren der Wundmale aber nur unter speziellen Voraussetzungen.

Ich glaube, wir können uns hier auch an einer Lehre der Physiker, der vom „Feld“, orientieren. Das psychologische Feld entscheidet über die Wirksamkeit von Suggestionen.

Mir scheint es wichtig, sich derartiges zu überlegen, weil wir damit – wenn ich nicht irre –, in zweifacher Hinsicht auf Wichtiges stoßen. Denn wenn es dies „Feld“ gibt, das ich hier einmal das der „Ergriffenheit“ nennen möchte, so sind in dessen Wirkungsbereich seelische (und seelisch-körperliche) Geschehnisse möglich, die ohne eine solche Grundlage unmöglich bleiben. Dieses seelische Feld – ein wirkliches Kräfte-Feld – läßt sich experimentell-suggestiv mit rationalen Mitteln, technisch und absichtlich wohl unmöglich erzeugen. Es ergibt sich vielmehr aus höheren – oder Sie könnten auch sagen: tieferen – seelischen Motiven endothymer Art.

Eine Institution – d. h. eine durch eine Idee zusammengefaßte und geordnete Gemeinschaft –, die ein derartiges seelisches „Feld“ erzeugt, wird ungeahnte, ans Wunder grenzende Geschehnisse auslösen können, weit überdurchschnittliche Taten. Aus der Ergriffenheit wird der einzelne ihm sonst unmögliche Leistungen vollbringen, Leiden und Opfer ertragen, ja neue, fortzeugende Ideen werden diesem Feld der Ergriffenheit entspringen. Ohne diese Grundlage, die innerliche Ergriffenheit, bliebe es bei allen Versuchen, auf den Menschen einzuwirken, bei bloß durchschnittlichen Erfolgen. Die so unterschiedlichen Heilerfolge der Ärzte rühren ja, abgesehen von der meist allein gewerteten Technik und Methodik, auch davon her, daß es dem einen gegeben ist, seine Kranken lebendig in der Tiefe zu ergreifen, zu bewegen, und innerlich zu durchpulsen, dem anderen aber nicht. Das läßt sich nicht wollen. Es ist aber die entscheidende Frage, ob jemand

Arzt ist oder (wie SAUERBRUCH das einmal ausdrückte) nur Klempner. Der Arzt kann ausgebildet und muß es werden (sonst bleibt er *Kurpfuscher*). Das gilt in vorderster Linie für den *Psychotherapeuten*.

Wenn sich derart in kollektiv-institutionellen Gebilden – hierüber habe ich in meinem „Vom Kraftfeld der Seele“ mehr gesagt – die Kraftfelder der lebendigen Bereitschaft bilden, so gibt es andererseits auch im Unbewußten des einzelnen Menschen jene Welt der Bilder, die nicht tote Abbilder sind, sondern dynamisch geladene, von Vollzugsspannung volle Urbilder. Sie ruhen im überpersönlich Unbewußten, tief im seelischen Grund, unter der Schicht des bloß Persönlichen, des Ichs und des Bewußtseins. Man hat diesen Bereich auch den der Phantasie genannt, welches Wort wir gern anerkennen wollen, wenn es nicht im Sinn müßiger Spielerei oder unklarer Phantastik gemeint ist, sondern als der Quellgrund schöpferischer Kräfte und Möglichkeiten. Manch tiefer Traum steigt aus diesem Grund, in ihm leben die spontanen Einfälle, die Inspirationen, die genialen Ideen, die Erleuchtungen, die großen Taten.

Uns Psychotherapeuten muß die Existenz einer solchen Schicht im Menschen besonders interessieren. Wir wissen ja, daß die Neurose dadurch gekennzeichnet ist, daß der Mensch aus schiefen Erfahrungen seines Lebens – die meist schon in früher Jugend wirksam waren – einseitige, verzerrte Vorstellungsbilder von Welt, Mensch und sich selber in sich trägt. Die alte psychoanalytische Methode ging der Entstehungsgeschichte dieser Fehlbilder nach; sie suchte systematisch, wo erstmals die ungünstigen, die kränkenden Eindrücke entstanden, und versuchte, sie auf dem Weg der Erkenntnis aufzulösen. An und für sich ist gegen ein solches Verfahren nichts einzuwenden, kann doch Erkenntnis oftmals erhellen, Wandel ermöglichen. Aber – und das anzuregen, scheint mir auch unser Thema geeignet – gibt es nicht auch noch einen ganz anderen Weg, die falschen Bilder aufzuheben? Nämlich den, daß die richtigeren, die heilen und heilenden Bilder aus dem tiefen Grund des Inneren aufsteigen?

Wenn es dies Kraftfeld einer Bilder- und Bildwelt in den Menschen gibt – man hat vom „Tiefen-Unbewußten“ gesprochen, vom „Kollektiv-Unbewußten“; GOETHE hat wohl Entsprechendes gemeint, wenn er vom „Dämonischen“ sprach – wenn dies in den Emanationen des schöpferischen Grundes auftaucht, und wenn wir Ärzte nun, Geburtshelfer solcher Produktivität und solcher Produktionen, diese Kräfte aufzufangen, Hilfestellung leisteten: wäre das nicht auch ein Weg zum Heilen? Tut schließlich der biologische Arzt anderes, der den Kräften der Natur hilft, Herr zu

werden über das Kranke, Verkehrte, Störende? Ich für meinen Teil glaube, daß dies Vertrauen auf den Inneren Arzt, den schöpferischen Heiler, nötig ist neben der (vorgenannten) kausalen, der Ursachenerforschung. Historisch gesehen, liegt ja auch in der Entdeckung und der Erforschung dieses produktiven Prinzips in der Seele der Punkt, an dem sich JUNGS Weg von dem FREUDS, ADLERS usw. trennte, als der Weg des religiösen Menschen — im allgemeinsten Sinn des Wortes — von den Wegen der Rationalisten, der Mechanisten und Intellektuellen.

Ist uns Heutigen also wohl auch das Inhaltliche der Stigmatisierten vielfach gleichgültiger geworden, so kann uns doch der Gehalt solches Geschehens aufschlußreich und wichtig sein für die Erkenntnis, was alles eine Seele fähig ist, wenn sie ins Kraftfeld einer solchen Seelenmacht eingespannt ist. Mir scheint, auch wir Ärzte sollten in unserem Tun die wahre „Wunder“ ermöglichenden Schichten nicht vergessen, wenn wir den Kranken behandeln. Gelingt es uns, den Kontakt zu finden mit diesen Kräften der Tiefe, dann wird uns ebensoviel mehr zu erreichen gelingen, als es demjenigen möglich ist, der — noch einmal am Beispiel der Suggestion gesagt —, an die religiösen Gründe rührt und nicht nur oberflächliche Saiten anschlägt und ergo auch nicht nur relativ oberflächliche Veränderungen erwirkt.

Ich brauche abschließend wohl kaum hinzuzufügen, daß all das Gesagte nur vom Arzt und Psychologen geäußert ist; d. h., daß ich nur im Sinn der Wissenschaft und speziell der Psychologie erfassbare Tatbestände ins Auge faßte. Über das Inhaltliche etwa religiöser Vorstellungen soll hierbei nichts behauptet sein. Ich habe den im Blick, der hohe und höchste Werte erlebt, den Erlebenden also (und die Auswirkungen des Erlebens in ihm); aber nicht das Erlebte als solches. Hierüber Aussagen zu versuchen, ist das Unternehmen der Kirchenstreite vielfach gewesen. Wir können das, glaube ich, diesen ruhig und neidlos überlassen; zumal sie zu einer Einigung seither nicht gekommen zu sein scheinen, weder durch gelehrte Disputationen, noch durch reichlich kriegerische Versuche, sich gegenseitig zu überzeugen.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ich glaube, man kann es als einen besonderen Glückszufall bezeichnen, daß Sie, sehr geehrter Herr Kollege, den Herrn Z. in Ihrem beiderseitigen Kuraufenthalt kennenlernten. Ihnen selbst wird das naturgemäße Leben, werden Fasten, Rohkost, Luft, Wasser und Sonne sicher gut helfen, um Ihre allgemeine Verschlackung zu beheben. Herr Z. aber hat seine Zeit dort, wie Sie es schon erkannt haben, umsonst verbracht. Denn seine Beschwerden bzw. seine Störungen sind ursächlich nicht körperlicher, sondern zweifellos seelischer Natur. Daran kann auch der 1933 erfolgte Nachweis eines ulcus duodeni nichts ändern. Man braucht bloß die Biographie dieses Mannes (von heute 40 Jahren) aufmerksam anzuhören, dann weiß man, wo des Übels Wurzel ist.

Sein Vater starb, als die Mutter erst 25 Jahre alt war. Diese mußte sich mit ihren fünf Jungen schwer durchschlagen. So kannte Karl Z. von frühester Jugend an nichts als Arbeit und Not. Teils dadurch, teilweise durch seinen wohl angeborenen Ehrgeiz veranlaßt, hatte er, solange er sich zurückerinnern kann, keinen anderen Gedanken als den, möglichst viel zu lernen und zu leisten, um möglichst bald und sicher aus dieser Misere heraus in gesichertere Lebensverhältnisse zu gelangen. Er ermöglichte sich durch Nebenverdienste den Besuch einer Presse, aber über die Untersekundareife hinaus langte es wirtschaftlich dann doch nicht. So lernte er kaufmännisch und scheint etwas Tüchtiges geleistet zu haben.

Mit 31 Jahren konnte er sich als Vertreter einer großen Firma selbständig machen. Die Krisenzeiten ergaben vermehrte Anstrengungen, die dadurch noch größer wurden, daß er mit „Heißhunger“ bis in die späten Nächte hinein noch Bücher verschlang. 1933 begannen dann Störungen, die zum Nachweis eines Duodenalgeschwürs führten. Geeignete Behandlungen haben mit der Zeit diese abdominalen Symptome mehr und mehr behoben; statt dessen aber stellten sich diffuse Erscheinungen ein — Kribbeln im Gesicht, Ziehen und Klopfen in den Gliedern, nächtliche Erregungen und Ängste, allgemeine Unruhe, Schweiß, Heißhunger und De-

pressionen. Eine neuerliche Untersuchung 1941 ergab außer den Zeichen postulärer Veränderungen am Magenausgang keinen organischen Befund; die Diagnose lautete auf Vegetative Neurose.

Z. meint selber, durch die wiederholten Störungen und in der Ruhe, zu der sie ihn häufig zwangen, habe er mehr als früher nachgedacht. Früher wäre jede Stunde der Arbeit, dem Existenzkampf gewidmet gewesen; nun kamen Gedanken und Fragen in ihm hoch, über den Sinn des Lebens, über den Zweck all der Schinderei; wobei er immer depressiver geworden sei.

Wir verstehen: sein früherer Lebensinhalt — der Aufbau seiner wirtschaftlichen Sicherung — war durch seine Erfolge allmählich relativiert worden. Und er wußte nun nichts anderes, Sinnvolleres an dessen Stelle zu setzen.

Das wurde nicht besser dadurch, daß Z. mit 26 Jahren eine Frau geheiratet hatte, die damals, zur Zeit der Eheschließung, gut zu ihm paßte: eine — wie er sagt — „150%ige Hausfrau“; sie ist völlig unkompliziert, primitiv, geistig ohne Ansprüche, kennt nur Reinemachen, Sauberkeit, Arbeit und Schuften. Solange die beiden noch im Aufbau waren, ging das gut; aber es ist begreiflich, daß das die Eheleute Verbindende desto unzulänglicher und für ihn unbefriedigender wurde, je mehr er zu anderem als Geschäft und Arbeit Zeit und Muße fand. Auch erotisch wirkte sich das aus. Die Frau hatte, mangels seelischer Beziehungen, immer weniger Reiz für ihn. So blieb es bei dem einzigen, 1928 geborenen Kind; der eheliche Verkehr wurde seltener und seltener. Z. meinte in unserem Gespräch, er sei wohl — durch sein Kranksein — impotent geworden. Aber er mußte andererseits angeben, daß er, wenn er auf Reisen ist, in Hotels usw. „erstaunlicherweise“ Erektionen konstatiere, im Gegensatz zu daheim.

Auch das werden wir leicht verstehen, wenn wir das Gesamte der Lebens- und besonders der Ehegeschichte vor Augen haben. Und wir werden dem Z. nicht, wie mehrfach (erfolglos) versucht wurde, mit Hormonpräparaten helfen zu sollen glauben. Gerade für solche differenziertere Naturen ist die Geschlechtlichkeit an das Seelische eng gekoppelt. Der Akt unterbleibt nicht aus „Mannesschwäche“, sondern aus tieferen Gründen. Der psychologisch Erfahrene wird auch die Entsprechungen zwischen der Mutter des Patienten und seiner Gattin bemerken; beide kennen nur die Arbeit usw. Hier liegt sicher auch einer der Gründe der ehelichen Problematik.

Lesen wir diese Krankengeschichte so, wie uns das v. WEIZSÄCKER gelehrt hat, und bedenken wir dazu noch besonders die schöne Schrift aus

der Feder W. HOLLMANNs: „Krankheit, Lebenskrise und soziales Schicksal“, so ist der Fall Z. geradezu ein Paradigma seelisch bedingter Organerkrankung. Vor allem HOLLMANN hat ja klar erwiesen, wie es insbesondere der übertriebene Ehrgeiz ist, der so besonders häufig zu Magen- und Zwölffingerdarmgeschwüren führt. Er bringt in seinem Buch eine Reihe sehr einrücksvoller Beispiele dafür. Das ist auch bei Z. deutlich. Er hat mehr „fressen“ wollen, als er „verdauen“ konnte. Ja, noch mehr, das, was er um jeden Preis zu assimilieren versuchte, worauf all sein Zielen und Streben ging — das Geldverdienen —, erwies sich mit der Zeit als für seine offenbar tiefer und besser veranlagte Psyche als denn doch zu wenig, als unzureichend, als — so ausschließlich betrieben — unbekömmlich. So kam es 1933 zu dem Ulcus.

Die dann anschließenden Störungen allgemeiner Art resultieren aus der allgemeinen Unzufriedenheit, dem Gefühl fehlenden Sinns im Leben. Klinisch nennt man das dann eine Vegetative Neurose. Womit freilich dem Inhaber einer solchen wenig geholfen ist — ebensowenig wie mit den üblicherweise verabreichten Mitteln und Mittelchen oder mit der biologischen Kur, die Z. jetzt erfolglos absolviert hat.

Helfen kann hier nur eines: daß Z. sich in psychotherapeutische Behandlung begibt. Denn es gibt nur ein Symptom, das richtungsweisend spricht, seine Äußerung nämlich, er fühle sich „planlos und entwurzelt“. Da sitzt der Hase im Pfeffer (nicht in den — sekundären — körperlichen Erscheinungsformen seiner Neurose). Die psychotherapeutische Arbeit muß gemeinsam mit dem Kranken herausarbeiten, wo und wie aus dem planlosen und entwurzelten Sein des Z. ein wurzelechtes und planvolles Wesen und Leben zu finden und zu gestalten ist. Wenn das gelingt, wird Z. gesund sein, ohne dies wird er, allen Kuren zum Trotz, immer kränker werden.

Ich habe eigentlich ganz gute Hoffnung, daß das gelingt. Denn Z. ist, auch durch seine vielen Fehlerfahrungen mit somatischer Therapie aller Richtungen, reif zur Einsicht, daß der Hebel nur am Seelischen angesetzt werden darf. Ferner ist er ein kluger und ein innerlicher Mensch (wäre er das nicht, würde er wahrscheinlich mit seiner im äußerlichen Sinn erfolgreichen Biographie zufrieden und also auch gesund geblieben sein). Er ist ideal eingestellt. Auf diesen Voraussetzungen sollte eine Psychotherapie schon aufbauen können, auch wenn es natürlich nicht ganz rasch gehen kann, und wenn auch die skizzierte Ehe Z.s ein schwieriges Problem darstellt.

Deswegen habe ich ihm mit gutem Gewissen zugeredet, seinen nächsten

Urlaub möglichst bald und ausgiebig lang zu nehmen und diesen einer gründlichen *Psychotherapie* im Kurheim SPEER zu widmen.

Bei Ihnen will sich Herr Z. noch persönlich bedanken, daß Sie ihm – als erster – den richtigen Weg gewiesen haben.

#### 24. WERT DER BIOLOGIE FÜR DIE PSYCHOTHERAPIE

Lieber Freund und Kollege!

Sie fragen mich, lieber Kollege, wie es komme, daß ich mich letzter Jahre so viel mit Biologie befasse; ja Sie hätten – mit Erstaunen – in dem Vorlesungsverzeichnis unseres Instituts angekündigt gelesen, daß ich über ‚Psychobiologie‘ vortragen wolle. Die Zusammenhänge der Psychotherapie mit Biologie seien Ihnen nicht klar; denn – so fahren Sie freundlicherweise fort – Sie trauten mir nicht zu, daß ich etwa als Anbeter DARWINS und Gen. den Menschen als Höheres Tier aufzufassen und darzustellen versuchte, also die Absicht hätte, die menschliche Seele durch ihre Eingliederung in „quadrupede Ordnungen“ zu deuten.

Natürlich liegt mir das weltenfern. Gerade wer, wie wir Psychotherapeuten, davon durchdrungen ist, daß der Mensch in der Natur steht, daß die Naturseele nicht nur um ihn, sondern auch in ihm west (und wesentlich ist), wird aus genauerer Kenntnis des vegetativ-animalen Lebens klar sehen, daß dieser homo sapiens nun als Geistträger etwas grundsätzlich Anderes und Neues darstellt, als Pflanzen und Tiere. Und wenn wir auch, wie die Natur und ihre Geschöpfe draußen, so die pflanzlich-tierhaften Sphären unseres leiblichen Organismus beseelt wissen; wenn wir also nicht etwa Seele und Gehirn gleichsetzen, sondern von einer Organ-, einer Muskeelseele usw. sprechen (die, wie BILZ sagt, in der „Latenz unseres Leibes“ leben), wenn wir also den „Organismus der Seele“ und die „Leib-Seele-Einheit“ wieder erkannt haben, so scheint es uns andererseits doch grundverkehrt, das einmalige und einzige des geistigen Wesens darüber zu vergessen. Diskussionen, ob der Geist nun im Sinn einer biologischen Höchsfunktion – also gewissermaßen von unten her – zu verstehen sei oder ob er etwas prinzipiell Neues und anderes darstellt – im Sinn polarer Antithetik –, überlassen wir dabei den Philosophen (ohne freilich optimistisch zu sein und zu hoffen, daß sie je zu einer einigen Entscheidung dieser Frage kommen werden!).

Die einen unter uns neigen mehr dazu, sich den Geist im Bilde der Blüte zu denken, die als höchste Entfaltung der Lebenspflanze ihr Gesicht



der Sonne zuwendet, als Wiedergeburt des Sonnenhaften in pflanzlicher Form und Sphäre – andere wieder sehen, um auch wieder bildlich zu sprechen, den Geist als Reiter des Lebenspferdes. Das ist, wie gesagt, persönlicher Stil und dürfte wohl mehr die Antwort verschiedener Typen als die Erkenntnis von Wahrheiten oder Irrtümern meinen.

Um aber hier das Bild von Reiter und Pferd noch einen Augenblick weiter zu gebrauchen: wichtig scheint uns, daß der Reiter Bewußtsein das Pferd Beseeltes Leben verständnisvoll und meisterlich reite. Dazu aber muß er das „Pferd“ kennen. Und das, lieber Kollege, ist der eine Grund, weshalb wir uns mit den Bildern beschäftigen, die das Naturleben vermitteln. Ist es doch die gleiche Natur draußen um uns und in uns selbst. Wie es DACQUÉ sagt: die Natur = der entfaltete Mensch. Wir erfahren auch vom Menschen und uns selbst, wenn wir den Vogel oder den Wolf, den Schmetterling oder die Ameise studieren. Der Mythos und das Märchen haben das je gewußt.

Daß uns diese Vertiefung in das Naturreich auch vor der so gefährlichen Vermenschlichung – der unangebrachten Anthropozentrik – bewahrt, sei nur nebenbei erwähnt. Spekulationen und Intuitionen in Ehren, aber all diese bedürfen der ernstesten und tatsächennahen Prüfung an Beobachtung und Experiment, sonst werden sie genau so gefährlich wie die ideenlose und sture Tatsachensammelei!

Es ist nämlich so einfach gar nicht, mit dem wissenden Geist das unbewußt waltende Seelenwesen zu erkennen. Darüber sind sich, wie mir scheint, nicht immer alle klar. Denn sobald Seelisches bewußt oder auch nur in die Nähe des Bewußtseins gerückt wird, gerinnt es in die dem Geist und seinem Denken eigenen Formen, in dessen Kategorien. Anders ist es gar nicht möglich. Wir kennen das ja z. B. aus Träumen: da erinnert man sich freilich, daß man etwas geträumt hat, man hat ein deutliches Gefühl davon, es war „wie wenn es grün-violett wäre“ oder „wie in Moll“, da war eine der agierenden Gestalten teils Herr X, teils aber Frau Y, und doch war es noch wieder ganz anders – es läßt sich nachfühlen, aber sowie es gesagt, gedacht werden soll, ist das unmöglich, ohne den Traum so zu verfälschen, daß das Gesagte u. U. weniger als gar nichts mehr aussagt.

Nicht nur im Traum, auch in wachbewußten Erlebnissen stehen wir bereits vor dieser Schwierigkeit. Beispielsweise, wenn Eindrücke aus der Sphäre eines relativ niedrigen, primitiven und bewußtseinsfernen Sinnesorgans, wie des Geruchs, zu beschreiben sind. Die Eindrücke innern in uns, das sieht man genau, wenn man erfährt, wie eng bei sich wiederholenden

Geruchseindrücken oft lang zurückliegende Szenen noch hiermit gekoppelt sind; blitzartig und ganz deutlich stehen sie vor uns. Und dennoch (oder gerade deswegen??) ist alles Geruchhafte so weit weg von Wissen und Denken und Sagen-Können, daß es oft allergrößte Schwierigkeiten macht, bewußt zu erinnern und klar zu beschreiben.

Die Übersetzung vom unbewußt Seelischen in geistig Gedachtes ist schwerer als die von einer Sprache in die andere, und je weniger mechanisch am Buchstaben klebend, je getreuer dem inneren Sinn, desto besser, im höheren Sinn richtiger wird die Übersetzung sein.

Zu solchen in der Sache selbst gelegenen Schwierigkeiten, vom naturhaft Seelischen zu sagen, kommt noch die weitere, daß das Bewußtsein nicht etwa ohne weiteres bereit und offen ist, sich dem Unbewußten zu öffnen. Im Gegenteil, es begegnet dieser Sphäre mit lebhaftem Mißtrauen, voll zäher Abneigung. JUNO meint einmal, das rühre daher, daß unser wacher Geist sich erst relativ kurze Zeit dem totalen Unbewußtsein entzungen habe; daher sei ihm die Zumutung, sich eben diesen Bereichen wieder aufzutun, prekär. Oder verspürt eine tiefere Schicht des Geistes – mit einigem Recht –, daß in diesem Unbewußten alle Dämonien lauern und uns rückzuverschlingen verlangen? Wie dem auch sei, das ist immer wieder deutlich, mit wie erheblichen Widerständen der Geist den Weg zu den „Müttern“ hinabsteigt.

Ich will auch das gleich an einem Beispiel zu verdeutlichen versuchen, das, wie ich hoffe, Ihre Frage an mich zugleich mitbeantwortet. Dazu muß ich freilich etwas ausholen, einen kleinen Exkurs in die Biologie, die Instinktpsychologie im speziellen, antreten.

Es gibt, wie Sie wissen, Insekten, bei denen die „Eltern“ ihre „Kinder“ ebensowenig je kennenlernen wie diese Kinder ihre Eltern. Das trächtige Weibchen legt seine Eier, sei es in eine zu diesem Behuf getötete oder auch nur raffiniert gelähmte Raupe, sei es in eine Frucht oder eine Höhle usw. Jeder kann immer nur wieder staunen, mit welcher „Zweckmäßigkeit“ das geschieht; man spricht von einer „Voraussicht“, mit der das erfolge. Und schlüpfen dann die Larven aus – aus denen später Raupen usw. werden –, dann verhalten auch diese sich höchst zweckmäßig. Weder gibt es also eine Brutpflege persönlich-anwesender Art, weder ein Kennen der Alten seitens der Jungen, noch dieser seitens der Alten. Mit Recht wird das als *Wunder*, z. B. des Instinktes, bezeichnet. Es ist ein Wunder, denn unser denkendes Bewußtsein kann aus seinen ihm eigenen Gegebenheiten damit nichts anfangen. Es kann nur staunen. Oder kann es doch vielleicht noch

etwas mehr? Kann es, durch geeignetes Verhalten, aus sich selber, über sich hinaus gelangen? Gibt es auch hier ein Wunder? In dem Sinne etwa, in dem SCHOPENHAUER gesagt hat, Philosophieren heiße, gegen sich selber denken zu können? Kann unser Denken auch das Un-Geistige verstehen lernen?

Ich will versuchen, auszudrücken, was ich meine, an Hand unserer Insekten, wo Eltern und Kinder sich nicht kennen. Und schlage einmal vor, anzunehmen, beide kennten sich nur in *dem* Sinne nicht, in dem wir Menschen von kennen sprechen, wozu ja gehören würde, daß die sich Kennenlernenden an einem bestimmten Punkt des Raumes und der Zeit zusammenkommen. Wir Menschen freilich sind so sehr in eine Welt der Unterschiedenheit, in Gegensätzliches und Gesondertes hineingeboren, daß wir tausend Brücken brauchen, um jene zu überwinden. So, wie wir auch die Sprache haben, um uns zu verständigen, um zueinander zu kommen; derweilen Tiere und Pflanzen – um es einmal so zu nennen – in stummer Partizipation leben (und also der kunstvollen wie der künstlichen Brücken gar nicht bedürfen). Sprache und Bewußtsein sind engstens miteinander verwoben – das Bewußtsein aber ist das unterscheidende Prinzip. Je weniger Bewußtheit, desto weniger Trennung, desto weniger „Brücken“. Je bewußtseinsferner aber ein Wesen, desto weniger ist seine subjektive Welt der unseren vergleichbar (wie das namentlich v. UEXKÜLL gezeigt hat), desto weniger haben wir es in den Kategorien unseres Denkens aufzufassen; also: womöglich nicht in einer Welt, für die unsere Vorstellungen von Zeit und Raum maßgeblich wären. Gehen wir in dieser Überlegung weiter, so hieße das, daß unser an die Kategorien von Zeit und Raum gebundenes Denken für die Innen- und Umwelt der (niederer) Tiere unzutreffend sei. Diese lebten also in einer, uns freilich unvorstellbaren *Welt ohne Zeit und Raum*.

Das „Wunder des Instinkts“ erscheint demnach begreiflicher Weise uns, d. h. unserem Denken und Bewußtsein, als ein Mirakel. Was ja aber nicht ohne weiteres zu bedeuten braucht, daß es die wunderbaren Zusammenhänge und Tatsachen nicht gebe. Es wäre dann vielmehr so, daß – in dieser zeit- und raumlosen Welt – die Insektenmutter alles das, was wir unter der Vorstellung Zukunft denken, gegenwärtig hat. Indem sie, wie wir sagen müssen, *vor-sorgt*, ist das bei ihr gar kein „vor“, sondern ein in der Latenz ihres Leib-Seelischen Gegenwärtiges. Und die Larven bedürfen der physischen Anwesenheit der Mutter deswegen nicht, weil die Eltern oder die Mutter so sehr „da“-sind, daß sich körperliche Anwesenheit er-

übrigt. Die Eltern haben nicht *vor-gesorgt*, ehe die Eier ausgeschlüpft, ehe die Jungen real da waren, sondern sie sind in diesem (von uns hier angenommenen) Leben *ständig* gegenwärtige Wirklichkeit; die Alten sind „bei“ den Jungen, auch ohne daß jene stofflich sichtbar in Erscheinung treten; sie brauchen real gar nicht da zu sein, denn sie sind gegenwärtig wirklich in einem ganz anderen Sinne.

Lieber Kollege, das mag Ihnen reichlich spekulativ vorkommen. Aber um sich die vielen Wunder zwischen Himmel und Erde etwas klarer zu machen, muß man gelegentlich einmal Annahmen wagen, die vielleicht mühsamer sind, als fremdwortreiche (nichtssagende) Epiteta!

Diese überindividuell-unsichtbare Form der Existenz finden wir ja auch, um das nur nebenbei zu erwähnen, bei einer anderen Beobachtung im Insektenreich. Da kriecht aus einem Ei eine Raupe, diese verpuppt sich, und aus der Puppe wieder schlüpft eines Tages ein Schmetterling. Ohne daß wir es viel bedenken, sprechen wir von den vier Stadien dieses Lebewesens – Ei, Raupe, Puppe, Schmetterling –, als seien es sicher nur die vier verschiedenen Erscheinungsformen des gleichen Wesens. Ich bezweifle auch gar nicht, daß diese unwillkürliche Annahme recht hat. Aber diese selbige impliziert doch andererseits, daß ein Gemeinsames, ein Übergeordnetes in den vier Wesen da sei, und zwar ein nicht nur von uns Hineingedachtes, sondern ein tatsächlich vorhandenes Individuum. Wenn wir uns nun belehren lassen, daß sich die Raupe in ihrer Puppe so auflöst, daß, außer ein paar zellenartigen kleinen Gebilden, in dem die Puppe erfüllenden Plasmabrei nichts darin ist, das noch Raupe oder bereits Falter genannt werden darf, so haben wir im grob Stofflichen einen ähnlichen Zustand der Kontinuität, wie wir ihn vorher zwischen Eltern und Kindern sahen. Stellen wir aber auch hier wieder unsere Annahme auf, daß gerade je niedriger, je primitiver ein Lebewesen oder Lebenszustand sei, desto mehr eine raum- und zeitlose Welt anzunehmen wäre, dann bedürfen wir der „Brücke“ zwischen den Stadien dieses Tierlebens gar nicht, dann ist es *ein* Tier, das sich entfaltet.

Ich würde Ihnen von all dem nicht so lange schreiben, wenn nicht einige m. E. recht wesentliche Erwägungen hier anschließen. Zuerst eine aus der uns beiden vertrauten Psychologie, und zwar aus der Traumsymbolik. Wenn in Träumen Insekten erscheinen – es ist das nicht selten, z. B. Würmer, Käfer, Ungeziefer oder auch einfach ein „Gewimmel“ usw. –, so pflegen wir zu vermuten, daß hiermit in der Bildersprache des Traumes die Sympathikuswelt versinnbildlicht sei. Womit wir als Psychologen

freilich nicht nur das anatomische Gebilde meinen, das autonomes Nervensystem heißt, sondern jenes an die „Lebensnerven“ gebundene, unbewußt-seelische Innengeschehen, das durch die Triebe und Instinkte gekennzeichnet ist; also, um noch einmal an oben Gesagtes anzuknüpfen, das unbewußte Leben des Animalen, das dem Reiter Geist antithetisiert ist. A. MÜLLER spricht von einem disseminierenden Pol des Lebens, im Gegensatz zu dem integrierten; die Insekten- und Sympathikuswelt wäre das desintegrierende, der Geist und das kortikale Hirnwesen wären das konzentrierte Prinzip im Lebensziel.

Der Zusammenhang alles dessen, was wir unbewußtes Leben nennen, mit der Sympathikusfunktion ist uns allen bekannt. Mit einem alten guten Wort der deutschen Naturphilosophen könnte man sagen, daß Gedanken im caput cerebrale gedacht würden, Träume, Phantasien usw. aber im „caput abdominale“, „im Bauchhirn“, im „Sonnengeflecht“, oder wie auch immer man sagen will.

Nun gibt es eine ganze Menge von Beobachtungen, die dafür mit guten Gründen angeführt werden können, daß ein Traum – oder doch wenigstens manch ein Traum – überhaupt keine meßbare Zeit braucht. Wenn wir den Traum nach dem Aufwachen erinnern, bedenken, rekonstruieren, dann freilich können wir gar nicht anders, als ihn in zeitlicher Folge zu denken. So, wie wir auch den Raum dazudenken müssen, obwohl gerade der Raum im Traume besonders seltsame Spiele treibt (man ist zugleich dort und hier usw.). Aber das ist wieder nur die Denk-Notwendigkeit, die Unmöglichkeit für unser Bewußtsein, anders als in diesen Kategorien zu denken. Tatsächlich, das läßt sich gelegentlich nachweisen, kann aber der oder jener Traum überhaupt keine meßbare Zeit gedauert haben.

Gibt es also auch in uns, in den bewußtseinsfernsten Tiefen unseres Inneren, diese gleiche Welt, die wir oben bei den niederen Tieren vorfinden bzw. annehmen? Es wäre dann so, daß wir, je tiefer wir dem Bewußtsein entschlafen, desto mehr eintauchen in „archaische“ Lebnisse. Je weniger „Rinde“ –, desto mehr „Stamm“ (bzw. Sympathikus), desto ich-loser, desto ur- und allverbundener, desto mehr nur „Es“, „Wir“ und kollektiv.

Ebenso, wie wir den (tiefen) Traum gebunden denken müssen an das animale, unbewußte Nervensystem, können wir uns gewisse Phänomene, die uns die wissenschaftliche Parapsychologie aufgewiesen hat (ich nenne Ihnen z. B. BENDER oder RHINE), nur via Sympathikus geschehend den-

ken. Das jüngere Großhirn jedenfalls ist die Stätte derartiger Vermögen nicht, das ist wohl selbstverständlich. Es gibt auch Selbstbeobachtungen intelligenter „Medien“ (um diesen Fachausdruck zu gebrauchen), die, sei es den plexus solaris, sei es den ganzen Bauch oder auch die Gegend der Nasenwurzel als das Zentrum ihrer Erlebnisse ganz naiv und selbstverständlich bezeichnen. Die Phänomene aber, die man als beispielsweise zeitliches Fernsehen (oder auch „Hell-Sehen“) beschreibt (und exakt nachgewiesen hat), ignorieren nun bezeichnenderweise auch wieder die dem Oberbewußtsein kategorial wesentliche Raum- und Zeitvorstellung. Auch hier gibt es ein Immer und Überall im Heute und Hier. Woher ja, um nur das noch zu erwähnen, kommt, daß derartige etwa zeitliche „Hellgesichte“ regelmäßig der präzisen Zeitangabe entbehren. Diese, als Inhalt des Oberbewußtseins, wird immer erst nachträglich hinein- und dazugedacht – und ist daher stets die Quelle zahlreicher Irrtümer. So, wie auch der Raum des intuierenden Mediums nicht unser wacher Raum ist.

Denken wir nur noch an ein weiteres, die immer wieder zu findende Angabe, daß derartige telepathische oder mediale Anlagen (ähnlich übrigens wie die Eidetik, die mir hiermit Beziehungen zu haben scheint) in der Kindheit relativ häufig sind, daß sie dann immer seltener werden, je erwachsener der Mensch wird, d. h. je mehr er dem unbewußten Lebensgrund ent-wächst, also mit Eintritt der Pubertät, bei Frauen besonders der Regel, dann der Aufnahme des Geschlechtsverkehrs, der Kindergeburt usw. – dann, scheint mir, haben wir einen weiteren Anlaß, uns vorzustellen, daß jene archaisch-primitiven Sphären, aus denen der Tieftraum und die Medialität kommen, allmählich vom Anwachsen des Bewußtseins, dem hierfür bestimmten Großhirn, immer mehr überlagert, überschichtet werden; so daß normalerweise jene Fähigkeiten völlig zu verschwinden pflegen. Ganz Entsprechendes wird uns bezeichnenderweise von Ethnologen mitgeteilt. Sie berichten, daß z. B. die paranormalen Fähigkeiten von Eingeborenen und besonders von Medizinmännern verschwinden, wenn diese mit dem wacheren Geist des Europäers in Berührung kommen. Dabei verlieren sie ihre „Natursichtigkeit“ (DACQUÉ) ebenso sehr wie ihre bisherige Urangst.

Bei einigen (oft nicht unbedenklich gearteten) Menschen und in Ausnahmezuständen (GOETHE!) können jene Tiefen aber wieder bis ins Bewußtsein hinauf emanieren.

Doch es kommt mir hier nicht auf eine Erfassung der medialen Phänomene an, so aufschlußreich mir eine im negativen wie im positiven Sinn

vorurteilsfreie Beschäftigung mit ihnen gerade für die Tiefenpsychologie auch zu sein scheint.

Ich möchte vielmehr auf eine andere Folgerung eingehen, die für unsere Psychotherapie wesentlicher, aktueller zu sein scheint, auf dem Gebiet der Pädagogik nämlich. Hier gewinnen unsere Überlegungen – soweit sie Ihnen nicht gar zu gewagt und absurd erschienen sein sollten – einen sehr nachdenklichen, einen ethischen Aspekt. Der Embryo im Mutterleib, aber auch das Kleinkind haben noch keine Gehirn-, sondern nur eine Rückenmarks-, eine Sympathikus-Seele; sie entsprechen also, psychobiologisch betrachtet, noch durchaus dem Tier, der Pflanze, wie sie ja auch als ein „das“ und ein „es“, als „Sprossen“ bezeichnet werden. Müssen nun nicht auch für diese Kleinen und Kleinsten, die actu tierhaft, nur potentia und entelechisch Menschen sind, eben jene psychischen Innen- und Umwelten angenommen werden, die wir zuvor an den Insekten darzustellen bemüht waren? D. h. praktisch: gilt nicht auch für sie das Leben in einer raum- und zeitlosen Gegebenheit? Wenn dem aber so ist, dann fände hier die gleiche Partizipation mit den Eltern statt oder, genauer gesagt, mit dem Unbewußten der Eltern, d. h. jener Schicht oder Sphäre in diesen, die, vom höheren, geistigen Wesen nur überlagert, auch in deren Innerem west – ob sie es wissen und wollen oder nicht. Zwischen der Sphäre der tief unbewußten seelischen Gründe, der endothym-dranghaften, der instinktiv und emotional wesenden Seinsseiten der Eltern und denen des Kindes (welches mit diesen weitestgehend identisch ist) bestünde also eine zeit- und raumlose Gemeinsamkeit, ein Gleichzeitiges, ein Gleichsinniges, ein eines im anderen. Was man in der analytischen Psychologie (an Hand dazu veranlassender eindrucksvoller Beispiele) als das „Überfließen“ von den Eltern ins Kind bezeichnet; man spricht gern von einem statthabenden „Gefälle“. Aber auch das ist noch zu logozentrisch, zu sehr in der Sprache und Vorstellungswelt des Oberbewußtseins gesagt. Tatsächlich braucht gar nichts über-zufließen, denn es handelt sich um einen gemeinsamen Strom, ein beide Teile enthaltendes Wasser. Ein Ich, von dem und ein Du, in das überströmte, sind gar nicht da, gibt es in Wirklichkeit – in der Wirklichkeit dieses archaisch-kollektiven Seelenlebens – (noch) nicht.

Ich glaube, es ist nicht nötig, zu beweisen – was ich vorher erwähnte –, daß das Bejahen einer solchen Möglichkeit fast unausdenkbare Verpflichtungen, Fragen der Erziehung in sich schließt. Ich will das auch hier nicht verfolgen. Ebensowenig sollen die Zusammenhänge unserer Erwägungen mit der Frage der Vererbung eingehender diskutiert werden. Es ist ohne-

hin deutlich, daß wir, die wir von der Leib-Seele Einheit ausgehen (und diese nun auch konsequent durchdenken und -führen müssen), zu den bekannten Tatsachen naturwissenschaftlicher Art, die die stofflichen Wege der Vererbung verfolgen, auch den psychologischen Teil einzubeziehen haben. Die Vererbungslehre soll ja nicht eine materialistische, eine zoologische Welt erkunden und begründen, sondern eine von innen her verstandene, ernsthafte und ethische Ordnung aufbauen. Dazu aber ist nötig, daß wir den tiefenpsychologischen Anteil der physiologisch-somatischen Vorgänge ins Auge fassen.

Ganz Entsprechendes gilt, um auch das nur anzudeuten, für die Vererbung, die Anschauung des Ahns in uns. Wenn mich nicht alles täuscht, sind wir heute auf dem Weg zu einem Ahnenkult, an dem es unserer Kultur bisher ganz gefehlt hat. Das hängt damit zusammen, daß auch die erdhafte kreatürliche Hemisphäre einem ganzen und vollständigen Menschen integriert werden muß. Ist nun aber nicht auch dieser Ahn in uns genau so zeit- und raumlos gegenwärtig, wie dies Eltern und Kinder sind? Umschließt nicht auch ihn jener geheimnisvoll-magische Raum, in dem Ich und Du verschmelzen in einem höheren Ur? –

Es ließe sich noch vieles zu Ihrer Frage sagen, lieber Freund. So könnte ich z. B. die Werke von A. PORTMANN anführen, die m. E. für uns Psychologen besonders wesentlich sind, beispielsweise durch seinen Nachweis, daß in der Natur keineswegs nur der Kampf aller gegen alle herrscht, sondern daß wir das „Tier auch als soziales Wesen“ verstehen müssen (vgl. PORTMANNS gleichnamiges Buch). Aber ich muß fürchten, Sie bedauern Ihre Anfrage bereits, weshalb Biologie, d. h. Psychobiologie, für einen Psychologen! Eine so lange Antwort hatten Sie schwerlich erwartet? Ich hatte sie auch nicht vor, als ich anfang zu schreiben. Aber es schien mir dann doch zu mager, Ihnen mit ein paar Alltagssphrasen aufzuwarten, im Sinn der Begründung der Nützlichkeit biologischer Unterweisung. Derlei ist uns (gottlob) heute schon selbstverständlich geworden, das bedarf der Begründung nicht mehr.

Was ich schrieb, geht vielmehr um eines der Rätsel im wissenschaftlichen Leben. Da stehen wir vor der Tatsache, daß es ein Unbewußtes – in uns Menschen – gibt. Und wir wissen natürlich, daß dies Unbewußte direkt zu erkennen, sinngemäß unmöglich ist. Wie erkennen wir es aber trotzdem? Oder ist es unmöglich? Solches erwägend, bedenkend, uns darum mühend, begegnen wir der fast paradoxen Tatsache, daß wir ein Rätsel lösen, indem wir es in einem anderen Rätsel wiederfinden. Wir steigen

hinab zur Kreatur draußen, zu Pflanze und Tier – und zu den Primitiven –: und hier, in emsigem, frommem Bemühen um dies noch größere Rätsel leuchtet uns der gesuchte Sinn, das Innere des Wesens auf. Wir verstehen dabei vielleicht erst, weswegen in alten Mythen, in den Kosmogonien die „Belehrung“ des Adepten so oft und gern in Rätselform geschieht.

Wir pilgern in die ewigen Rätsel der Natur, um in ihren urtümlichen Bildern die Weise des Lebendigen zu erfahren. Ja, wir haben sogar eine stille Hoffnung: daß ähnlich, wie *uns* die Rätsel der Biologie, so den Biologen unsere Gedanken und Entdeckungen aufschlußreich werden möchten. Danken wir doch ihren wundervollen Arbeiten so viel, daß uns dies besonders freuen würde!

Lieber Kollege!

Es kam nach Ihrem Vortrag über Homosexualität zu keiner Aussprache mehr, da die Zeit zu vorgeschritten war. Offengestanden *schreibe* ich Ihnen auch lieber, was ich dazu zu äußern habe; denn das Problem ist nicht einfach, und meine eigenen Gedanken – die in keiner Weise eine Entgegnung, sondern nur eine Ergänzung Ihrer hervorragenden Ausführungen sein wollen – liegen für eine allgemeine Aussprache vielleicht etwas zu sehr abseits vom Wege.

Ich empfand es als einen der Hauptvorzüge Ihres Referats, daß Sie das besondere Symptom aus der ganzen Persönlichkeit der Kranken erwachsen ließen; und auch die Heilung der Psychoneurose – hier der Homosexualität – aus dem ganzen Menschen und seiner Wandlung herbeiführten. In dieser Überwindung der früheren teilhaften Gesichtspunkte scheint mir eine wesentliche Aufgabe der Seelenheilkunde zu liegen.

Diese Ganzheitsbetrachtung sollte m. E. bei der Gestalt des einzelnen Menschen nicht haltmachen. Denn wenn auch das leibseelische Individuum eine erste in sich abgeschlossene Lebenseinheit darstellt – wie wir diese etwa mit dem Begriff des Charakters oder der Persönlichkeit bezeichnen und als solche auch psychagogisch verlangen müssen –, so gibt es doch andererseits nie den einzelnen ohne die anderen. Ein jeder ist – im Doppelsinn dieses Wortes – aufgehoben in den größeren Verbänden. Wie ein Organ lebt das Individuum in den größeren Gruppen, in Familie, Stand, Volk, Staat und in deren kulturellem Feld. W. HOLLMANN hat uns das in seiner Arbeit über die Bedeutung des sozialen Schicksals für die Neurose besonders eindrucklich gezeigt.

Die Einbeziehung dieser breiteren, gesamt-kulturellen Schicht scheint mir nicht nur eine Forderung der Exaktheit und hat nicht nur Bedeutung für die erfolgreiche Therapie unserer Kranken, sondern sie wird ganz besonders wichtig für die vornehmste Aufgabe des Arztes, die *Vorbeugung*, die *Prophylaxe*. Hierüber scheinen mir in Ergänzung Ihrer schönen Darlegungen einige Worte angebracht.

Perversionen sind grundsätzlich dadurch gekennzeichnet, daß eine an und für sich normale Libidotendenz aus dem ganzheitlichen und sinnvollen Zusammenhang des Lebensgeschehens herausfällt, sich verselbständigt, krebsartig wuchert und, je mehr sie aus der Norm herauswächst, desto sinnloser wird. Das Pathologische beruht also nicht im *Neuauf*treten der in der Psychoneurose sichtbar werdenden Neigung an sich, sondern in ihrer *uneingeordneten Teilhaftigkeit*, d. h. mit anderen Worten, daß hinter jeder solchen Erscheinung ein an sich Normales steht. Das muß gesehen werden. Denn auf die Findung und Wiederbelebung dieses Normhaften kommt es bei der Behandlung an; so, wie es für die Prophylaxe entscheidend ist, zu wissen, welche Norm verlassen wird und weshalb das geschieht, woher die Gefahr droht.

Die *Norm* nun, aus der die Homosexualität als Abweichung entstammt, ist nicht – wie immer noch oft gedacht wird – die Heterosexualität, sondern die Homoerotik. Die normale Heterosexualität ist durch die Homosexualität lediglich sekundär verhindert (während die normale Homoerotik diese Wirkung nicht hat). Bereits aus dieser Tatsache ergibt sich, worauf auch Sie schon hingewiesen haben, das Sinnlose, wenn man von dem Rat zu normalem Geschlechtsverkehr irgendeine Heilung oder auch nur Besserung erwartet. Solcher Rat ist unsinnig, ganz abgesehen davon, daß er allermeist erfolglos bleibt, wenn er nicht gar, infolge des so gut wie unvermeidlichen Fiaskos, zu noch stärkerer Entmutigung führt. Gelingt aber der angeratene Verkehr tatsächlich, so ist damit gar nichts gewonnen. Präzis gesagt, handelt es sich bei derartigen Kohabitationen immer nur um eine innerlich unerfüllte, unbeseelte Dressur; was geschieht, könnte man eine *onania in vaginam* nennen. Wenn Sie gar gelegentlich für die Therapie Homosexueller den Rat hören können, der Kranke möge die Fähigkeit zum Verkehr mit Frauen dadurch „trainieren“, daß er sich bei der Kohabitation mit dem Weibe einen männlichen Partner vorstelle, so fehlt mir für eine derartige Denkweise eine akademische Bezeichnung; verzeihen Sie, wenn ich solches nur eine Schweinerei nennen kann. An die solchem „Training“ dienende Frau wird dabei offensichtlich nicht gedacht!

Die Therapie hat sich also, etwas überspitzt gesagt, nicht gegen die gleichgeschlechtlich-sexuelle Einstellung zu richten, sondern das Ziel zu verfolgen, die normale Homoerotik wiederfinden zu lassen; bzw. den – gleich zu skizzierenden – Sinn dieser Homoerotik zu verlebendigen. Ebenso muß die Prophylaxe die sinnvolle Erfüllung der Homoerotik im Auge haben.

Denn während die Homosexualität lebenswidrig ist, ist die eigentliche Homoerotik der Boden für wesentliche, für unentbehrliche seelische Entwicklungen des einzelnen und der Gemeinschaften.

Das zeigt sich ohne weiteres aus dem Studium der Kulturgeschichte. Ich kann das hier nur andeuten. Und kann nur beispielsweise die kulturgeschichtlich wohlbelegte und -studierte Einrichtung der Männerbünde anführen. So wie bei den Naturvölkern, den sog. Primitiven, finden wir diese in allen, auch hochkultivierten Räumen. Im Abendland sei nur an die Männergemeinschaften in Sparta und im griechischen Gymnasion erinnert, auch an jene Männergemeinschaften, die in allen militärischen Organisationen deutlich werden. Ja, auch unsere studentischen Verbindungen bargen einen letzten Rest dieser kulturell-soziologischen Kraft – ich nenne hier nur die den Initiationsriten entsprechende Einrichtung der Mensur, die mit Stolz getragenen Narben oder auch manche Bräuche der sogenannten Kommerse. Ich habe das u. a. in meinem Beitrag „Die große Mutter im Seelenleben des heutigen Menschen“ (im Eranos-Jahrbuch 1938) ausführlicher dargestellt.

All diese Männerbünde sind in ihrem eigentlichen Grunde keine rationalen Zweckgemeinschaften, keine Organisationen, wie sie die Wirtschaft kennt, sondern sie sind zweckfreie Organismen, in denen der einzelne und in denen der Staat das Gelingen ganz bestimmter seelisch-geistiger Wachstumsprozesse ermöglicht. Diese Bedeutung des Männerbundes ist: die Absetzung des Jünglings von der das Kind enthaltenden „Großen Mutter“<sup>1</sup>.

Der Jüngling, der zum Mann reifen soll, erwächst nun aber der Kindhaftigkeit nicht dadurch, daß er zum Mädchen geht – er würde dann immer nur wieder eine Mutterfigur finden oder, wenn dies nicht, das Gegenteil der Mutter, die Hure, aufsuchen. *Der Weg zum Ermannen geht vielmehr durch die das Männliche erweckende Freundschaft mit dem Mann.*

In dem genannten Aufsatz habe ich an mythischem und historischem Material ausführlicher dargestellt, daß hier beispielsweise die Bedeutung der mannigfachen Freundesbünde von Gilgamesch und Enkidu an vorliegt; und: wie besonders problematisch dieser Freundesbund im Bereich des germanischen Mythos allermeist ist; man denke nur z. B. an SIEGFRIED und HAGEN.

Die Große Mutter, in deren Umschlingung nur Knaben gedeihen, wird

<sup>1</sup> In Parenthese gesagt: das hat die ehemalige Psychoanalyse mißverstanden, indem sie die Bindung an die persönliche Repräsentantin der Magna Mater, an die private Mutter, mit dem eigentlichen Problem verwechselte.

nicht von dem einzelnen bezwungen, sondern stets nur vom männlichen Kollektiv. Das ist kulturgeschichtlich so erhärtet, daß man beim Studium prähistorischer Kulturen von dem Nachweis der Existenz von Männerbünden ohne weiteres auf eine matriachale Verfassung zu schließen pflegt und umgekehrt.

Dieser Bund der Jünglinge und Männer nun ist, wie schon gesagt, keine rationale Zweckverbindung, sondern eine – im größten und schönsten Sinn des Wortes – erotische Welt, eine Stätte des übergeschlechtlichen Eros. Wenn man sich der Jünglingsbünde etwa zur Zeit der Romantik erinnert, braucht wohl kaum näher begründet zu werden, daß dieser erotische Bund nicht etwa *nur* rauh und hart, daß er nicht landsknechtisch und kriegerisch beschaffen ist. Sondern die Atmosphäre, in der diese Befreundeten leben, in der sie ihre Blutsbrüderschaften schließen und ihre Herzen allen Idealen weihen, ist von höchster Subtilität, ist von tiefsinniger und tiefinnerlicher Zartheit ebenso erfüllt wie vom lauten Lärm der Waffen und Becher. Dieses keusche, gelegentlich herbe Gefühlsleben, das die Männerbünde kennzeichnet, ist eine Hauptvoraussetzung dafür, daß das Werk gedeiht. Die bisher kindliche, von der Mutter umschlungene Seele des Heranwachsenden entfaltet und wandelt, festet und härtet sich hier. Aber sie darf und soll nicht verkrampfen oder ersticken.

Wie in der Welt des Männerbunds eine neue Seele, so wird auch ein neuer Geist der Angehörigen erweckt. Denn der Stern, dem sich alle Blutsverbundenen unterstellen, ist stets eine Idee, ein Ideal, ein zu schaffendes Werk, und der Dienst an ihm ist Vorbereitung für künftige Tat. Auch dieses Empfangen der Idee und dies Sichausrichten auf das Werk sind tief innerliche, mehr als verstandesmäßige Vorgänge. Außer der Wohlgeratenheit des Leibes und der Klarheit des Intellekts ist die Weite und Wärme des Herzens hierbei hervorragend beteiligt.

Die wenigen Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen: der Männerbund ist ein kultureller Ordo wesentlicher und wichtiger Art. Sein Wesen ist erlebtes Blut. Deswegen ist er ebenso getragen von den inneren Mächten des Gefühls wie des Verstandes. Er ist der Träger schöpferischer, gestaltender Lebenskräfte, er muß daher im tiefsten und echten Sinn des Wortes erotisch genannt werden.

Wir wissen nun aus unserer tiefenpsychologischen Beobachtung, daß Lebenskräfte, deren Erfassung und Gestaltung vom Ich – aus Unkenntnis, aus Vorurteilen, aus Enge usw. – verabsäumt wird, nicht etwa in einer Art Scheintod im Unbewußten still ruhen, schlafen oder gar atrophieren.

Sondern, wenn es sich um wirklich lebenskräftige und -notwendige Valenzen handelt, drängen diese nach Sichtbar- und Wirklichwerdung mit oftmals sogar vermehrter Macht. Wenn das Bewußte sie nicht versteht und annimmt, gehen sie den primitiven, den undifferenzierten Weg und setzen sich im Halbdunkel durch. Wenn es sich gar um an und für sich schon dem zeugerischen Bereich angehörige, Fruchtbarkeit wollende Lebensmächte handelt (wie ich das zuvor von der Art und Weise der Homoerotik darzustellen versuchte), liegt noch näher die Gefahr, daß derartiges Nichtangenommenes auf dem Geleise und in der Form der Sexualität zum Durchbruch kommt<sup>1</sup>.

Alle Lebenskräfte, die nicht einbezogen und angenommen werden, können der Sexualisierung verfallen.

Genau dies ist nun die Gefahr auch, wenn ein Mensch (und u. U. seine ganze Zeit) die homoerotischen Möglich- und Notwendigkeiten nicht erfaßt. Dann wird aus ihnen die Zerrform, die Homosexualität. So wie v. HATTINGBERG einmal anführte, aus echter, aber nicht gewagter Demut Masochismus werden kann; usw. usw.

Für die *Therapie* bedeuten diese Überlegungen, daß der Homosexuelle nicht etwa den Weg zum Weibe nicht finden kann – und nun diesen gewiesen bekommen müßte –, sondern er ist vielmehr ein Mensch, der den rechten Weg zur (eigenen) Männlichkeit nicht fand – der, wie gesagt, durch die Mann-Mannes-Verbundenheit führen muß. In der *homosexuellen* Betätigung findet er diese seine runde Männlichkeit nicht. Hat er aber dann später seine Männlichkeit konstalliert, wird auch der Weg zur Frau frei werden.

<sup>1</sup> Auch diese Tatsache ist ja bekanntlich Anlaß zu den mannigfachen Mißverständnissen der alten Freudschule gewesen: wo man echte Sexualität von derartigen *pseudosexuellen* Erscheinungen nicht unterschied. Beispielsweise in den sog. Übertragungen. Deren bei FREUD und seiner Schule so übermäßig sexueller Charakter kommt ja sicher nicht nur davon, daß dort die ganze Atmosphäre übersexualisiert war, sondern rührt auch daher, daß eine so einseitige Theorie und rationalistische Arbeitsweise im Patienten das Gefühl, weitgehend unverstanden zu sein, erwecken muß. Es fehlt also an echtem Kontakt, an echter Gemeinschaft zwischen Lehrer und Schüler. Diejenigen Seelenseiten nun, die im Prokrustesbett einer derartigen Methode nicht anbringbar waren, flossen in das gewissermaßen stets bereite und alles bergenkönnende Strombett der Sexualisierung. Wobei bekanntlich erhebliche Gegenübertragungen auch von seiten des Analytikers nicht selten waren und durch das sog. *Tabula-rasa-Prinzip* nicht etwa verhindert, sondern noch extra gezüchtet wurden.

Für die *Prophylaxe* ergibt sich aus dem Gesagten, daß der Männerbund in seiner ganzen Breite und Tiefe verstanden werden muß, d. h. in seiner Bedeutung als überpersönliche Verbindung der Herzen, des Blutes, der Seelen, in seiner Wichtigkeit für die Geburt und Entbindung aller schöpferischen Kräfte des Mannes. Die diesen Gemeinschaften eigene subtile Gefühlsgeladenheit darf neben der – oft einseitig betonten – Härte und Rauheit keinesfalls unterbewertet oder gar bekämpft werden. Wendet man sich (wie man beobachten kann: aus der Angst vor zu starken Bindungen) gegen solche zarteren Stömungen, wird gerade das Gefürchtete doppelt leicht eintreten. Dann entartet die Erotik zur Sexualität.

Ich weiß, daß ich *Ihnen*, lieber Kollege, mit dem hier Angedeuteten nichts wesentlich Neues sage. Aber da Sie mich um meine Äußerung zu Ihrem Vortrag bitten, nahm ich die Gelegenheit gern wahr, einmal grundsätzlich zu betonen, daß wir neben der Sicht auf den ganzen Menschen – die Ihre Ausführungen so klar heraushob – auch das noch größere Feld der kulturellen Gemeinschaft mit-suchen müssen. Nur so kommen wir praktisch zu der so viel gerühmten Ganzheitsbetrachtung.

In der Hoffnung auf Fortsetzung dieses Austauschs verbleibe ich . . .

## 26. EIN SCHWIERIGER UNTERGEBENER

Sehr verehrter Herr Professor!

Es war mir eine besondere Freude, den jungen Kollegen U., Ihren Assistenten, beraten zu dürfen. Da er mir erlaubt, ja, mich darum gebeten hat, Ihnen vollkommen offen zu sagen, worin seine Schwierigkeiten gründen, gibt mir das erfreuliche Gelegenheit, beitragen zu können zur fruchtbaren Gestaltung der Beziehung zwischen Ihnen und U. – und zugleich, Ihnen einen Beitrag aus der Psychotherapie zu vermitteln, der Ihr Interesse schon seit längerem so aufmerksam zugewandt ist. Lassen Sie mich gleich in medias res gehen:

Sie haben den Kollegen U. veranlaßt, mich zu konsultieren, weil Ihnen der junge Mitarbeiter zu wertvoll und begabt erscheint, ihn zu entlassen – er aber andererseits dienstlich solche Schwierigkeiten macht, daß es so wie bisher nicht weitergeht. U. hat Ihnen das hoch angerechnet, denn zwei frühere Chefs sind weniger verständnisvoll gewesen und haben ihm einfach gekündigt.

Der 28jährige Kollege trat mir sehr offen entgegen, er war selber überzeugt, daß es irgendwo bei ihm nicht stimmen könne. Aber wieso und warum er – trotz großer Intelligenz, überdurchschnittlicher Kenntnisse und lebhaftem Fleiß – bei seinen Vorgesetzten immer wieder anstößt, das verstand er nicht. Ob es vielleicht sein „ichhafter Geltungsdrang“ sein könne, meinte er, nachdem er inzwischen einige Bücher gelesen hatte, in denen die Einordnung in die Gemeinschaft als Allheilmittel angegeben war; andererseits aber, betonte er selbst, verlange er ja nichts mehr als gerade Einordnung, Unterordnung usw. Nur, fügte er zu, habe er leider noch nie den Vorgesetzten gefunden, der ihm sein lebhaftes Verlangen nach Autorität wirklich befriedige; er sei nach kürzerer Zeit von seinen Chefs immer enttäuscht gewesen; und dann habe er aufgemuckt. So sei es ihm schon in der Schule gegangen, ebenso später beim Militär, und dann in den verschiedenen Kliniken.

Das war der Punkt seines Berichtes, verehrter Herr Professor, wo unser-einer aufmerkte und bereits Vermutungen hegen konnte. Denn es stand



bereits fest, daß dieser Mann offenbar gar nicht einer von denen ist, die grundsätzlich infolge Schwäche, Eigenbrödelei und Sonderlingshaftigkeit aus der Reihe zu tanzen innerlich gezwungen sind (wie die vielen uneingeordneten Neurotiker), daß er ergo im üblichen Sinne nicht zu den „ichhaften“ Naturen gehört, denen die Predigt von der Einordnung und die Relativierung ihres aufgeblähten kleinen Ich freilich not tut. Im Gegenteil: ein allem Augenschein und auch Ihrem Brief nach überdurchschnittlich wertvoller, begabter und keine Arbeit scheuender Mensch, der nur aus seinem Unbewußten heraus verhindert ist, Anschluß zu nehmen: da muß des Rätsels Lösung offenbar gesucht werden.

Ich unterließ also das von U. erwartete Eingehen auf die fehlende „Wirhaftigkeit“ und bat ihn, mir einmal zu erzählen, wie denn die Geschichte seiner vorigen Stellung gewesen sei. Er berichtete, kurz zusammengefaßt, folgendes. Anfangs sei alles gut gegangen, besonders gut sogar, denn er habe den betreffenden Klinikleiter, einen weltberühmten Mann, von vornherein hochverehrt. Dann aber habe er immer mehr menschliche Schwächen bei ihm zu bemerken nicht umhin gekonnt, er sei ein Rauhbein und komme ihm herzlos vor; bei den Kranken interessiere ihn viel mehr der „Fall“ (ja, das Sektionsergebnis) als die Behandlung und der ganze Mensch usw. usw. Auch habe der Chef für ihn, wie übrigens auch für die anderen Assistenten, sehr wenig Interesse gezeigt. So habe er, U., ihm einmal berichtet, daß ein junger Volontär an offener Tuberkulose erkrankt sei; U. hatte gerade das Sputum untersucht und massenhaft Stäbchen festgestellt. Erschüttert von dem Befund eilte er zu dem Chef, worauf dieser, anscheinend ohne ein Zeichen innerlicher Beteiligung, nur kurz gesagt habe: „Ja, 50 % der Assistenten auf dieser Station erkrankt, das kenne ich schon seit Jahren.“ Diese Szene hat U. tief beeindruckt. Gleichwohl wollte er sich seinen Platz an dieser Klinik erobern. Er beschloß daher, wenn es denn menschlich nicht ginge, durch sachliche Leistung die Anerkennung oder doch wenigstens die Aufmerksamkeit des Chefs zu erzwingen. Das aber führte zu folgender Szene: U. fand in den – wie er sachlich genug ist, zu betonen – hervorragenden Kollegs seines Chefs eines Tages eine irriige Auffassung. Er informierte sich vorsichtshalber noch in der Literatur und ging dann zum Chef, um ihm in aller Form darzustellen, daß er unrecht habe; die Sache verhalte sich vielmehr so und so. Aber als er vor dem Leiter stand und seinen Spruch anbringen wollte, war plötzlich alles wie weg, was er eben noch genau gewußt hatte. Er kam sich reichlich dumm vor und verdrückte sich unter einem nichtssagenden

Vorwand. Bald darauf wurde sein Anstellungsvertrag nicht erneuert.

Wieso dies Versagen in der betreffenden Situation geschehen war, war U. unerfindlich. Er ist nämlich sonst keineswegs auf den Mund gefallen; in Diskussionen steht er seinen Mann besonders erfolgreich.

Er berichtete dann einen Traum, den er in einer der auf jene tragikomische Begegnung folgenden Nächte gehabt habe. Dieser sei so eindrucksvoll niederschmetternd für ihn gewesen, daß er wohl auch deswegen um sein weiteres Verbleiben in der Klinik gar nicht mehr gekämpft habe. In diesem Traum stand er mit einer Reihe jüngerer Kollegen – Volontären seiner Station – auf dem Korridor, als der Chef in Begleitung seines Privatassistenten vorbeikam. U. grüßte, aber der Chef dankte nicht, sondern übersah ihn und seinen Gruß, wie das so seine Art war. Eine Riesenuw stieg in U. auf. Und er hatte den Einfall (wohlgemerkt: alles im Traum), hinter dem Chef herzugehen, ihn anzusprechen und zu sagen: „Herr Geheimrat, daß Sie meinen Gruß erwidern, darauf lege ich persönlich keinen Wert; aber ich muß verlangen, daß Sie den jungen, in Ausbildung befindlichen Kollegen kein Beispiel so schlechter Sitten geben; und deshalb ersuche ich Sie, meinen Gruß zu erwidern.“ Dies denkend, eilte er hinter dem Chef her, holte ihn – er sagt, an einer Stelle des Korridors, wo vor dem Röntgenzimmer eine Normaluhr hängt – ein und begann „Herr Geheimrat...“ – aber als der Chef sich umdreht und ihn groß anschaut, geht es ihm nicht nur genau so wie zuvor, als er im Zimmer des Chefs seinen Spruch anbringen wollte, d. h. bleiben ihm nicht nur Stimme und Gedanken weg, sondern er erlebt sich gar – der Traum kann das ja so geschehen lassen –, wie er, immer kleiner und kleiner werdend, von dem Chef weg und zu seiner Gruppe zurückeilt. Dort stand er dann wieder, mit dem Gefühl, winzig klein und entsetzlich blamiert zu sein. Und erwachte.

Dieser Traum ging ihm, wie gesagt, sehr nach, und hat ihm alles Zutrauen zu sich und seinem Vorgesetzten genommen.

Hier habe ich nun eingeklickt. Da U., wie betont ein aufgeschlossener und auch, wenigstens durch Lektüre, mit psychologischen Dingen etwas vertrauter Mensch ist, wagte ich – statt eines langwierigen und systematischen Analysierens – einen psychotherapeutischen Husarenritt. Ich machte ihn auf das Motiv des Klein-Werdens aufmerksam. „Ja, klein wie ein Kind“, fiel er ein. „Und blamiert“, warf ich dazwischen, „wie Sie, vermutungsweise, sich als Kind oft gefühlt haben mögen?“ Erst verstand U. nicht. Dann aber kam ein Gedanke zum anderen, eine Erinnerung und noch

eine stellte sich ein, er wurde immer mehr vom Strom seiner Gefühle ergriffen; und bald hatten wir folgendes Bild vor uns: Ein von Haus aus durch divergierende Erbanlagen sicher ebenso reiches wie kompliziertes Kind, war er in einem Elternhaus aufgewachsen, wo der Vater – ein hoher Offizier – nur eine unbedeutende Rolle spielte; er war viel weg und war, wie sich U. ausdrückte, von der Mutter, einer viel härteren Natur, „an die Wand gelebt worden“, hatte sehr wenig Einfluß auf die Erziehung der Kinder. Die Mutter war die aufopfernde Liebe selbst, daran fehlte nichts. Aber sie war, was man eine „personne représentative“ nennen könnte, eine sich nur nach konventionellen Maßstäben richtende Dame aus alter, vornehmer Familie. Ihr Mann und ihre Kinder wurden, wie die ganze Welt, nur nach den ungeschriebenen Gesetzen der Gesellschaft gewertet. Erfüllten die Kinder diese – d. h. waren sie „woherzogen“, repräsentabel und salonfähig –, dann fanden sie die Billigung der Mutter; dann bekamen sie das, was solche Frauen Liebe nennen. Wäre nun U., so wie sein anderer Bruder und zwei Schwestern, ebenfalls eine unkomplizierte und rein kollektive Natur gewesen, dann würde, wie bei diesen Geschwistern, alles gut gegangen sein. Aber U. war anders. Diese Form von Menschen fühlt sich nicht verstanden, bejaht, innerlich angenommen, wenn sie in ihrer Einpassung in eine allgemeine Norm bestätigt werden, sondern sie bedürfen wirklicher Erfüllung ihres Wesens. Sie müssen als das erkannt werden, was sie wirklich sind, und darin wollen sie die Bejahung erfahren. Das meint kein Bewundertwerden um jeden Preis, keine billige Hätschelei; *wenn* die Beziehung der Erwachsenen zu diesem ihrem tatsächlichen So-Sein erst einmal hergestellt ist, kann, ja muß vielmehr auch Kritik und Verweis erfolgen. Aber diese existentielle Basis bestand zwischen der Mutter und diesem Sohne nicht. Für welche Schwierigkeit natürlich keiner von beiden Teilen etwas konnte.

In U. blieb so das Verlangen nach Verstandenwerden in seinen Schwierigkeiten und Möglichkeiten unerfüllt. Ein so elementares Bedürfnis aber fordert seine Befriedigung, auch über die Zeit hinaus, in der es, sachlich gedacht, berechtigt ist – beim Kinde – und befriedigt werden kann – von den Eltern. Solch eine nicht gegönnte Erfüllung bleibt als Drang im Unbewußten, sie bewirkt dort Wallungen und Erregungen und wird später zur Veranlassung von Handlungen, deren Motive, weil unbewußt, der betreffende Mensch nicht kennt. Ist er sehr ehrlich, wird er sagen, er wisse nicht, warum er dies getan, jenes unterlassen habe; in den meisten Fällen wird er aber das nicht einmal zugeben, sondern nachträglich in sekun-

dären Rationalisierungen die Ursachen seines Tuns und Lassens sehen.

U. gehört zu den, wie eingangs gesagt, Ehrlichen; indem er ja sofort sagte, er verstehe sich selber nicht in seinen regelmäßigen Differenzen mit Autoritätspersonen.

Wir aber, verehrter Herr Professor, verstehen an diesem Punkt wohl schon eher den Zusammenhang! Auch U. ging er im Gespräch auf. Dieser U. ist in gewisser Hinsicht ein Kind geblieben, in der Hinsicht wenigstens, daß er, noch heute, mit 28 Jahren, nach derjenigen Autorität sucht, von der er die zeitlebens vermißte Anerkennung – und zwar seines komplizierten So-Seins! – erfahren darf. Er würde die Tiefenpsychologie wohl sagen, projiziert das (Wunsch-)Bild von Vater und Mutter (das nie erfüllte) auf alle die Personen, die sich zu solchem Bilde irgendwie eignen, also solche, die „mehr“ oder „größer“ sind als er; dort kann er der Kleine sein, der verehrt wird und anerkannt wird. Das aber, was das Unbewußte derart wünscht und agiert, das kann praktisch nicht sein! Denn weder sind die militärischen oder zivilen Vorgesetzten die Eltern des kleinen U., noch sind sie verpflichtet, als nebenberufliche Tiefenpsychologen neurotische Wünsche ihres Untergebenen zu erraten und therapeutisch zu behandeln.

An dieser Ungereimtheit in der Beziehung muß ein U. immer wieder scheitern; er muß das um so mehr, als regelmäßig noch folgendes eintritt; es ist auch in U.s Biographie deutlich und hat weitere Veranlassung zu seinen beruflichen Reibungen und Desastern gegeben. Der – ungewußt – nach Verständnis und Bejahung dürstende Mensch pflegt diejenigen Figuren seiner Umwelt, auf die er, wie oben gesagt, das Wunschbild projiziert, nun unwillkürlich gewissermaßen auf die Probe zu stellen. Nachdem er ursprünglich die Bejahung in relativ kleinen und natürlichen Schwierigkeiten seines Wesens nicht fand, präsentiert so ein Mensch nun dies sein Sein und Gehaben in zunehmendem Grade immer problematischer. Er stellt dadurch (unbewußt) die Zuverlässigkeit der anderen auf die Probe – aus dem Mißtrauen heraus, das ihn erfüllt. Er macht sich dadurch freilich noch inakzeptabler. Diese Übersteigerung des Schwierigen bewirkt, wie wir unschwer einsehen (er aber nicht!), daß er das alte „Trauma“ der Ablehnung immer öfter erlebt; denn die Umwelt wird ihm nun erst recht verständnislos gegenüber treten. Woraus neuerlich der – subjektive – Vertrauensbruch erlebnismäßig resultiert, stärkeres Mißtrauen und daraus wieder abermalige Übersteigerung des Auf-die-Probe-Stellen-Müssens der „Großen“. Der Teufelskreis ist im Gange. – –

So brachte das Motiv des Klein-Werdens den Patienten – mit nur geringer Nachhilfe meinerseits – zum Wiederauflebenlassen der Kindheitssituation; und er verstand nun nicht nur den Sinn dieses Traumteiles, sondern seines Fehlverhaltens allen Respektspersonen gegenüber. Unmittelbar war ihm auch klar, weswegen sein Traum diese Szene vor das „Röntgenzimmer“ und unter die „Normaluhr“ gelegt hatte. Ursprünglich hatte U. gemeint, der Grund für diesen Ort sei, daß er tatsächlich in Wirklichkeit dort den Chef eingeholt hätte, wenn er ihm von seiner Station aus nachgegangen wäre. Das würde also die durchschnittlich-populäre Traumerklärung aus dem Tageserleben sein, die nicht berücksichtigt, daß der Traum bestenfalls solche rezenten Tageseindrücke und -wirklichkeiten *benützt*, wenn er sie zur Versinnbildlichung des symbolisch Gemeinten brauchen kann; andernfalls schafft er sich seine Bildersprache frei. Das Röntgenzimmer ist verständlicherweise als Sinnbild sehr brauchbar: dort wird Innerliches, ohne weiteres nicht Sichtbares, deutlich; und ebenso die Normaluhr: sie zeigt an, was die Stunde geschlagen hat.

So haben wir den Traum von rückwärts aus gedeutet, bis allmählich dem U. auch klar wurde, weswegen er nicht wiedergegrüßt wird im Traum. Nicht deswegen – wie er anfangs meinte –, weil der Chef „ein Rüpel“ sei und dazu wohl imstande. Das kann sein. Tiefenpsychologisch geht es uns wenig an; das wäre ja auch wieder nur eine Pseudotraumerklärung aus der äußeren Welt, aber keine Traumpsychologie. Die Anfangsszene meint vielmehr, daß der Chef den Gruß eines Menschen wie U. gar nicht bemerken kann, weil U. ja – wie oben gesagt – gar nicht ihn grüßt, ihn, den wirklichen Geheimrat X., sondern die subjektive Wunsch-Imago, die er in ihm sucht, die er in ihn hineinsieht. Dies wäre die Deutung der Szene auf der „Objektstufe“, also in einer Form, bei der die im Traum auftretenden Menschen als diese selber gemeint sind, so wie sie realiter sind. Ein Traum will aber, um ganz bis in die Tiefe verstanden zu sein, auch auf der „Subjektstufe“ begriffen werden. Das will sagen, daß hier die Traumpersonen eigene seelische Qualitäten im Träumer selber darstellen.

Dies darf ich, sehr verehrter Herr Professor, noch etwas zu verdeutlichen versuchen; denn es gibt am besten wieder, was die innere Entwicklungsaufgabe des jungen U. jetzt ist und worin er auch von Ihnen verstanden werden muß, wenn er dieser Aufgabe – sicher vorerst noch manchmal ungeschickt! – nachstrebt. Ich sagte vorher, daß U. als Mann von 28 Jahren immer noch die Billigung und das Verstandenwerden durch

Vater- bzw. Mutterfiguren erstrebt; bislang ohne es zu wissen; jetzt ist ihm das deutlich bewußt geworden. Es wurde auch schon betont, daß kein Mensch auf die nachträgliche Erfüllung dieses inneren Anspruches durch die Mitmenschen rechnen darf; denn er ist unreif und unerfüllbar. Wenn eine Entwicklungsstörung – durch Versagen der Älteren – in der Jugend entstand wie hier, so kann die fehlende Bestätigung in reiferen Jahren nun und nimmer von anderen erfolgen, sondern nur aus und durch sich selbst! Die Instanz, die bejaht, kann nicht draußen, sondern muß im Menschen selber geschaffen werden. „Wer einen schlechten Vater gehabt hat, schaffe sich einen besseren“, sagt F. NIETZSCHE; er sagt nicht: „suche sich einen besseren.“ Mit dem Erwachsen entwachsen wir den Eltern; was (so könnte man sagen, um die ganze Schwierigkeit, die große Problematik solchen Werks zu kennzeichnen) bedeutet, daß wir unser eigener Vater und die eigene Mutter werden müssen. Wir müssen uns gern haben können, wir uns selber, wie eine Mutter oder auch Schwester; und wir müssen uns selber Forderungen auferlegen können, wie ein Vater oder älterer Freund und Bruder. (Der Sinn, der Hintergrund so mancher Beziehung von Jünglingen zu älteren Frauen oder Männern ist es, an Hand dieser von den leiblichen Eltern weg ins Persönliche und Eigene hinüberzuleiten. Weswegen das, normalerweise, auch immer „Entwicklungs-“, aber keine bleibenden Lieben sind.) Das ist jetzt auch die Aufgabe U.s, sich selber, so wie er ist, sehen, annehmen, verstehen und führen zu lernen, und nicht mehr andere darum zu bemühen. Er muß also, um wieder mit dem Traum zu sprechen, sein eigener „Chef“ werden lernen. Dann wird ihn dieser auch grüßen, denn dann besteht eine Verbindung zwischen ihm und der führenden Instanz (*in ihm*), dann erkennt diese ihn und damit anerkennt und leitet er selbst sich selber.

Diese Traumdeutung auf der Subjektstufe ist einigermaßen schwierig, ich weiß es. Auch Herr U. begriff sie nicht gleich. Aber er hat in den drei Stunden, die wir zusammen arbeiteten, klar eingesehen, was in dieser Deutung *ethisch* gemeint ist. Und darauf kommt es an.

Darauf kommt es an, wenn er jetzt nach seinem Urlaub wieder unter Ihnen arbeitet. Sicher wird er bei seinen Bemühungen noch grobe Schnitzer machen. „Von Stund an ein anderer Mensch“ wird nur der Held von schlechten Romanen; im Leben geht es nie so zu. Da lernen wir am meisten durch Fehler (die wir einsehen), nicht durch „Wunder“ der „Wandlung“. Aber ich bin des weiteren Erfolgs eigentlich sicher. Denn U. ist ein ganzer Kerl, der das zäh verfolgt, was ihm eingeleuchtet hat; es war auch (ebenso

wichtig!) der richtige Moment, der „Kairós“, in dem er zu mir kam. Und, verehrter Herr Professor, er hat in Ihnen zum erstenmal einen Vorgesetzten, der von unserer Psychologie und Psychotherapie etwas weiß und sie nutzt. Sie ist ja nicht nur unseren Kranken gegenüber notwendig, sondern wir können sie ebensogut gebrauchen im Umgang mit unseren Mitmenschen. Die Leitung eines großen Betriebes, wie Ihrer Klinik, ist jedenfalls durch tiefenpsychologische Gesichtspunkte außerordentlich viel leichter und reibungsloser zu gestalten. Was, nebenbei bemerkt, auch der Grund ist, daß wir gerade jetzt an unserem hiesigen Institut eine besondere Abteilung für Betriebspsychologie eingerichtet haben. Jedes Werk, auch ein industrielles, wird nämlich (man hat das sehr lange vergessen gehabt) von Menschen geleitet und arbeitet letztlich nicht mit Methoden, sondern wieder mit Menschen. Und die müssen sich selbst und die anderen verstehen können.

Bei Ihnen wird sich U. nach seinen Aussprachen hier noch besser verstanden fühlen als bisher. Deshalb bat er mich um den ganz offenen Bericht an Sie, den ich Ihnen hiermit übermitteln darf. Sollten sich irgendwelche größeren Schwierigkeiten doch einstellen — man kann ja nie wissen, wie das Leben läuft —, habe ich Herrn U. um Bericht gebeten. Ebenso stehe ich selbstverständlich Ihnen immer zur Verfügung.

In der Hoffnung, daß die Erfolge bei U. das Vertrauen in uns Psychotherapeuten rechtfertigen werden, das Sie durch seine Überweisung hierher bekundeten, verbleibe ich . . .

Die folgenden zwei Beiträge sind keine Briefe, die an Berufskameraden geschrieben wurden. Als ich diese Seiten niederschrieb, weilten die, denen sie gewidmet sind, nicht mehr unter uns. Aber in tieferem Sinn sind diese Zeilen an die beiden Kollegen gerichtet: im Sinne einer Zwiesprache mit ihnen, zu denen meine Gedanken auch heute noch oftmals wandern, wenn Fragen der Heilkunde und Heilkunst mich beschäftigen. JOSEF WIEDEMANN und FRANZ SCHWENINGER waren, jeder in seiner Weise, deutsche Ärzte der besten Art. Ich meine, wir sollten den Dank und das Gedenken an jene nicht vergessen, die Geist und Herz der Heilkunde widmeten — auch wenn sie nicht im üblichen Sinne berühmt waren, keine dicken Bücher schrieben und keine Lehrstühle innehatten. Das Arzttum ist ein lebendiges Wesen: es wird durchblutet und durchgeistet von der Kraft all derer, die ihm je dienen. Diese eigenständigen, manchmal auch querköpfigen, immer opferbereiten Kollegen in Stadt und Land sind das Mark unseres Standes. Solche Männer schlagen sich herum mit allen Mächten, sie stellen sich den ewigen Rätseln und sind bereit in jeder Not. In ihrem Wesen und Wirken wird deutlich, weswegen die Ausübung der Heilkunde ein „freier Beruf“ ist und sein muß . . .

In solchem Sinne füge ich die Gedenkworte diesem Büchlein bei, das aus der Praxis und für die Praxis geschrieben ist. Der Geist des HIPPOKRATES und des PARACELSUS sind in guter Hut bei Männern, wie denen, deren Bild in den folgenden Zeilen zu zeichnen versucht ist.

## I

Als Assistent an einer wissenschaftlich hochberühmten Universitätsklinik empfand man von Jahr zu Jahr quälender den Unterschied zwischen theoretischen Kenntnissen, Laboratoriumskünsten, raffinierten, neuesten, allerneuesten Methoden, Apparaten, Entdeckungen und dem einfachen Können am Krankenbett. Wenn man nicht, wie damals wohl gesagt wurde, den Kranken selbst nur für „die unangenehme Begleiterscheinung seines Falls“ hielt, war man unbefriedigt, suchte man nach Möglichkeiten des Helfens und Heilens, die das gelehrte Wissen versagte; und tat sich deswegen um in Volksmedizin, interessierte sich für offiziell noch verfemte Behandlungsweisen, wie Homöopathie, machte tastende Versuche mit psychotherapeutischen Kuren. So hörte ich auch ein Kolleg, das ein Oberarzt der Klinik, ein erfahrener Praktiker, einer, dem die Schul- und Laboratoriumsbrille das ärztliche Auge noch nicht verdorben hatte, abhielt über physikalische Therapie. Als ich eines Nachmittags in diese Vorlesung kam, sprach an Stelle des Dozenten ein mir unbekannter Arzt; über ein Thema, von dem man bisher auch nur vom Hörensagen vernommen hatte: über die sogenannte *Nervenpunktmassage*. Zahlreiche schematische Zeichnungen hingen an der Wand; allmählich bedeckte sich die Tafel mit weiteren Skizzen von Nervenbahnen und -verbindungen, von Reflexbögen und Ganglienknotten; dies alles wurde mit großer Akribie gezeichnet; mit einer Schrift, die selbst auf der Tafel wie gestochen aussah, fügte der Redner Benennungen an. Man war mitten im exakten Betrieb einer Universitätsklinik – namentlich von deren Leiter – eine erkleckliche Menge gründlichen Wissens gewohnt, hatte schließlich auch selber dies und das gelernt. Aber die Genauigkeit und Beschlagenheit dieses Mannes war trotzdem imponierend, zumal da man von dem Gebiet, das seine Domäne war, damals noch relativ wenig erfuhr: von dem sympathischen oder autonomen (dem unwillkürlichen) Nervensystem.

Wir an der Klinik hatten uns – darin dem Geist nicht nur unseres Chefs, sondern der allgemeinen wissenschaftlichen Interessenrichtung folgend –

viel mehr mit dem willkürlichen Nervenapparat beschäftigt; das entsprach ja auch der herrschenden Orientierung. Denn insofern wir Kliniker gelegentlich an das *psychodynamische* Geschehen im Menschen dachten, war damit so gut wie immer der bewußte, der dem Willen unterstehende geistige Ablauf gemeint. Vom unter-, ja unbewußten Seelenleben war kaum je die Rede. Gewiß, FREUDS und JUNGS große Entdeckungen, ihre Forschungen über den Traum und die Symbolik, über das unbewußte, das kollektiv bedingte Seelenleben gab es damals schon – aber in den heiligen Hallen der offiziellen (oder wie sie sich mit Vorliebe nannte: exakten) Wissenschaft war davon kaum die Rede, wenn aber, dann nur mit Ablehnung, mit Lächeln, ja Hohn. In das Weltbild der rationalen Lehre paßte das Unbewußte, das Triebhaft-Dunkle, das Erdgebundene und -verbundene schlecht hinein. Und so lag auch das Hauptmoment des Interesses nicht auf dem sympathischen, sondern auf dem zerebro-spinalen Nervensystem.

Von jenem nun sprach der Vortragende – und sprach davon so, daß der „Exakteste“ seine Freude daran gehabt hätte. Er stellte beweiskräftig und klar dar, wie die verschiedenen Organe miteinander in nervösen Verbindungen stehen, wie die einzelnen Organe ihre Funktionsstörungen auch auf die Hüllen des Körpers so projizieren, daß man bei entsprechender Betastung der Muskulatur der Körperwandung in deren Spannungen und Härten, Verkrampfungen und Stauungen ein Zeichen für die tiefer innen gelegenen Störungen finden könne. Damit war es also möglich, Schlüsse zu ziehen auf Veränderungen, die der unmittelbaren Beobachtung nicht zugänglich waren (z. B. am Zwerchfell, am Magen, am Darm, an den Eierstöcken usw.). Besonders wesentlich schien sofort ein Weiteres: die sonstige klinische Untersuchung suchte, fand (und konnte nur finden) die anatomisch-körperlichen Strukturveränderungen des Organs – also etwa einen Substanzverlust, die Entzündung, eine Neubildung oder dgl. Unbekannt blieb ihr – und merkwürdigerweise unwichtig – die noch nicht statisch, noch nicht morphologisch gewordene *dynamische* Störung eines organischen Geschehens. Diese aber ist in zahlreichen Fällen das jener körperlichen groben Veränderung vorausgehende, das sie vorbereitende Geschehen. Wie wichtig, statt erst die Folge, das sekundäre Kranksein, schon die Ursache, die feine primäre Ablaufsanomalie erkennen zu können! Das schien mit Hilfe der „Nervenpunktmassage“ möglich zu sein.

Und noch wichtiger: gerade wenn man an den Wert der immer mehr verfeinerten Diagnostik zweifeln gelernt hatte, wie wir, weil ihr die thera-

apeutische Auswirkung keineswegs entsprach, horchte man auf diesen Vortrag mit doppeltem Interesse. Denn der Redner behauptete, daß durch geeignete Massage der in der Körperwandung, in den Muskeln auffindbaren Krampfstellen – der sogenannten Druck- oder Nervenpunkte – nun rückläufig auch die Funktionsstörung in den entsprechenden Organen günstig beeinflusst, oft völlig geheilt werden könne. Wenn das wirklich der Fall war! Damit wären ja eine Menge von Leiden, denen man sonst – trotz einem gewaltigen Arzneimittelschatz, trotz allen möglichen Apparaten und Technizismen – ohnmächtig gegenüberstand, plötzlich heilbar geworden! Ob das alles stimmte? War das wieder eine geistvolle Theorie? Gab es die „Nervenpunkte“?

Der Beweis ließ nicht lange auf sich warten. Nachdem der Vortragende seine Schemata und Skizzen, seine theoretische Darlegung entwickelt hatte, wandte er sich an das Auditorium mit der Frage, ob etwa jemand da sei, der Kopfweh, eine Neuralgie oder dgl. habe; dann möchte er zu ihm heruntersommen, um gleich am eigenen Leibe zu erfahren, wie diese Massage sei. Auch das war neu. Im sonstigen klinischen Betrieb pflegte der Dozent einen vielmals durchuntersuchten, genau bekannten Kranken mit einer ausführlichen Krankheitsgeschichte nach vorheriger Vorbereitung zu demonstrieren. Dieser hier aber griff einfach und kühn hinein „ins volle Menschenleben“. Das imponierte! Ein Studierender meldete sich – er hatte Migräne. Er trat vor. Da verwandelte sich der bisher so gelehrt und abstrakt Vortragende mit einem mal. Er wurde Arzt. Das mußte man sehen, wie er es machte; man begriff sofort: der verstand sein Handwerk. Seine Sprache, die schon vorher schwäbisch angeklungen hatte, ging nun deutlich in den bei aller Derbheit Vertrauen weckenden Dialekt über, als er den Studenten aufforderte, Rock, Weste, Kragen abzulegen und Platz zu nehmen. Schon stand er hinter ihm und tastete Kopf, Nacken, Schultern ab. Auch das muß man gesehen haben, wie die Hände jetzt operierten. Es war ebensoviel tastende, weibliche Behutsamkeit wie Angriff in ihren Bewegungen. Von einem Magneten gezogen schien die Hand zu sein – im Nu hatte er einen „Druckpunkt“ gefunden; die Schmerzüßerung des Opfers ließ daran keinen Zweifel! Es meldeten sich dann mehrere, und jeder, der drankam, fühlte sofort: ja, da sitzt es; von da aus muß die Lösung, die Befreiung kommen.

Der Schluß der Kollegstunde war da. Etwas Seltsames war geschehen. Es war Atmosphäre entstanden in dem Hörsaal. Wo sonst Kranke herein- und herausgehoben wurden, während mit allem sachlichen Rüstzeug aka-

demischen Wissens ein Professor jungen Mediziner das, was diese fürs Staatsexamen lernen wollten, demonstrierte und dozierte; wo sonst in seltsamem Kontrast zu all dem menschlichen Leid und Elend jene nüchterne Sachlichkeit des Mediziners herrschte (die so leicht in Zynismus umschlägt) – da war mehr und mehr eine Gemeinschaft entstanden, in der es nicht mehr nur den „Fall“ und die Diagnose und Formeln, mikroskopische Schnitte, chemische Reaktionen und neueste Theorien gab, sondern man war ebensosehr Arzt wie Kranker selbst; ein „Wir“ war entstanden, eine menschliche Luft. Der Mann unten im Hörsaal hatte das fertig gebracht: ohne blütenweißen Arztmantel, im unscheinbaren Straßenanzug, alles andere als „elegant“, ohne jede rednerische Pose, schlicht, bürgerlich, bestimmt, mehr eckig als weich, ein Landarzt am ehesten in seiner ganzen Erscheinung. Und, das spürte man, ein Mensch, der ein Herz hatte, ein Arzt (kein „Mediziner“), dem die Kranken anvertraute Kinder waren.

Langer Beifall dankte ihm, als er schloß. Ich ging zu ihm, um zu erfahren, wer das sei: WIEDEMANN. Ja, von WIEDEMANN hatte man schon gehört. Von „Wunderkuren“, die er gemacht hatte, in verzweifelten, verlorenen Fällen. Und daß er so grob sein könne, daß er „abgelohnt“ würde von den Bonzen. Daß er zahlreiche Kranke ohne Entgelt behandle. Und daß die Leute zu ihm kämen: aus dem Rheinland und Norddeutschland, dem Ausland, weit her . . . Das also war der seltsame Arzt, von dem man oft gehört hatte? So einfach, so unauffällig in seiner Erscheinung? Und so exakt in seinem Wissen!

Mir fiel ein, was mir ein Bekannter erzählt hatte: In dessen Haus verkehrte ein Ordinarius für Frauenheilkunde, ein inzwischen verstorbener Professor. Als in dessen Gegenwart einmal der Name WIEDEMANN fiel, geriet der sonst zurückhaltende, vornehme Herr in Entrüstung – das sei ein Pfuscher, ein Quacksalber und Scharlatan, vor dem in jeder Weise gewarnt werden müsse! Über ein Jahr danach meldete derselbe Professor sich zu einem besonderen Besuche bei diesem Bekannten an. Und in Gegenwart aller, vor denen er damals WIEDEMANN so schwer geschmäht hatte, erklärte er, er müsse Abbitte leisten. Er habe anders denken gelernt: durch einen Zufall, wenn man so will. Eine Kranke war in seine Klinik eingeliefert worden, als bereits längere Wochen über die Zeit schwanger. Die Geburt aber hätte wegen engen Beckens nur durch Kaiserschnitt erfolgen können – was unmöglich war, weil wegen schweren Herzleidens der Kranken keine Narkose gewagt werden durfte. Nach genauester Untersuchung in der Klinik schickte der Professor die Kranke zu – WIEDEMANN. Warum

er das tat? Vielleicht schickte er sie weiter, um ihr nicht sagen zu müssen, für wie hoffnungslos verloren er sie ansah. Oder tat er es deshalb, weil der „Exakte“ dem Wunderdoktor nichts und zugleich alles zutraute, wie so oft? Wer weiß das! Wer beschreibt aber das Erstaunen des Gelehrten, als sich dieselbe Frau einige Zeit später dankerfüllt wieder meldete! Sie war zu WIEDEMANN gegangen. Der hatte mit seiner sensitiven Hand alsbald festgestellt, daß gar keine echte, sondern eine sogenannte nervöse Schein-schwangerschaft vorlag; die Vergrößerung des Leibes war durch Riesensengen zurückgehaltenen Stuhls vorgetäuscht gewesen. Mit einer ersten Massage hatte WIEDEMANN schon bald eine enorme Entleerung bewirkt; dieser folgten noch weitere, so daß die Vergrößerung des Leibes alsbald verschwand. — Das veranlaßte den überraschten Gynäkologen, WIEDEMANN zu sich zu bitten. Das Ergebnis ihrer Aussprache war, daß beide dann jahrelang gemeinsam arbeiteten. In allen zweifelhaften Fällen, wie sie gerade der Frauenarzt so oft vor sich hat, mußte WIEDEMANN untersuchen. Er hat mir selbst später erzählt, wie sein „Fingereindruck“ oft recht behalten habe gegenüber dem gynäkologischen Befund — wenn z. B. die Operation die von ihm angegebene Entzündung eines Eierstockes oder des Blinddarms bestätigte, während man klinisch nur eine sogenannte Algie angenommen hatte; und umgekehrt.

An dies alles mußte ich denken, als mich WIEDEMANN auf meine interne Abteilung begleitete, wo er mir auf meine Bitte seine Massage noch an einigen Kranken demonstrierte. Seitdem wurde auf meiner Station eifrig nervenpunktmassiert. Freilich heimlich. Denn eine offiziell anerkannte, „exakte“ Behandlung war das in unserer Klinik nicht.

## II

Die oben skizzierte Entwicklung des Arztes führte mich mit Naturnotwendigkeit aus dem akademischen Gewahrsam heraus und veranlaßte, daß ich mir statt der Gesellschaft der „Exakten“ einen anderen Kreis gleichgesinnter Kollegen suchte. Nach manchen Besuchen bei sogenannten „naturgemäß“ arbeitenden Ärzten, bei Reformern und Außenseitern, von denen allen ich mich nicht ohne leises Schaudern abwandte — soviel Ungründlichkeit, wohlmeinende, aber von keiner Sachlichkeit gehütete Phantasie, derart unfundamentiertes „Schwimmen“ war unerträglich! —, fanden sich etwa zwölf Herren, die in zwanglosem Kreis alle vier Wochen zusammenkamen, Angehörige aller Disziplinen, nicht nur Nervenärzte. Ein Kinder- und ein

Frauenarzt, ein Homöopath, ein Chirurg, ein Ethnologe, ein Psychologe und andere mehr, hatten wir im Anschluß an die jeweiligen Referate die interessantesten Aussprachen über alle Gebiete und Nebengebiete der Heilkunst. Zögernd bat ich WIEDEMANN um seine Beteiligung, wußte ich doch, wie ablehnend er Vereinen, Versammlungen und ähnlichen Organisationen gegenüberstand. Er sagte zu und war bis zu seiner schweren Krankheit der regelmäßigste Teilnehmer an diesen Abenden. Ich erinnere mich nicht, daß er einmal gefehlt hätte. Hier ging er dann auch aus sich heraus. Mit seinem gründlichen Wissen, seiner reichen praktischen Erfahrung im Hintergrund gestattete er in diesem vertrauten Kreis seinem großen Temperament, Ideen zu entwickeln, ins Gebiet auch der Hypothese hinüberzuphantasieren. Menschen, Themata und Probleme dieses Kreises boten dazu Veranlassung genug, namentlich da das Hauptgewicht meist auf der Seite der psychologischen und psychotherapeutischen Fragestellung lag. Für diese war WIEDEMANN in zunehmendem Maß interessiert.

Wie selten, wie sehr zu bewundern dies sein Interesse ist, kann nur ganz beurteilen, wer bedenkt, wie wenig Ärzte sich solchen Gedanken damals öffneten, wie wenige gar im Alter WIEDEMANN'S. Sein Entwicklungsgang veranlaßte ihn dazu nicht mehr als andere; in seiner Arztnatur selbst lag es, daß er noch forschte, suchte, zu- und umlernte, als viele seiner Altersgenossen längst erstarrt und bequem, allem Neuen abhold, ihre Rezeptmaschine des einmal Gelehrten abrollen ließen. Denn WIEDEMANN'S Wegdegang bietet wenig Besonderes.

Schwäbischer Abstammung, in Wasserburg am Inn am 30. 7. 71 geboren, verlor er schon in frühester Kindheit seinen Vater. Von diesem hat er wohl die Neigung zu literarischen Arbeiten geerbt. Der Vater veröffentlichte, unter dem Pseudonym Dr. WASSERBURGER, Novellen und Skizzen. Als einziges Kind hat er dann mit der Mutter, an der er zeitlebens in tiefer Liebe hing, zuerst in Grönenbach (im Allgäu), dann in Kempten gelebt. Ein Musterschüler auf dem dortigen Gymnasium kann er kaum gewesen sein. Wenn ich ihn, als er krank war, besuchte, erzählte er mir oft von den Streichen, die sie dort angestellt hatten. Zum Universitätsstudium zog er mit der Mutter nach München. Reichlich ging es nicht her im Haushalt. Der junge Studiosus der Medizin mußte Stunden geben; was aber — bezeichnend für JOSEF WIEDEMANN — ihn nicht hinderte, vom Erlös des ersten Jahres seiner geliebten Mutter einen Pelzmantel zu kaufen. 1894 promovierte er mit einer Arbeit „Über die Entstehung von Doppelbildungen“ bei BOLLINGER. Wegen ihres wissenschaftlichen Wertes wurde die Arbeit

in dem hochangesehenen „Virchows Archiv“ (Bd. 138; 1894) veröffentlicht. In der Tat zeigt diese Arbeit schon den gründlichen Gelehrten; etwa zwei Jahrtausende Medizingeschichte hat er für sein Thema durchgearbeitet, so unter anderem den ganzen ARISTOTELES. Solchen gelehrten Wegen zugetan, wollte er sich dem Beruf des Hochschullehrers widmen, und zwar als Augenarzt. Aber beides sollte nicht sein. Die Hochschullaufbahn – in der er, der Einzelgänger und Pfadfinder, sich auf die Dauer auch wohl kaum wohlgeföhlt hätte – versagte sich ihm schon bald, da er sich nicht entschließen konnte, ihm nahegelegte private Bindungen einzugehen. So gab er seine Assistentenstelle an der Augenklinik auf, um sich in Wien fortzubilden. Doch kaum war er dort angekommen, so rief ihn ein Telegramm nach Leutkirch, einem Dorf in Württemberg. Damit war sein Lebensweg bestimmt. Die Träume von Forschen und Lehren aber waren begraben. Zu Leutkirch hat er dann eine allgemeine Praxis ausgeübt. Abgesehen von dem Zeiler Fürsten, dessen Leibarzt er war, betreute er etwa 18 Ortschaften. Er hat oft davon erzählt: von der ausgebreiteten Praxis, in der ein Landarzt schlechthin alles machen muß; von den Widerständen, auf die er stieß, vor allem in seinen hygienischen Vorschriften; von vielen Stunden langen Wanderungen, durch den Schnee; von der Typhusepidemie, die er als 24jähriger Arzt dort antraf und die zu beseitigen ihm gelang, nachdem er den Bazillenherd in der Milch eines Gehöftes festgestellt hatte. Am schönsten aber war für ihn, daß er einen Garten besaß; 365 Rosen, 100 verschiedene Sorten, hat er selbst okuliert. Seine Augen strahlten, wenn er davon sprach.

Doch auch in Leutkirch blieb WIEDEMANN nicht sehr lange. Ein nie zur Ruhe kommendes Suchen geht durch dieses Leben. Fast scheint die Unstetigkeit von Ort zu Ort den großen Ärzten seit PARACELsus gemeinsam zu sein. Wie diesen immer wieder Streitigkeiten mit den wohlbestallten Vertretern einer schematisch gewordenen Ordnung, so vertrieben auch WIEDEMANN Konflikte aus seinem Wirkungskreis in Leutkirch. Ein Geistlicher brachte es fertig, ihn am Grabe eines Mannes, der sein Patient gewesen war, öffentlich zu beschimpfen, weil er der Frau – Mutter von neun Kindern – nicht klar gesagt habe, daß ihr Mann sterben würde. Gerade für den frommen Christen und so überzeugten Katholiken, der WIEDEMANN freilich nicht äußerlich, wohl aber tief im Herzen zeitlebend war, war das zuviel. Er schüttelte den Staub vom Fuß und übersiedelte (1900) nach Memmingen, wo er neben einer großen allgemeinen Praxis seiner besonderen Liebe, der Augenheilkunde, lebte. 1901 verheiratete er sich; drei

Kinder entsprossen der glücklichen Ehe, von denen eines nach der Geburt starb. Aber sowenig wie die geplante Dozentur war es ihm bestimmt, die augenärztliche Tätigkeit dauernd auszuüben. Auch das ist uns verständlich. Ein Mann wie er war nicht geschaffen, in einem kleinen Teilgebiet der Heilkunde, wie es die Ophthalmologie ist, zu wirken. Seine Hauptfähigkeit, den *ganzen* Menschen zu erfassen und zu behandeln, hätte damit brach gelegen, und seine Stärke – jener medizinisch neue Gesichtspunkt, von dem wir oben sprachen –, die Tätigkeit des Organs und die krankhafte Störung funktionell-dynamisch anzusehen, hätte er in diesem Gebiet damals gar nicht anwenden können. So kann man es als den Ausdruck innerer Notwendigkeit wohl verstehen, wenn WIEDEMANN 1911 seine große Praxis aufgab und nach Berlin ging, um dort an dem Institut von CORNELIUS Nervenpunktmassage zu studieren. CORNELIUS, ein Militärarzt, hatte die Zusammenhänge zwischen vielen Krankheiten und den „Nervenpunkten“ entdeckt, von denen bereits oben gesprochen wurde. Die offizielle Medizin lehnte ihn freilich ab; die Theorie, die der Empiriker CORNELIUS seiner großartigen Entdeckung unterlegt hatte, gab dazu willkommenen Anlaß. Denn diese Theorie, nach der es sich um „Knoten“ in den Nervenstämmen handeln sollte, erwies sich bald als falsch. Wie es aber in der Wissenschaft so oft geht, hielt man die Frage damit für erledigt; mit dem palpierenden Finger praktisch zu prüfen, ob nicht, trotz aller unsinnigen Theorie, beim Kranken die von CORNELIUS beschriebenen Schmerzstellen zu finden, durch ihre Massage Heilung zu bringen sei, das war unter der Würde des gelehrten Theoretikers. „An Nervenpunkte glaube ich nicht“, habe ich noch vor wenigen Jahren einen berühmten Neurologen sagen gehört. Und ein ebenso berühmter Internist, den WIEDEMANN zu interessieren versuchte, sagte ihm: „Ehe Sie mir nicht einen solchen Nervenpunkt unter dem Mikroskop zeigen, ist die Sache für mich Schwindel.“ (Unter der Hand WIEDEMANNs hätte er die Nervenpunkte freilich sehr bald zugeben müssen!) Die mikroskopische Demonstration ist selbstverständlich eine unmögliche Forderung. Denn de facto handelt es sich um krampfartige Zusammenziehungen von Muskelfasern (wahrscheinlich mit nachträglichen Stauungen und Stoffwechselstörungen im Gewebe), die erklärlicherweise nur am Lebendigen, nicht aber am Leichenpräparat vorhanden sein können! Wie immer wieder zu betonen ist: die schmerzhaften Stellen sind das Resultat funktioneller, nicht morphologischer Veränderungen. Das aber verstand die offizielle Medizin nicht; erst später entstand eine funktionelle Pathologie; und die Neuralmedizin ist noch jüngeren Datums. Die Klinik



jenes erwähnten Gynäkologen bildete damals eine seltene Ausnahme gegenüber der allgemeinen Ablehnung der Nervenpunktmassage. Freilich durfte WIEDEMANN — wenn auch erst nach dem ersten Weltkrieg — die Genugtuung erleben, daß der Oberarzt dieser Klinik, ein bekannter Forscher und Operateur, sich habilitierte mit dem Thema: „Nervenpunktmassage“!

Unbekümmert um solche Ablehnung — eine Kampfnatur war er ja; ihm machte Kampf helle Freude! — studierte WIEDEMANN also bei CORNELIUS. Selbstverständlich auch dies wieder mit all seiner Gründlichkeit. Ein ganzes Jahr blieb er in Berlin, eifrig massierend, studierend, diskutierend. Er hat oft und gern davon erzählt, wie er schon damals den richtigen Kern der neuen Methode erkannte, deren unwahrscheinliche Theorie aber bald abgelehnt habe. Er ist auch immer die *bête noire* unter den Nervenpunktmasseuren geblieben. Und schließlich trat er, dankbar zwar für die empfangene Anregung, aber in Ablehnung der auch dort alsbald in Orthodoxie erstarrten Lehre, aus dem Verband aus — er, den CORNELIUS selbst „seinen begabtesten Schüler“ genannt hatte. Es scheint der Lauf der Welt zu sein, daß das Huhn immer klüger sein will als seine Jungen . . .

1912 eröffnete der wohlausgebildete Nervenpunktmasseur eine Praxis in Bad Aibling. Sofort hatte er wieder einen großen Zustrom von Patienten. Aber so wohl er sich auch in dem schönen Badeort, unmittelbar vor einem idealen Gebirgsparadies, in seinem Garten, in der reichen Flora des Moors fühlte, er vertrug das Klima nicht. So übersiedelte er bald abermals nach München. Hier begann nun die Ernte seines ärztlichen Lebens. Während er nebenbei noch an der Augenklinik Professor v. SICHERERS aus alter Passion assistierte, wuchs seine Praxis von Jahr zu Jahr. Von weither kamen die Kranken, von früh bis spät behandelte er in mehreren Räumen. Sein Ruf wuchs mehr und mehr. WIEDEMANN hatte seinen Weg gefunden.

Wie mancher, sagten wir schon oben, hätte sich damit äußerlich und innerlich festgesetzt, das Begonnene ausgebaut, Geld verdient und wäre in Ehren alt geworden. Nicht so WIEDEMANN. Auf unseren ärztlichen Abenden wurde es deutlich, daß der äußere Erfolg das Feuer in ihm nicht erstickte. Nicht nur, daß er sich über seine Massage seine eigenen Gedanken machte (wovon später noch die Rede sein soll). Er, der nicht Masseur, sondern Arzt war, der nicht erkrankte Körperteile, sondern kranke Menschen behandelte, er, dessen Angriffspunkt gerade das unwillkürliche, das die unbewußten Lebensvorgänge regelnde Nervensystem war, er, mit seinem großen Glauben an Wesen und Wert der Seele, er

mußte sehr bald auf die *Bedeutung des Seelischen* beim kranken Menschen stoßen. Denn was physisch Erregung der sympathischen Nerven, das ist psychisch Empfindung und Gefühl und umgekehrt. Beides ist der nur für unser menschliches Auge verschiedene Ablauf des Gleichen in verschiedener Sphäre.

So kam es, daß sich WIEDEMANN zunehmend auch mit Seelenkunde und Seelenheilkunde beschäftigte; teils daheim studierend, teils als eifriger Teilnehmer an unseren Zusammenkünften, teils als Hörer in Vorlesungen, die ich für Ärzte und ältere Studierende in meiner Wohnung abhielt. Es hat mich oft lebhaft bewegt, wenn ich Semester für Semester den über Fünfzigjährigen in die Vorlesung kommen sah. Nach einem anstrengenden Tagewerk kam er, durch die halbe Stadt entfernt wohnend, allwöchentlich um 20 Uhr und war zwei Stunden lang der lebendigsten Hörer einer. Oft blieb er nachher noch und bewies durch Fragen und Einwände, daß er mitten drin in der Sache war. Das heißt, ein Mann und ein Arzt sein, dachte ich oft! Wie kläglich wirkten gegen ihn die Saturierten, die vielverdienenden Medizingrossisten an der Kassenkrippe, oder die, die da jammerten, daß sie nichts zu tun hätten (nämlich mit ihrem bißchen Kollegewissen). Welch herrliche Kraftworte fand in solchen privaten Gesprächen, bei der unvermeidlichen Zigarre, WIEDEMANN gegen all solche: aus dem Gefühl seines Könnens und Schaffens!

### III

Ganz spürte man die Wirkung dieses Mannes, wenn er massierte. Ich hatte mir auf der Jagd die Schulter verkrellt. Wie man's als Arzt natürlich macht — ich hatte (was ich jedem Kranken schwer vorwerfen würde) die Sache verbummelt. Es würde ja schon „von allein“ wieder gut werden . . . Das wurde es aber nicht; nach zwei Wochen konnte ich den rechten Arm nicht mehr heben, nicht ohne Schmerzen atmen. Also, auf zum Retter in der Not — zu WIEDEMANN!

Mancher hat schon gesagt, eigentlich sollte der Arzt erst einmal am eigenen Leib ausprobieren, was er mit seinen Kranken tut. Dabei denkt man wohl in der Regel an die Unannehmlichkeiten und Schmerzen, die man jenem auch einmal gönnt! Dieser freundliche Wunsch erfüllte sich an mir jedenfalls reichlich — die Lösung dieser Krampfknotten in der Muskulatur ist alles andere als eine Lust . . . Aber darüber hinaus war mir die Massage durch WIEDEMANN in mehrfacher Hinsicht eine wichtige Erfahrung. Ich

will hier nicht weiter sprechen von der erfrischenden Derbheit seines Auftretens, von seinem Humor oder von der besonderen Güte und der Sicherheit seines Wesens; obwohl dies sicher Faktoren sind, die jeden Hilfesuchenden rasch gewannen, ihm Vertrauen einflößen mußten. Aber die Massage selbst: ich kenne eine Anzahl von Nervenpunktmassagisten, die den Fehler machen, lediglich den schmerzhaften Körperteil zu untersuchen und zu massieren. Diese große Unterlassungssünde gab's bei WIEDEMANN nicht; er war ja überhaupt nicht „Nervenpunktmasseur“, sondern Zeit seines Lebens Allgemeinarzt und daneben auch Masseur. Er erzählte auf unseren nervenärztlichen Abenden einmal – als Beitrag dafür, wie wichtig es sei, auch entfernt liegende Körperregionen abzufühlen –, wie er bei einer Kranken für deren Kopfschmerzen an den üblichen Hauptstellen (Nacken usw.) relativ wenig „Punkte“ gefunden habe. Er sah dann bei der weiteren Untersuchung eine mehrere Jahre alte Blinddarmnarbe. Wenn er diese drückte, sprang der Kopfschmerz an. Er hat dann die Kranke lediglich durch Behandlung dieser Narbe geheilt<sup>1</sup>. Der als Duplizität der Fälle bekannte „Zufall“ wollte es, daß ich kurz nach diesem Bericht WIEDEMANN einen ganz entsprechenden Fall diagnostizieren und ebenso heilen konnte. Aber mit dem Erfolg allein begnügte sich WIEDEMANN nicht. In genauen Skizzen der sympathischen Nervenbahnen notierte er diese Beobachtungen und versuchte, sie sich zu erklären. Nach seinem Tod fand man Kisten voll von solchen exakt gezeichneten Blättern, an denen er bis in die späte Nacht arbeitete . . . Dies ganze reiche Material hat er freilich niemals schriftlich ausgewertet.

Man mußte sich also erst fast ganz entkleiden. Dann fuhr seine Hand über die Haut. Er berührte den Körper kaum; gar nicht zu reden davon, daß er sofort die Muskeln gedrückt oder massiert hätte. Im Darüberhingeleiten aber schien diese seine Hand zu reagieren wie der Stab des Wünschelrutengängers: da und dort spürte er – wie gesagt, oft per distance –, daß es in der Muskulatur nicht stimmte; dann senkte sich der Finger auf die Haut, tastete sich, kreisend, vibrierend oder bohrend, in den Muskel: ein Druckpunkt war gefunden. Dieser wurde dann bearbeitet. Ich bin mehrfach massiert worden, habe manchen massieren gesehen. Was für Stümperarbeit ist das doch in der Regel! Da streichen und streicheln die einen die Muskelzüge entlang, wie sie dies gelernt haben; ein anatomisches Präparat oder Bilder aus Atlanten im Kopf, glauben sie, „korrekt“

<sup>1</sup> Die Parallele zu HUNEKES bedeutsamer Beobachtung, die zu seiner Impletotherapie führte, ist deutlich.

zu massieren. Ob aber der Muskel nun (im individuell ja immer verschiedenen Fall) auch wirklich da sitzt und wie er beschaffen ist, kümmert sie wenig. Sie verlassen sich ja nicht auf ihre führende Hand, sondern auf das gelernte Wissen im Kopf. Andere scheinen den Muskel und besonders die Verhärtungen in ihm als ihren persönlichen Erbfeind zu betrachten und gehen gegen das zarte Gewebe vor wie ein zum Vernichtungskrieg entschlossener Feldherr: sie quetschen, boxen, zertrümmern – als hätten sie nicht lebendige Zellen, sondern Alteisen vor sich. Der Masseur schwitzt, der Kranke brüllt vor Schmerzen – und das soll dann Entspannung bewirken!

Wie anders arbeitete WIEDEMANN! Nicht, daß er da, wo es richtig war, nicht auch hätte fest zugreifen, Schmerzen bereiten können; seine Massage war alles andere als sentimental. Aber er vergewaltigte nicht plump. Er empfand die „Seele“ des Muskels. Er unterhielt sich, er parlamentierte mit ihm. Er spielte sich so auf ihn ein, daß er mit ihm spielen konnte, so wie ein geschickter Tierdressurist einen widerstrebenden Zögling gefügig macht. Es war, als fühlte der Muskel sich verstanden, wie das widerspenstige Kind, das aus seiner Trotzhaltung nicht herausfindet – so gern es auch möchte –; er zeigte dem Muskel, wie viel schöner, einfacher, bequemer es doch ist, den dummen Krampf aufzugeben, sich wieder hereingleiten zu lassen ins allgemeine Sein. Deswegen war der Schmerz, der unvermeidlich entstand, ein „wohltätiger“, „sinnvoller“ Schmerz. Ein inneres Empfinden spürte: jetzt kommt es in Ordnung. Dann aber ist Schmerz fast eine Wohltat. Ich verglich WIEDEMANN gegenüber seiner Massage einmal: er „flirte“ mit den Muskeln wie ein Liebhaber mit einem widerspenstigen Mädchen. Jedes Nachgeben sofort zu weiterem Andringen ausnutzend, jeden Widerstand, der fühlbar wird, respektierend und nicht etwa zu brechen versuchend, glich seine Massage, sagte ich ihm, dem raffinierten Vorgehen eines erfahrenen Eroberers . . . Er lachte sehr und gab's gern zu!

Das Auffallendste aber war mir bei WIEDEMANN'S Massage ein „Strom“, den ich spürte. Ich weiß, daß es Skepsis und Ablehnung bewirkt, wenn man von „Strömen“ zu sprechen wagt, die von dem Menschen ausgehen. Deren – früher oft behauptete – Existenz gilt für „exakt“ widerlegt. Galt es jedenfalls bis gestern. Heute mehren sich Beobachtungen, die solche Annahmen wieder in den Bereich der Möglichkeit rücken. Ich habe gerade hierüber mit WIEDEMANN oft gesprochen. Seine doppelte Natur kam dabei deutlich zum Ausdruck. Manchmal, wenn er der strenge Wissenschaftler war – der Universitätsprofessor und Augenarzt hatte werden wollen –,

bestritt er energisch, daß die Massage mit „Strömen“ irgendetwas zu tun habe. Dann bestand er hartnäckig auf ihrer allein mechanischen Wirkung; selbst seine Streichmassage (die er letzter Jahre ausgebildet hatte), nämlich feine Striche über die Haut, namentlich bei Neuralgien, erklärte er dann als Einwirkungen auf das Nervensystem mittels Berührung der Wollhärchen. Anderemale – wenn die Intuition, wenn sein empfindendes Genie, wenn der Praktiker sprach, wenn ihn heutige Schulen und Systeme gleichgültig ließen – gab er zu, daß bei der Massage sicher auch noch etwas wie „Ströme“, dynamische Auswirkungen des Masseurs, eine Rolle spielten. Er wies dann darauf hin, daß er stets mit der einen Hand massiere, mit der anderen aber „ableite“ – u. dgl. m.

Wissenschaftlich war diese Skepsis gegen alles Unbewiesene sicher ein Vorteil. Ihm, dem Menschen, hätte ich aber gewünscht, daß er öfter und mehr bedacht hätte, wie sehr ein Arzt, der Menschenhelfer ist, Kraft abgibt, sich ausgibt, sich verströmt! Einerlei, wie man sich dies Abgeben und dies Ausströmen vorstellen mag, es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kranke am Helfer genest, indem er von diesem „Kraft“, „Vitalität“, „Libido“ (oder wie man's immer nenne) übernimmt. Während jener sich anreichert, wird dieser entsprechend entleert, erschöpft. Beim reinen Messer- und Tablettenvirtuosen ist das nicht der Fall. Aber wo der Arzt seine Persönlichkeit dreingibt, wo er Mensch-Arzt ist, da ist dieser Vorgang sehr wichtig. Die Diätetik des Arztes ist noch nicht geschrieben, die ihn lehrte, derlei zu bedenken. WIEDEMANN hat dies nie beachtet. Er verströmte sich Tag für Tag, Jahr für Jahr. Wann aber und wie sorgte er für die eigene Regeneration? Gewiß, er hatte Bereiche des Lebens, in die seine Wurzeln tief versenkt dem Stamm neuen Saft zuführen konnten; seine große Verbundenheit mit der Natur und ihrem pflanzlichen Leben war ihm solch eine Quelle. Aber wie selten, wie wenig trank er aus ihr! Gern war er ab und zu im „Mayenbad“ in Mindelheim, wo er sein Gartenglück genoß. Dort okulierte er wieder seine Lieblinge, die Rosen, war er der „Rosendoktor“ (unter diesem Titel ist einmal über ihn eine verschollene Arbeit erschienen). Aber das waren seltene Tage.

Ich führe seine relativ frühe Erkrankung und seinen allzu zeitigen Tod zum Teil auf diese innere Erschöpfung zurück. Schon 1913 trat zum erstenmal bei WIEDEMANN Diabetes (Zuckerharn) auf. Die „nervöse“ Natur dieses seines Leidens ist von Anfang an deutlich. 1913 entstand es aus seiner großen Aufregung über eine notwendig gewordene Operation der geliebten Frau. Der Krieg, der 1916 erfolgte Tod seines Freundes von

SICHERER ließen die Nerven nicht zur Ruhe kommen und erst recht nicht der deutsche Zusammenbruch. Die Inflation raubte ihm alles Ersparte. Das traf ihn hart; denn die Sorge um Frau und Kinder verließ ihn seitdem nicht mehr. Sah er doch selbst seinen Gesundheitszustand immer sehr pessimistisch an, zumal seitdem sich zu der Zuckerkrankheit noch ein Herzleiden gesellte. Auch dieses – das in stunden-, ja tagelangen Anfällen von jagendem Puls bestand – war nervös erheblich beeinflusst. Abgesehen vom Föhn (dessen Studium ihn wohl mit deswegen immer wieder beschäftigte), waren seelische Alterationen, wie sie ihm auch weiter nicht erspart blieben, regelmäßig eine Veranlassung zum Ansteigen des Zuckers und dem Eintreten von Herzstörungen.

Ich habe mich in den letzten Jahren oft gefragt, ob man unter diesen Umständen nicht versuchen sollte, WIEDEMANN psychotherapeutisch zu helfen. Manches Mal saß ich an seinem Lager und hatte diesen Vorschlag auf den Lippen. Aber irgendetwas hielt mich ab; ich habe den Gedanken nie ausgesprochen. Und auch er hat wohl daran gedacht; aber auch nichts gesagt. Und jetzt, wo ihn die Erde deckt, ich mir die Frage erneut vorlegen mußte, ob etwa etwas versäumt sei, glaube ich doppelt zu wissen, daß es richtig so war . . . Es ist schwer zu sagen, warum. WIEDEMANN war ein Mensch, der nur für den oberflächlichen Blick einfach, unkompliziert, derb und bäurisch wirkte. Freilich hat man ihn vielfach so gesehen. Aber wer ihn näher kennenlernen durfte, spürte hinter dieser Maske des Landdoktors, des schwäbischen Biedermanns, des Kämpfers und Späßemachers bald etwas ganz anderes; das genaue Gegenteil. Wie hinter dem exakten Kenner aller nervösen Bahnen und Wege, dem klinisch geschulten Arzt und Forscher ein völlig anderer Mensch stand und wirkte, ein hellfühliger, fast medialer Taster, Spürer und Ahner, wie er aber diesen seinen eigentlichen und wirksamen Hinter- und Untergrund zu verbergen ständig bestrebt war: so war es überall bei ihm. Es ist, wie mir scheint, ein Kennzeichen echt intuitiver Naturen, daß sie ihr hintergründiges Erfahren nicht zur Schau tragen, es vielmehr verbergen, daß sie nicht von ihm sprechen, sondern das, was sie wissen, in rationale Form übersetzt, einer Allgemeinheit mitteilen, die für anderes ja auch wenig Organ zu besitzen pflegt. Diejenigen, die, wie es heute gern geschieht, auf ihre Intuitionen, auf ihren irrationalen Erfahrungsbereich zu pochen lieben, sind entweder Narren (von dem Geheimnis der Innenwelt Verschluckte), oder sie kokettieren nur mit Funktionen, die ihnen in Wirklichkeit abgehen.

Insofern ist Verschwiegenheit und die Aufrichtung einer für die Sozietät

geeigneten Fassade völlig an der Ordnung. Der Weise wird diejenige Maske tragen, die man verlangt und versteht, durch die sein Wort hindurchtönt, so wie es seiner Zeit und seinen Zeitgenossen verständlich ist. Für sich freilich, sich selbst gegenüber, sollte der Mensch wissen vom Unterschied zwischen Gold und Geld, von Sein und Maske, von Innerem und Äußerem . . .

Es schiene mir unbillig, ein Geheimnis aufdecken zu wollen, das zu verdecken WIEDEMANN sein Lebtage bemüht war. Nur darauf hinzudeuten, ist wohl erlaubt – und unvermeidlich, wenn man ihn verstehen will. Manches Schrullige und Seltsame, seine mimosenhafte Empfindlichkeit wie gelegentlich Starrsinn, Verbitterung und Härten werden erst begreiflich, wenn man daran denkt, wie sehr er – sich selber weitgehend unbewußt – im unsichtbaren Teil seines Wesens Welten angehörte, die ebenso sehr die Wurzel seiner großen Fähigkeiten wie mancher Schwächen, nicht zuletzt auch von früher Krankheit und Leiden waren.

In seinem Nachlaß fanden sich stoßweise Materialsammlungen zu einer Arbeit über die Angst. Mir scheint, daß man dies sein besonderes Interesse für die Angst noch nicht erklärt hat, wenn man etwa sagte, daß Herzstörungen vielfach Angsteffekte bewirken. Mindestens gilt genau so umgekehrt, daß die Angst – und zwar nicht die Furcht vor äußeren Gefahren, sondern die Angst vor unerkannten, unbewußten Mächten des Innenraumes – zu Alterationen des Herzens sehr oft führt. Diese Innenangst ist Urangst des Menschen vor dem Halbdunklen und Dunklen des Nichtgestalteten, Gestaltfernen und -feindlichen der Natur.

Das dem Manne Fremdeste und Fernste ist das Weibliche. Männer wie STRINDBERG, die dies Weibliche in der konkreten Frau zu er- und zu begreifen versuchten, sind daran verrückt geworden. Sie suchten, ungedenken alter PLATONISCHER Lehre, außen, was sich letztlich nur innen finden läßt: als „andere Seite“, als in träumender Nacht und dunkler Erdentiefe wirkender Gegenpol eigenen Seins. Des Mannes männliches Wesen, sein Geist (dessen eine Funktion der Intellekt nur ist) eint ihn solar und individuiert mit dem Logos, dem Lichtstrahl, ist Offenbarung des „Heiligen Geistes“, heißt ihn, mit dem Haupt den Himmeln zustreben. Seine weibliche Seite, die Anima-Seele, verhaftet ihn der Materie (mater!), den Gründen, allem Naturhaften, den „Müttern“. Wenn der Geist Erleuchtungen erfahren kann, sind Ahnungen und Hellfühligkeiten der Nachtseite des Wesens eigen . . .

Erinnern wir uns hier der Verbindung WIEDEMANN'S mit allem, was

nicht der *Geistwelt* angehört, sondern *seelisches* Kollektiv ist, mit Landschaft, Klima und Wetter! Denken wir an seine Verwobenheit mit der Pflanze, die er als „Rosendoktor“ so sehr liebte und verstand. Mir ist berichtet worden von Fähigkeiten, die man telepathisch nennen muß: er ahnte zum Beispiel die Erkrankung und den Tod seiner Mutter so bestimmt voraus, daß er eines Tages seine sämtlichen Patienten abbestellte und zu ihr fuhr, die noch kurz zuvor in bester Gesundheit geschrieben hatte; er traf sie – plötzlich schwer erkrankt. WIEDEMANN wußte zahlreiche Male genau, wann er einen wichtigen Brief, eine bedeutsame Sendung bekommen würde. Und solches mehr. Und vielleicht darf man seine größte ärztliche Fähigkeit, das Massieren, hier ebenfalls nennen. Das Fühlen und Tasten ist etwas Weibliches – nicht umsonst gibt es soviel mehr Masseusen wie Masseure. Sein männlich geistiges Wesen hatte im Anschluß an gültige Normen und Regeln Dozent und Augenarzt werden wollen – gegen dessen Willen wurde er, als wollte sich etwas Neues und Revolutionäres mittels seiner Person durchsetzen, „Masseur“. Diese seine höchst persönlichen Erfahrungen im Neuland der Heilkunst versuchte er in die rationale Sprache der alten Wissenschaft zu übersetzen. Es gelang ihm nicht. Er hat den eigenen geistigen Ausdruck für seine neue Natur nicht gefunden. Er hat ja auch kaum etwas veröffentlicht: abgesehen von der Dissertation nur ein medizinisches Volksbuch und eine größere Arbeit in den Jahreskursen für ärztliche Fortbildung; weiter nichts! Was er sonst aber in Mußestunden schrieb (eine Reihe literarischer Arbeiten, unter anderem eine Geschichte Mindelheims): das verbarg er selbst vor seinen Nächsten mit scheuer Sorgfalt<sup>1</sup>.

Er lebte im Geheimnis des „Weltinnenraumes“, verbunden mit Tiefenwelten, denen Form zu geben ihm nie gelang . . . ja, die anzuschauen und bewußt anzunehmen, er vielleicht vermied? Hat dieser heimliche, verschlossene, mit schwäbisch-derber Oberfläche die meisten täuschende Mann sich gar selbst getäuscht? Darüber getäuscht, daß sein Wesen – sein wahres, wirksames, wirkendes Wesen – viel weniger dem Geist und dem Gottesbild seiner Religion angehörte als jenem dunklen Bereich erdhafter Mächte? Bedenken wir, wie sehr er an der Mutter hing – die Mutter aber

<sup>1</sup> Von diesen seinen Aufsätzen ist deswegen nichts erhalten geblieben. Ja selbst seine Angehörigen erfuhren nicht einmal, wo sie erschienen sind. – Im übrigen: „Wenn eins krank ist in der Familie“. Mediz. Volksbuch. München bei Seitz und Schauer; und „Der Zusammenhang von Nervenpunkten mit Erkrankungen innerer Organe“. Jahreskurse für ärztliche Fortbildung, Mai 1925.

ist die früheste und mächtigste Inkarnation alles weiblichen Weltwesens für das Erleben des Menschen. Saß hier seine Angst? War es die ewige Menschheits- und Mannesangst vor den dunklen Gründen der chthonischen Allnatur, ihrem fruchtbar-furchtbaren Chaos, die ihm ans Herz griff?

Das kann niemand entscheiden. Es war aber der Grund, der mich instinktiv hinderte, ihm psychotherapeutische Hilfe zu raten. Das Problem dieses Mannes, spürte ich, saß zu tief, war unlösbar. Großen Reichtum erkaufte man teuer – so auch er. Dieser Lebensweg in seiner Konsequenz ließ sich nicht mehr ändern. Er war notwendig so: der Weg eines tapferen Pfadfinders in der Zeit des Übergangs; wenn einem sein langsames Verlöschen auch das Herz zerriß. Ich entsinne mich eines Besuchs bei ihm im Krankenhaus im Winter 1929. Man sah, daß das Ende nur eine Frage der Zeit war. Da lag und litt er: er, der Arzt, der so Zahllosen geholfen hatte, ohne Rücksicht auf Zeit und Kräfte, auf Lohn und Dankbarkeit, mit genialen Mitteln tiefster ärztlicher Kunst; da lag er nun selbst im Krankenbett – und niemand konnte ihm helfen.

Mit kurzen Besserungen – Besserungen, die nicht wirkliche Genesung waren, sondern die sein Pflichtgefühl dem gebrochenen Organismus abrang und die der wunderbar aufopfernden Pflege seiner Frau zu danken waren – welkte er langsam dahin. Als die Sonne in ihrem Jahreslauf am tiefsten stand (am 23. 12. 1930), erlöste ihn der Tod. Als die Christenheit sich anschickte, die Heilige Nacht zu feiern, in der aus der Vereinigung von Gottes Erleuchtung mit den dunklen Strömen der Erdenfrau das Weltwunder aus Geist und Seele geboren ward, da fand auch er seinen Heiler, ging er ein in die große Wandlung: in der der Mensch den Frieden findet, endlich enthoben dem Kampf zwischen den Gegensätzen und Ängsten dieser Welt. Nun falteten sich diese zwei müden Hände, die verströmend immer anderen geschenkt hatten, fromm ineinander – die linke Hand, die nach alten Lehren die sanfte weibliche, und die rechte, die männlich und aktiv ist. Da kam auch JOSEF WIEDEMANN zu sich selbst und wurde ganz – das aber ist dasselbe, wie zu seinem Gotte kommen.

Es ist viele Jahre her, daß ich FRANZ SCHWENINGER kennen lernte. Ein junger Kollege, der von der an unserer staatlichen Klinik üblichen Heilweise ebenso unbefriedigt war wie ich, nahm mich mit zu dem Arzt, von dem man damals in unserer Stadt seltsame Dinge hörte: er arbeite ganz anders, als man es sonst kenne, er behandle homöopathisch, er diagnostiziere aus der Iris . . . Und er habe damit so große Erfolge, daß seine Praxis, die er nach vieljähriger Tätigkeit an Kliniken (und einer Lehrzeit bei KLEEBLATT) vor kurzem angefangen habe, schon bedeutend zu nennen sei.

Was ein Homöopath tue und was gar Irisdiagnose sei, das war uns völlig rätselhaft. Es war noch vor BIERs großer Veröffentlichung; d. h., es gab noch nicht einmal den später so wild entbrannten Kampf gegen die Lehre HAHNEMANNs; sie wurde einfach totgeschwiegen. So gingen wir reichlich gespannt zu SCHWENINGER.

Diese erste Unterredung wird mir unvergeßlich sein. Heute weiß ich, daß all unsere Fragen – nach dem Wie und Warum seiner Arbeitsweise – unbeantwortbar waren; stammten sie doch, ohne daß uns das klar war, aus den Voraussetzungen der mechanistischen Medizin, innerhalb deren jemand, der in ganz anderer, wesensverschiedener Welt lebte und schaffte, gar nicht antworten, nicht erklären konnte. So verlief der sachliche Teil des Gesprächs ziemlich ergebnislos. Aber es gibt ja keine von dem Menschen trennbare „Sache“, erst recht da nicht, wo es sich um die Behandlung von Lebendigem handelt. Jedes ärztliche Schaffen bedient sich freilich der „Methoden“, aber in ihnen und durch sie hindurch wirkt der Mensch. Der Eindruck, den ich an diesem Abend von dem Menschen SCHWENINGER empfing, ließ mich nicht wieder los. Es „wurmt“ in mir; meine wissenschaftliche Erziehung sagte „Unsinn“, aber eine tiefere Stimme war angerührt und ließ nicht los. So entschloß ich mich, zu erfahren, was an diesem Mann und seiner Heilweise sei, und zwar als Patient. Das Experiment mußte entscheiden. Eine viele Jahre nach allen Regeln der Kunst ohne Erfolg behandelte Migräne gab vortreffliche Gelegenheit dazu. Ich vertraute mich SCHWENINGER an. Einigermassen staunend und anfangs wenig begreifend hörte ich seine Darlegungen, die er bei den verschiedenen Be-

ratungen bereitwillig gab. Ich erinnere mich noch, wie er gleich das erstmal seinen CARUS aus der Bücherbank holte und rühmte, daß dieser den Menschen nicht aus den gröbsten stofflichen Zellen und Atomen erstehen ließe, sondern daß er sich ihn aus dem Kosmos zusammenhole. Ich nahm gewissenhaft, aber höchst ungläubig seine Tropfen – und genas. Migräne habe ich seit jenem Jahr nie mehr gehabt. Und wenn durch Jahreszeit, Überarbeitung, durch diätetische Sünden (zu viel Rauchen, zu viel Arbeit oder zu wenig Bewegung) eine Neigung zu Kopfweh und Abgespanntheit einmal wiederkam, half jedesmal, binnen wenigen Tagen, seine Verordnung prompt. Damals und später habe ich mich oft gefragt, ob das nicht „Suggestion“ sei. Aber ich war sehr ungläubig an mein „Experiment“ gegangen, und vor allem widersprach dieser Annahme, daß die Heilung von einer deutlichen (mir gänzlich unerwarteten) *Krise* eingeleitet worden war. Welche Erstverschlechterungen ich in SCHWENINGERS Kuren dann oft beobachtet habe. Bei der Auseinandersetzung über die Frage, ob eine Heilung nur suggestiv („magisch“) bewirkt sei, sollte m. E. der Eintritt von Krisen als nicht-suggestives Phänomen gewertet werden.

Das war der überzeugende Beginn unserer Bekanntschaft, für mich der Eintritt in Neuland der Biologie und Therapie. Denn nach diesem eigenen Erfolg zog ich ihn natürlich zu immer mehr Behandlungen zu. Wie manche an der Klinik, deren Assistent ich war, erfolglos behandelte Fälle betreute er auf meine Bitte „unter der Hand“ und mit den erfreulichsten Ergebnissen, immer bereit zu helfen, und nie auf Lohn bedacht. Wie viele Menschen kenne ich, die ihm Gesundheit und Leben verdanken, die auf ihn zu schwören lernten. Was werden all diese nun tun, nachdem er die Augen für immer schloß? Seine „Methode“ – soweit man Homöopathie und Irisdiagnose einer solchen einordnen darf – verwenden gewiß manche kenntnisreich, gewissenhaft und begabt. Aber gerade an SCHWENINGER verstand man, daß das beste Medikament nicht alles ist. Er selber sprach einmal darüber: der Streit zwischen den verschiedenen Richtungen – z. B. Homöopathie und Allopathie – sei letztlich sinnlos. Es komme nicht darauf an, was einer verordne, welche Behandlungsweisen er nehme. Einzig und allein wichtig sei, daß einer den Stil *seines* Sehens und Heilens rein entwickle; jeder müsse sich aus seinem Wesen heraus die diesem entsprechende Methode wählen. Er kenne am Chiemsee einen „Aspirindoktor“, einen Schulmediziner also, dessen Kuren seien ihm viel überzeugender als die mancher Homöopathen.

Einem mechanistisch eingestellten, einem nur kausal Denkenden wird es

unsinnig und einem strenggläubigen Sektierer wird es grundfalsch und ärgernerregend sein, wenn man behauptet, daß neben dem Mittel, das gegeben wird, auch der, der es verordnet, wirksam sei. Oben wurde schon betont, daß diese Behauptung nichts mit der Annahme von Suggestion zu tun habe, ein Wort übrigens, das so wenig besagt und erklärt, wie so viele schön klingende Fremdworte unseres ärztlichen Kauderwelschs. Es sei denn, man nähme das Wort deutsch und wörtlich: als Be-Einflussung nämlich, und frage sich alsdann, wer wen warum und wie beeinflusse. Tut man das, so wird man allmählich erkennen, daß die geschickt gemachte und listig gezielte Verführung, Vergewaltigung und Verfälschung durch Überreden und Beschwatzen etwas ganz anderes (und höchst Minderwertiges) ist gegenüber der einen Menschen wahrhaft wandelnden und aufbauenden Kraft *echter* Beeinflussung. Diese nämlich geht aus von einem schöpferischen, überpersönlichen, nicht gewollten und gemachten, sondern einem un-will-kürlichen, göttlichen Funken und Kern. Das läßt sich nicht, in den üblichen Kategorien, in ein System von Ursache und Wirkung aufdröseln. Es ist ein Geheimnis, das wir nur staunend und dankbar ergriffen annehmen können. Es ist das „Charisma“ des wahren Führers, des echten (so seltenen) Heilers. Deswegen haben alte Zeiten solche Menschen „göttlich“ genannt. Sie sind mehr als Privatmenschen; das sind sie freilich auch (und nur dies pflegt dann der berühmte „Kammerdiener“ zu schen), aber in ihrer Berufung wirkt ein anderes Höheres durch sie hindurch und durchschwebt alles, was in ihre Nähe tritt, alles, was durch ihre Hand ging. Genau wie es belanglose und farblose Landschaften gibt, Gegenden, die nichtssagend sind, und dann wieder solche, die „aktiv“ ausstrahlen, gibt es auch seltene Menschen, die so großartig sind, so bedeutend, rund, heil und richtig, daß unter ihrem Zauber etwas sehr Merkwürdiges geschieht. Im Gegensatz nämlich zur Suggestion (die den anderen immer in irgendeinem ihm aufgezwungenen Bild von Gesundheit, Bravheit oder Tüchtigkeit hineinpreßt), zwingt etwas in jenen Seltene uns, zu unserem wahren Wesen zurückzukehren (dessen Verlust uns „kränkt“). Ich habe FRANZ SCHWENINGER vor allem im Auge gehabt, als ich in meiner „Praktischen Seelenheilkunde“ diesen Heilertyp also zu beschreiben versuchte:

„... es sind das Menschen, bei denen die Ordnungsbegriffe Enge und Weite, auch die von Wissen und Nichtwissen wenig sagen, außerordentlich seltene Geschöpfe, die echt und richtig sind von Natur aus. Sie sind geborene Heiler und nicht gewordene Ärzte. ... Ich nenne sie in meiner Privatsprache ‚natürliche Gleichrichter‘. Das will sagen, daß man in ihrer

Ausstrahlung, in ihrem Kreis und ihrer Schwingung irgendwie nicht mehr verkehrt, ver-rückt sein kann; jedenfalls nicht mehr so wie vorher. ‚Es‘ richtet sich an ihnen wie an einem Magnet, einem Leuchtturm. Sie sind ‚aktive Stimmgabeln‘. Ihnen wird oft bitter unrecht getan, wenn ihre Theorien (die sie natürlich auch haben) und ihre Arbeitsweisen kritisiert werden: ohne Einbeziehung dieses magisch wirksamen Wesenskernes. Ganz sinnlos ist es, wenn Dritte, von den Erfolgen solcher Heiler begeistert, deren Methoden nachmachen wollen, ohne ebenso zu *sein*.“

Solches spürte man wirksame Wirklichkeit werden, wenn man mit SCHWENINGER war.

Schon durch seine leibliche Erscheinung sprach dieses sein Wesen. Nur diejenigen, die in einem höheren Sinne ein Ganzes sind, vermögen die Gegensätze, in die der Mensch gemeinhin gespalten zu sein pflegt, so zu vereinen, gleichzeitig und gleichwertig zu binden. Ich kann in Kürze und andeutend nur hinweisen auf die Verwebung von Männlichem und Weiblichem im Menschen. Die meisten sind Männer auf Kosten ihres weiblichen Elements oder sie haben ihr Männliches derart vergessen, daß sie unerträglich weiblich wirken. Wie selten ist der Mann, dessen Männlichkeit in Kraft und Macht thront – und dem dazu auch noch die weibliche Einfühlung, die Zartheit, die heilende und helfende Güte eignen. „O Mann, Dein inneres Mädchen“ singt RILKE einmal davon. – Oder: welches Problem ist das Gesundsein! *Nur* gesund zu sein ist das, was die allermeisten bestenfalls erreichen. Wie häufig aber ist solche Gesundheit, tiefer gesehen, ein armseliger, unlebendiger, ein unfruchtbarer und ungesegneter Zustand . . . Gesund sein – und dennoch fühsam, weitschwingend, ein-drucksbereit bleiben, er-leiden können, das ist die höhere Kunst. Nur wenn bei aller unbeirrbaren Festigkeit, aller Bereitschaft selbst zu unnachgiebiger Härte, auch die feinste Geigensaite des inneren Menschen mitzittern kann, sind wir rund und ganz. Auch das Kranke gehört zur Welt und hat also auch *in* uns seinen Platz, sein Recht, zumal wenn einer Arzt ist. Man würde, scheint mir, manche peinliche Entgleisung vermeiden, wenn man das besser sähe und nicht, sobald man auf irgendwie reizbare Seiten in einem Großen, einem Ausnahmemenschen stößt, von „Pathologischem“ spräche. Mancher wäre schöpferischer, menschlicher und wertvoller, wenn es ihm nicht so gut ginge – die „himmlischen Mächte“ wären ihm nicht so fern. In diesem Wagnis, auch mit allem Kranken und Leidenden mit-schwingen zu können, es anzunehmen, auch krank und (mit-)leidend sein zu können, ebenso wie gesund und unproblematisch, liegt eine der Auf-

gaben des wahren Arztes. Die im Vergleich zu anderen Berufen kurze Lebensdauer der Ärzte dürfte auch hierin begründet sein, nicht nur in den in der Regel allein bedachten – soziologischen, hygienischen und energetischen – Umständen.

Die Diätetik des Arztes ist noch nicht geschrieben. Wie erneuert er sich, wo holt er sich stets die neue Kraft? Denn wer nicht blind ist, wird das alte Sprichwort lieber umdrehen und sagen: der rechte Mann denkt an sich selbst *zuerst*. Sonst kann es leicht dahin kommen, daß „einer des anderen barmherziger Krankenwärter“ wird . . . Auch darüber haben wir oft gesprochen. In mehreren Bereichen holte sich SCHWENINGER neue Kraft, Erhebung und Befreiung. Außer lebendiger Teilnahme an allem Jungen in der Welt waren es die Werke von PARACELsus, von BÖHME und CARUS und war es, wie er mir später einmal berichtete, die EDDA, die seine inneren Quellen ebenso speisten wie die Musik, der seine innerste Seele gehörte. Und schließlich war es sein Wölfelhof im Gebirge, wo sein Wesen die Wurzeln tief in die Erde senkte, wo er als ein echter und rechter Bauer jede freie Stunde verbrachte, auf dem Acker, mit dem Vieh, an der Hobelbank.

Und trotzdem, trotz alledem: dieser hühnenhafte Mann, groß und breit, dessen Auge unergründlich war wie ein tiefes Wasser, aus dem strahlendes Licht bricht, dessen Stimme bei aller ihr möglichen Zartheit dröhnte, dessen Begrüßung schon – bei allem vorsichtigen Abtasten und bei allem Pathos der Distanz – eine Weiträumigkeit hatte, die nur aus letzter Fülle und Sicherheit geboren wird – er wurde schon mit 52 Jahren von uns genommen. Nicht nur der Dankbarkeit zu dem Arzte, nicht nur der freundschaftlichen Liebe ist das unbegreiflich. Wer schaute in die tieferen Gründe solchen Geschicks? „Ein Achilles liegt begraben . . .“ Ganz fern nur dämmert mir ein Ahnen, wenn ich über das Unbegreifliche nachzudenken versuche – daß auch er den Tod eines Kämpfers starb, den Tod auf dem ärztlichen Schlachtfeld, der so viele und Beste von uns holt. Alle echten geistigen Menschen, die Streiter in der Wissenschaft, haben einen Kampf aufgenommen, der Opfer kostet: den Kampf um das Verstehen und Meistern eines neuen Sinns der Erde und ihrer Kräfte. Diese aber sind in der Vergangenheit, der wir entstammen, durch die Verdrängung und Verteufelung des dithonischen Teils dämonisch, sie sind diabolisch geworden. Erde und Blut sind nicht gut oder böse; diese moralischen Ordnungen sollte man weglassen. Diese Mächte sind *elementar*. Nur im Bunde mit ihnen, dem MEPHISTO von GOETHES FAUST – dem Erdgeist – führt der

Weg zu den Müttern. Aber es ist ein gefährlicher Weg. Und es wird lange Mühen, es wird noch viele Opfer kosten, bis die Götterdämmerung geschehen ist, bis der alte unselige Zwiespalt zwischen der Welt der lichten und der dunklen Götter behoben ist. Ehe der blonde und helle Parzifal den dunklen Bruder Feirefiz nicht gefunden, wieder erkannt und mit ihm Blutsfreundschaft geschlossen hat — so weissagt das alte Lied des WOLFRAM VON ESCHENBACH —, werden wir den Montsalvat — den Berg des Heiles — und den Gral nicht finden. Der Mythos ist das Schicksal eines Volkes, wie das SCHELLING gezeigt hat, der Mythos aber geht in den Schicksalen der einzelnen seinen Weg. Auch die Rückkehr zur Natur und zur natürlichen Heilweise ist einer der Schritte notwendigen Schicksals . . . Einer ist gefallen in diesem Kampf, der Besten einer. Grüßen wir ihn am Grab, wie wir's im Feld so oft getan haben:

Daß Du fielest, erhöht Dich und Dein Schicksal weit über uns,  
die wir noch leben - desto mehr soll unser Leben *dem*  
gewidmet sein, wofür Du fielest.



rapie, die sich nicht in Spitzfindigkeiten verliert, sondern in jeder ärztlichen Praxis ebenfalls ausgeführt werden kann. Besonders wertvoll ist es, daß es sich hier um Fälle handelt, die der Praxis entnommen wurden.

Der Autor gehört keiner der psychotherapeutischen „Schulen“ an. Er versteht, das Gute jeder „Richtung“ zu nutzen. So gewinnt der Leser einen Überblick über die verschiedenen Aspekte der Tiefenpsychologie und ihre Möglichkeiten der Behandlung. Über das rein Medizinische hinaus werden von Heyer kulturelle und metaphysische Gesichtspunkte einbezogen. Das Werk stellt somit auch einen Beitrag zu der so oft geforderten anthropologischen Medizin dar. Der Mensch, um den es in diesen Briefen geht, wurzelt ebenso in biologisch-kreatürlichen Bereichen wie im sozialen Gefüge und wird nur dann ganzheitlich gesehen, wenn erfaßt und berücksichtigt wird, daß er in das Göttliche hineinragt.

Das Buch wird sicher nicht nur den Arzt, sondern auch den Psychologen, Pädagogen, Philosophen und viele Geistliche interessieren. Jedem, der mit Menschen zu tun hat, wird es Wesentliches zu sagen haben.

*Durch jede Buchhandlung zu beziehen!*

HEIPOLKRAUTS VERLAG  
SEELEKARU